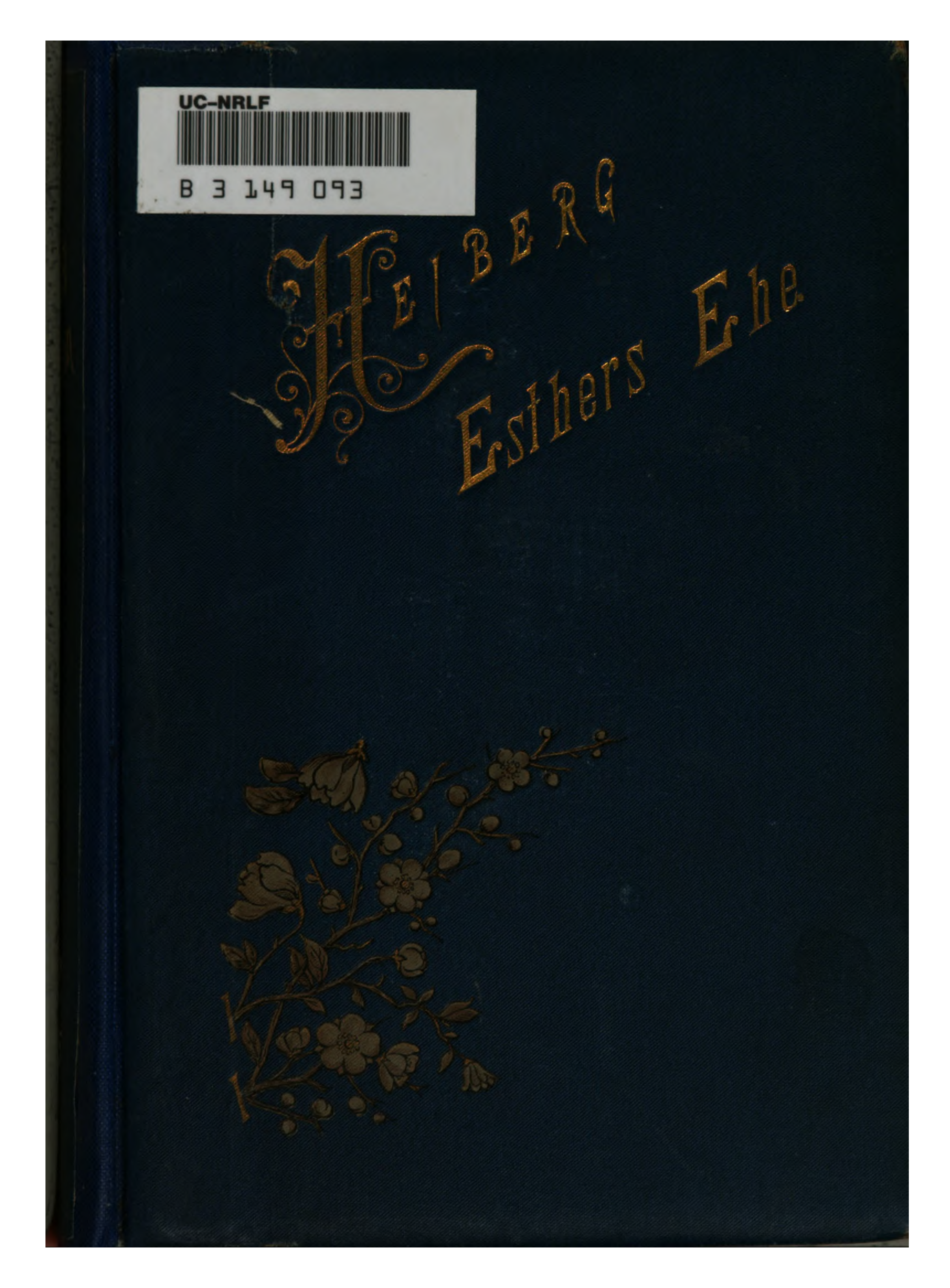
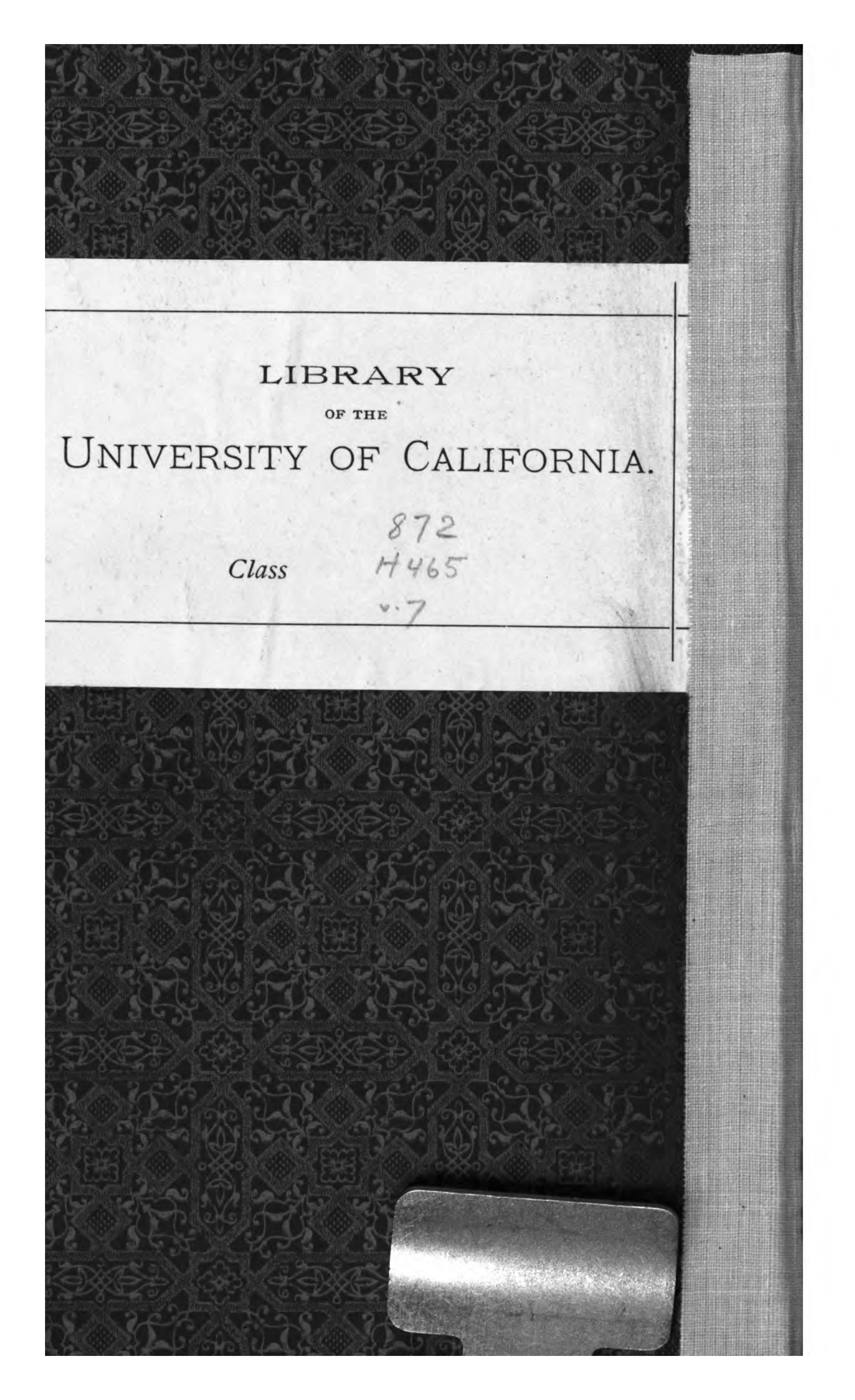

UC-NRLF
B 3 149 093
Heiberg
Esthers Ehe


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class 872
H465
v.7



Schriften

von

Hermann Heiberg.

Siebenter Band.

Esthers Ehe.

Wilhelm Friedrich
Leipzig-Berlin.

Esthers Ehe.

von

Hermann Heiberg.



Leipzig,



K. R. Hofbuchhändler.

Frau

Emilie Mosse

gewidmet.



Im Spätwinter, um Mitternacht des Jahres 188* hielt vor einem Hause der Lennéstraße in Berlin eine schier endlose Reihe von Equipagen. Die vorgerückte Stunde und die hellerleuchteten Fenster deuteten auf ein großartiges Fest, und in der That handelte es sich um eine Polterabendfeier, von der in der Berliner Gesellschaft seit Wochen bereits die Rede gewesen war.

Die Kutscher der herrschaftlichen Wagen hatte meist der Schlaf übermannt. Sie saßen in ihren weißen Regenröcken und ihren hohen Hüten fast unbeweglich da, und nur wenn sie für Augenblicke durch die rückwirkende Bewegung der ungeduldig mit den Köpfen nickenden Pferde auf die ihre Zügel haltende Hand emporgescheucht wurden, regten sie sich wohl einmal und blinzelten mit halbem Auge auf ihre Umgebung.

Von den Droschkenkutschern, die sich hier der Gelegenheit harrend und dem Zufall vertrauend, auf-

gestellt hatten, waren einige von den Sitzen herabgestiegen und standen in ihren großen blauen Mänteln und Stiefeln, des feinen Strichregens nicht achtend, der vom Himmel herabrieselte, zusammen und plauderten.

Sie alle aber warteten mit jener in das Unvermeidliche sich fügenden Ergebung, welche besonders die dienende Klasse der Berliner Bevölkerung auszeichnet, und nur in einer Brust schien sich etwas von der auflehnenden Ungeduld zu regen, welche sonst nur das Vorrecht derjenigen ist, die zu herrschen in dieser Welt gewohnt sind.

„Da kann man sich die ganze Nacht um die Ohren schlagen," murmelte der Mann mürrisch, ließ die Zügel fallen, hüllte sich fester in den Rock, ergriff die Leine von neuem und bewirkte durch die unsanfte Bewegung, daß der Wagen von den Tieren angezogen ward.

„Ruhig gestanden! Zum Donnerw—" Die Peitsche fiel hart auf den Rücken der Pferde.

„Na, was ist?" — rief einer der Kutscher aufgeschreckt, fast ungeduldig.

Es entwickelte sich sodann ein Gespräch zwischen den beiden, in welchem die Ideen, welche die Zeit beherrschen, deutlich zum Ausdruck gelangten.

Und der Schluß lautete, daß die da drinnen

glücklich seien, es verteufelt gut hätten, und die hier draußen nichts weiter seien als weiße Sklaven.

Und gerade als das Wort gefallen war, schrie mitten unter den Klängen der Musik und unter den Ausbrüchen der Festfreude ein Mensch auf, und dieser Schmerzenslaut drang aus der Brust eben des Mannes, dessen Glück jener draußen mit zähneknirschender Miene beneidet hatte. Wie's denn immer ist in der Welt! Wir mißgönnen anderen ihr Los und vergessen, daß alles dem raschen Wechsel unterworfen, und daß es nichts giebt, worauf nicht der Staub des Lebens fällt.

Was jenen in so starke Erregung versetzt hatte, war allerdings etwas Außerordentliches. In diesem Augenblick hatte ihm seine Braut, die Tochter des Hauses erklärt, sie könne ihm nicht angehören und müsse ihr Wort zurücknehmen.

Die erste Kunde von einem unliebsamen Zwischenfall erhielten die Eingeladenen bereits am nächsten Mittag durch die Anzeige, daß die Hochzeit wegen plötzlicher Erkrankung der Braut auf unbestimmte Zeit verschoben sei.

Nach wenigen Tagen aber war der wirkliche Thatbestand in den Berliner Gesellschaftskreisen bereits offenkundig, und fast ausnahmslos nahm man gegen die junge Dame Partei.

Die Equipagen und Mietwagen waren lange davongefahren; die brütende Nacht lag, kämpfend gegen den anbrechenden Morgen, über der Stadt, und noch immer saßen die Bewohner des Hauses beisammen.

Drüben im Saal, in dem vor kurzem die Paare sich im wirbelnden Drehum bewegt hatten, ging die Dienerschaft geschäftig auf und ab, um alles wieder an Ort und Stelle zu bringen. Die Fenster waren geöffnet; die heiße, drückende Luft entwich.

In sämtlichen Räumen brannten noch die hohen, silbernen Kandelaber, und ihr Licht erhöhte jenen nachlässig vornehmen Glanz, den eine Gesellschaft in einem reichen Hause zurückläßt und der gleichsam als Nachhauch von Fülle und Wohlleben über den Dingen ruhen bleibt.

„Schließe die Thüren, Martha,“ hub die Frau des Hauses an, als ihre jüngste Tochter in heftige Thränen ausbrach. „Die Mädchen mögen zunächst in den übrigen Zimmern abräumen, — sag's ihnen, daß sie uns nicht stören —“

Und nun wandte sich die Sprechende mit besorgtem, aber auch mit einem grenzenlos traurigen Ausdruck in den Mienen zu ihrer Tochter. Martha aber war wieder an ihren Platz zurückgetreten und hörte stillen Angesichts zu.

„Und Du kannst nicht sagen, wie's plötzlich über Dich gekommen ist, Esther?“ fragte die alte Dame forschend und suchte das Auge ihrer Tochter. Die Angeredete bewegte das Haupt; es war nicht nein und nicht ja.

„Wann sagtest Du es ihm? Wie nahm er es auf?“

Die Knieende schluchzte, statt etwas zu erwidern. Die Hand der Alten ruhte auf dem dunklen Scheitel ihres Kindes, das niedergesunken war und vor ihr lag wie eine Büßende. Nach einer kurzen Pause sagte sie eindringlich:

„Sprich, Esther, — sprich! Ich weiß, daß Du mir etwas verschweigen möchtest. Vertraue mir! Was es auch sei, — rede, — schütte Dein Herz aus!“

Aus dem Munde des Mädchens drangen leise schmerzliche Laute und sie preßte die Hand ihrer Mutter. Nun erhob sich Martha und beugte sich zu ihrer Schwester hinab.

„Esther —!?“

Der schwarze Kopf bewegte sich.

„Esther! Liebe Esther! Antworte doch!“

„Nun wohl,“ rief Esther und erhob sich. „So hört denn! Es ist nichts Plötzliches. Nur zum

Ausdruck gelangte es, da ich nun unmittelbar vor dem Unabänderlichen stand. Ich liebe Martellier nicht. — — Ich liebe, — ich liebe —"

Wieder sank sie vor ihrer Mutter nieder. Wie ein todkranker Schwan lag sie da in ihrem weißen seidenen Kleide und schluchzte.

Aber auch Marthas Mienen hatten sich bei Esthers andeutenden Worten seltsam verändert. — Sie war zurückgesunken in den Stuhl. Sie fragte, sie drängte nicht mehr. Fast schien's, als ob sie vor den Eröffnungen zittere.

„Du liebst einen anderen?" fragte die alte Dame sanft. „Ist's so?"

Das Haupt der Knieenden bewegte sich zustimmend. Ein stummes, inhaltreiches Ja.

„Und wen?"

Keine Antwort.

Eine unheimliche Stille herrschte in dem heißdumpfen Gemach. Die Wachslichter waren tief herabgebrannt und verbreiteten nur noch ein unvollkommenes Licht. Die alten Möbel schienen ihre Körper vorzustrecken und zu lauschen; Geheimnisse zu hören, drängt es die toten Dinge. —

„Und wen, Esther?" forschte noch einmal dieselbe Stimme, jetzt zärtlicher, in den Ton der Frage zugleich eine milde Verzeihung mischend.

Die Worte klangen so eindringlich und doch so zart, daß das Herz der Bekümmerten schmolz.

„Wolf Rochau —“ tönte es kaum hörbar, und Wolf Rochau — wiederholte bis ins Herz getroffen, auch ein anderer Mund.

Esther erhob sich, strich sich über die Wangen, schob das Haar von der Stirn zurück und begann, während ihre Schwester wie zufällig eine dunklere Ecke des Zimmers suchte:

„Sieh, Mutter, ich kann Ernst nicht heiraten. Ich kann und darf nicht! Ich glaubte ihn zu lieben. Ich liebe ihn nicht. Schon seit Monaten fühlte ich es und wagte doch nicht zu sprechen. In den letzten Wochen war alles, was er that, mir — — unerträglich. Ich befand mich in einer steten heftigen Abwehr, in einem stillen Ärger über ihn. Seine schulmeisterliche Pedanterie, seine Engherzigkeit, die Art seiner Zärtlichkeit — O, O — —“.

Das Mädchen schüttelte sich bei den Erinnerungen, und in ihre Augen trat ein hilfloser, mit Abscheu vermischter Ausdruck.

„Auch die wenig zarte Behandlung so vieler äußerlicher Dinge, die Aussteuer, — die Wohnung — Nein, nein, Mutter! Martellier ist kein Mann, dem ich angehören kann. Und heute, als ich Wolf Rochau wieder sah, da stand es fest in mir. Als

mich Martellier nach dem Walzer an meinen Platz führte und versteckt küssen wollte, wandte ich mein Gesicht ab, und als er erzürnt mich schalt, da sagte ich ihm —"

Esther hielt inne. Drüben im Stuhl fuhr Martha, ihrer nicht mehr mächtig, empor. Niemand achtete darauf. Aber die Frau faßte die Hand ihrer Tochter und sagte:

„Sprich zu Ende, Esther. Da es einmal geschehen, schütte Dein Herz aus."

„Nun, da sagte ich ihm mit einem flehenden Blick: Ernst, ich fühle es, ich kann die Deinige nicht werden. Gieb mich frei. Er sprach auf mich ein, er bat, er forderte, und dann — verletzte, beleidigte er mich durch seine Worte. Er war roh, — roh, Mutter, — so roh, wie ich fühlte, daß er gegen mich geworden, wenn ich seine Frau — —"

Als sich Esther nach diesen Worten stumm in einen Sessel gleiten ließ, hub jene an:

„Ist irgend etwas Besonderes zwischen Dir und Wolf Rochau heute vorgefallen?"

Esther mied den Blick, der sich auf sie richtete. Sie antwortete nicht.

„Wolf Rochau ist ein außerordentlicher, aber durch seine ganze Veranlagung auch zugleich ein gefährlicher Mensch! Antworte mir, Esther! Hat Dich ein

Gespräch mit ihm heute in Deinen Entschlüssen befestigt? Ich verlange, ich fordere von Dir, daß Du mir dies gestehst."

Das junge Mädchen stand auf und machte eine Bewegung, als ob sie alles abschütteln wolle, was man sie fragte, was auf sie eindrang, was sie beschäftigte.

„Nein und Ja! Mutter! — Ich weiß es nicht. Ich kann es Dir nicht sagen. Nur eins. Ernst nannte mir seinen Namen, und ich leugnete nicht, daß Wolf Rochau mir wert sei. Ich bereute es, nachdem es geschehen, aber er reizte mich, er zwang mich durch seine unehrerbietige Begegnung, durch seinen hämischen Zorn, durch die Verachtung, mit der er über einen mir teuren Menschen sprach."

„O, Du unglückliches Kind!" murmelte die alte Dame und starrte mit verlassenem Blick vor sich hin. Es schien, als ob sie wie eine Seherin in die Zukunft blicke und traurige Bilder vor ihr auftauchten. Und da schwoll es auf in Esthers Innerem.

„Vergieb, Mutter, den Kummer, den ich Dir mache. Ach, sieh mich an. Sei mir gut. Ich will alles in mir unterdrücken, ich will verzichten, für immer verzichten, nicht klagen, keine Miene soll verraten, was in mir vorgeht. Nur behalte mich lieb und verzeihe, daß ich Martellier von mir

wies. Wolf Rochaus Name soll nie wieder vor Dir genannt werden."

Nun erhob sich Martha und trat an den Tisch. Eben flackerte das zitternde Flämmchen in einem der herabgebrannten Lichter noch einmal auf und — erstarb. Scharf duftend drang der Geruch des Wachses durchs Gemach.

„Gute Nacht. Verzeiht! Ich fühle mich plötzlich sehr unwohl —!"

Esther erhob den Blick; ihre Augen brannten. Aber als sie in den Mienen ihrer Schwester forschte, die sie wider Erwarten kalt und mitleidslos anstarrten, da umfaßte sie deren abwehrende Gestalt, lehnte ihr Haupt an Marthas Wangen und schluchzte. Aber jene löste sich rasch aus der Umarmung, neigte noch einmal den Kopf und verließ das Zimmer.

„Mutter, Mutter! Was ist's? Was hat Martha? O, auch das noch! Als ob mir Eisen die Brust spannten! — Als ob alles zerspringen müsse hier, hier drinnen! Unglücklich, grenzenlos unglücklich fühle ich mich."

„Armes Kind! Meine arme Esther!" — sagte die alte Frau, zog das schöne erregte Geschöpf an sich und suchte sie sanft zu trösten.

* * *

In derselben Nacht ließ sich der junge Advokat Dr. Ernst Martellier an seinem Schreibtische nieder und richtete die nachstehenden Zeilen an Frau Esther Mendelsohn:

„Liebe und hochverehrte Mama!

Erlauben Sie, daß ich Sie heute noch so nenne! Gestatten Sie auch, daß ich, kaum gegangen, Ihnen mein Herz ausschütte und in Ihrem Mitfühlen Trost suche, durch Aussprechen mich erleichtere.

Sie werden ermessen, was in mir vorgeht. Unmittelbar vor meinem Glück, trifft mich Esthers Erklärung durch das Unerwartete um so furchtbarer.

Immer wieder frage ich mich, ob denn alles Wahrheit, ob ich wirklich von einer Schwelle verbannt sein soll, die ich bereits als Ihr Sohn überschritten hatte. Woher diese plötzliche Sinnesänderung? Denn plötzlich muß sie doch entstanden sein, da Esther alles geschehen ließ, was uns unserem Glück entgegenführen sollte. Polterabend! Heute die Trauung in der Kirche! Unsere Wohnung gemietet, mit tausend Überlegungen eingerichtet, alles bereit, uns zu empfangen! — Und nun das Wort: Gieb mich frei! Ich kann nicht die Deine werden! Und damit alles tot, — ich weiß es. Ich kenne Esthers Charakter! Ich verzichte auch darauf, mich ihr noch einmal zu nähern, nachdem ich an dem

gestrigen Abend alles gesagt habe, was sich mir naturgemäß aufdrängen mußte, und nachdem sie allem diesen mit einer verletzenden Kälte begegnete.

Vielleicht, es mag sein, bin ich nicht ohne Schuld. In dem furchtbaren Aufruhr meiner Gefühle mag ich manches hartklingende Wort gesprochen haben. Mit meinem Herzen hatte es nichts zu thun. Was dieses sprach, legte ich Esther demütig zu Füßen, und erst, als sie mir den Namen eines anderen Mannes nannte, der ihre Gedanken zu beschäftigen scheint, verließ mich die besonnene Ruhe.

Ist dies nicht begreiflich, teure Mama? Ist dies nicht zu entschuldigen? Mußte Esther nicht früher einen so außerordentlichen Entschluß mir, — uns allen kundgeben? Ist es nicht doppelt grausam, diesen Tag, diese Stunde zu wählen?

Sie bietet mir endlich die langsam reifenden Früchte.

Ich bin ein Durstender und greife danach. Nun — gerade nun — schnellt der Zweig zurück! Alles vernichtet! Mein inneres Glück nicht nur, auch mein äußeres!

Doch — schon zu viel! Das Unabänderliche muß ertragen werden.

Ich bitte Sie, liebe Mama daß Sie mir bald Gelegenheit geben, mich mit Ihnen über verschiedene

Angelegenheiten auszusprechen. Die äußeren Dinge, so nebensächlich sie erscheinen in einem solchen Augenblick, müssen berührt werden.

Ich denke dabei weniger an mich, als an Ihr Haus, und nicht zum Geringsten an Diejenige, der ich einst teuer war und die ich nie aufhören werde zu lieben. Sie haben wohl die Güte, unsere Gäste telegraphisch zu verständigen, und schlage ich vor, den nachstehenden Entwurf der Absage als vorläufiges Motiv zu wählen."

Frau Mendelsohn berührte dieses Schreiben um so schmerzlicher, als sie Ernst Martellier in allem darin Gesagten recht geben mußte. Ihr Mitleid verschärfte sich, und des Schreibers Wert stieg durch die Art, in der er verzichtete. Sie beschloß indessen, Esther von dem Inhalte dieses Briefes keine Kenntnis zu geben; nur Martha machte sie Mitteilung. Es leitete sie sowohl Zartgefühl wie Rücksicht. Gerade weil Martelliers Vorwürfe gerechte waren, mußten diese Esther empfindlich berühren, und derselben den einmal gefaßten Entschluß noch schwerer zu machen, verbot ihr die Liebe zu ihrem Kinde.

Aber auch Martellier wünschte sie zu schützen. Sie fürchtete, daß die nüchternen, aber doch vielleicht so natürlichen Hinweise auf äußere Dinge in dem Schreiben Esther eine weitere Handhabe geben könn-

ten, seinen Charakter zu verurteilen, während es sie drängte, gut zu machen, was ihr Kind an dem Manne verschuldet hatte.

Esther war eine eigentümliche, äußerlich keineswegs weiche Natur. Sie besaß einen ungewöhnlichen Charakter und ein überaus feines Gefühl für alles Große und Bedeutende. In ihrer Seele war kein Raum für kleinliches Denken und Empfinden, während Martellier von einem pedantischen Egoismus erfüllt war.

Wie sich diese beiden Menschen eigentlich zusammengefunden hatten, war rätselhaft.

Rascher Erfolg und rasches Ansehen hatten bewirkt, daß des jungen Advokaten Name eine Zeit lang in aller Munde gewesen war. Esther ward begierig, den oft Genannten kennen zu lernen und empfand bei der ersten Begegnung keine Enttäuschung, da jener sich ihr und Martha in auffallender Weise näherte. Ihrer Eitelkeit ward geschmeichelt, und ein leises Interesse begann sich in ihr für ihn zu regen. Allmählich wurden sie vertrauter mit einander, und eines Tages hielt der junge Rechtsanwalt um die Hand der schönen und reichen Esther Mendelsohn an. Er hätte noch manches Jahr warten müssen, bevor er im stande gewesen wäre, sich einen eigenen Haus-

stand zu gründen. Nun schlug der Reichtum der Mendelsohnschen Familie diese Bedenken nieder.

Aber diese Umstände erfuhr Esther zu spät, oder machte sie sich nicht genügend klar.

Als Ernst Martellier unbedenklich nahm, was ihm die Mutter seiner Braut bot, regte sich bereits ein Mißbehagen in ihr, und dieses wuchs durch das „Wie“ seiner Entgegennahme. Nach ihren Auffassungen hätte er wenigstens das alles nicht als etwas Selbstverständliches ansehen müssen, und am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn er ganz verzichtet hätte. Es schien ihr durchaus keine Entbehrung, in eine bescheidene Wohnung zu ziehen, deren Umfang und Einrichtung sich den wirklichen Verhältnissen ihres künftigen Mannes anpaßte. Er büßte an Achtung bei ihr ein, als er begierig nach den Zuschüssen griff, welche ihm seine künftige Schwiegermutter bot. Aber obgleich diese Dinge so stark in ihr nagten, kämpfte sie doch so sehr zwischen ihren widerstreitenden Gefühlen, daß sie niemals etwas von ihrer Verstimmung gegen ihre Umgebung über die Lippen brachte. Aber sie fühlte es! Er hatte sie nicht um ihrer selbst willen begehrt, ihr Geld hatte seine Pläne allein bestimmt!

Dennoch wollte sie bei ihren Angehörigen nicht den Gedanken erwecken, der Mann ihrer Wahl thue etwas, was sie gründlich mißbillige. Dagegen lehnte

sich ihr Stolz auf. Inzwischen verglich sie diese Erfahrung mit seiner sonstigen Handlungsweise, und es erhärtete sich bei ihr die Einsicht, daß ihre Verlobung ein Irrtum gewesen sei.

Und nun tauchte der Assessor Wolf Rochau auf. Beide Schwestern lernten ihn erst kennen, als Esther schon die Verlobte Ernst Martelliers war. Anfänglich schien er sich ganz besonders für die ernste und nicht minder schöne Martha zu interessieren. Er zeichnete sie bei jeder Gelegenheit aus. Aber in einer Abendgesellschaft bei Mendelsohns, in welcher Wolf seine Talente an den Tag zu legen einmal recht Gelegenheit fand (er hatte Komödie gespielt, mit seiner klangvollen Stimme gesungen und wie ein Künstler am Klavier gesessen), ward Esther durch einen Zufall von ihrem Verlobten getrennt und von Wolf zu Tische geführt. Das war entscheidend gewesen.

Wolf war ein geistreicher, lebhafter Mensch und mit jener erheblichen Dosis Witz und jener kleinen Dosis Spott behaftet, welche den meisten Frauen so gefährlich ist. Esther, zum ersten Male auf längere Zeit näher mit ihm in Berührung gebracht, fand außerordentliches Gefallen an seinem Vortrage. Er sprach anders als die meisten Menschen, verschmähte die Schablone der Konversation und der Umgangs-

formen und hatte zudem ein besonderes Geheimnis, durch das er sich die Herzen erschloß.

Die Gleichgültigkeit, mit welcher er seine eigenen Erfolge behandelte, das gleichsam Unbewußte seiner Originalität und nicht minder das Liebenswürdige seines Wesens schufen ein so anziehendes Gemisch, daß kaum ein Tadel, viel weniger der sonst stets so bereite Neid sich neben ihm regte.

Zudem hatte Rochau einen sehr feinen Instinkt für alles Gegnerische, was in der Gesellschaft auftauchte, und er ruhte nicht eher, bis aus seinen Widersachern Freunde wurden.

Und auch hierbei kam ihm die Besonderheit seiner Veranlagung zu Statten. Durch seine Menschenkenntnis und seine Verstellungskunst überwand er jeden etwa aufsteigenden Zweifel, ob er es wirklich ehrlich meine. Er überzeugte stets, wenn er wollte und war deshalb auch Frauen überaus gefährlich und besiegte selbst die sprödesten Naturen, sobald er um sie warb.

Als ihm nun Esther gegenübertrat, als dieses schöne Geschöpf mit dem Zauber einer vollendeten Erziehung und Bildung, dieses kluge Mädchen mit ihrem geschlossenen, aber keineswegs unbiegsamen Wesen durchschimmern ließ, daß er ihr nicht gleichgültig sei, als sie so ernst sprach und doch so neu-

gierig aufhorchend fragte, ihre schneeweißen Zähne zeigte und das tiefdunkle Haar von der weißen Stirne strich, da blitzte in Wolf Rochau etwas auf, was er bisher keinem anderen Weibe gegenüber empfunden hatte. Aber sie gehörte einem anderen! Zudem war sie eine getaufte Jüdin, und er war nicht frei von den Vorurteilen, welche die Zeit beherrschten.

* *
*

Esther bereute nachträglich die Aufrichtigkeit, mit der sie ihrer Schwester und Mutter begegnet war. Eine starke geheime Liebe sucht das Dunkel und versteckt dort wie ein Geizhals ihre Schätze. Ihr schien ein Stück der Heiligkeit ihrer Neigung genommen, da andere, selbst ihre Nächsten, darum wußten, und namentlich bedauerte sie, von dieser früher gesprochen zu haben, als sie einer Erwiderung gewiß war.

Aus diesem Zweifel ward sie allerdings bald befreit. — Vierzehn Tage nach den geschilderten Ereignissen wußte Wolf Rochau Esther einen Brief in die Hände zu spielen. Durch allerlei Umstände war es ihm gelungen, eines der dienenden Mädchen für sich zu gewinnen.

Es war an einem Sonntag Morgen. Esther hatte sich eben nach dem Frühstück in ihr Zimmer zurückgezogen, um hier einige Anordnungen zu treffen, als das Hausmädchen ins Gemach trat, und ein Billet überreichte.

„Von wem? für meine Mutter? für mich? Gieb!" Sie las die Aufschrift, öffnete arglos, aber schon bei den ersten Worten ließ sie das Schreiben fallen, ja suchte es zu verbergen und wollte die Überbringerin mit einem gleichgültigen „Es ist gut!" entfernen. Das Mädchen aber trat bescheiden an sie heran und versicherte sie ihrer Verschwiegenheit für eine etwaige weitere Korrespondenz.

Esther war einen Augenblick sprachlos. Was sich hier vollzog, widerstritt so sehr ihren Auffassungen, ihr weibliches Gefühl lehnte sich anfänglich so sehr gegen dergleichen Heimlichkeiten auf, daß sich Scham und Stolz in ihr regten. Und dennoch fieberte es in ihr, zu lesen, und sie beeilte sich, das Mädchen fortzuschicken.

Der in einer leidenschaftlichen und überschwänglichen Sprache abgefaßte Brief aber lautete:

„Die Natur kennt keine Schranken. Wir können dem Blitz und dem Donner nicht gebieten. Auch über den menschlichen Satzungen steht ein unantastbares Etwas: das Gefühl der Zusammengehörigkeit!

Ich schreibe diese Zeilen ohne Zaudern und Bedenken. Ich weiß es, daß Sie fühlen wie ich, Esther, und nichts kann mich zurückhalten, es Ihnen endlich zu sagen. Gegen eine Welt würde ich auftrotzen, wenn sie mir wehren wollte, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe — anbete.

Alles nehme ich von Ihnen in Anspruch, Esther, weil ich Ihnen Alles gebe.

Welche Qual, warten zu müssen, um Ihnen dies endlich auszusprechen, endlich zu ergänzen, was sich durch meine Worte drängte bei unserer letzten Begegnung, und was ich doch kaum Sie ahnen lassen durfte, da Sie einem anderen angehörten.

Aber ich bereue nichts von dem, was ich als leises Geständnis Ihnen vortrug. Ich konnte Sie nicht zu einem Treubruch verleiten, denn Esther, um meinetwillen hatten Sie schon in Ihrem Innern lange den Treubruch vollzogen. Eine innere Stimme sagt es mir: Von dem Manne, der jetzt zitternd und verlassen sich der Stunden erinnert, in denen ein Mädchen wie Sie sein war, fiel schon lange der Blütenstaub Ihrer Liebe —!

Aber nichts mehr von ihm!

Seien Sie mein, Esther! Wir gehören zu einander nach allen natürlichen Gesetzen.

Es neigen sich nicht Rosen entgegen, die schon

ein Frühlingswind zu entblättern vermag! Nein, ein Paar kraftvolle Bäume verschlingen sich und schütteln im Frühlingswehen ihre Kronen.

Lassen wir anderen ihre schmachtenden Einbildungen, die bald zerfließen. Was zwischen uns sich aufbaut, hat tausend Punkte, von denen jeder einzelne sprüht und von denen jeder durchzittert wird von dem Drange, sich mit dem anderen zu berühren und für immer zu verbinden.

Sind Sie stark, mit mir zu gehen und alles zu erdulden? Wir werden vieles zu überwinden haben.

Ich weiß es! — Und trotzdem ich es weiß, wage ich, Ihnen dies alles zu sagen. Erinnern Sie sich noch, Esther, des letzten Abends? Da erklang ein stummes Ja von Ihren Lippen! In Ihren wunderbaren Augensternen irrte ein Fünklein. Es ward zur Flamme, die nur mein Auge schaute, als ich Ihre Hand ergriff und Sie fragte, ob nicht ein wenig für mich in Ihrem Herzen ruhe.

Mich reute nicht der Verrat! Nein! Ich schrie nach dem Verrat! Es war die süße Bosheit der Leidenschaft, die, lange unterdrückt, nun hämmernd an die Portale meines Innern schlug. Ich mußte es hören, daß Sie mich liebten. Ich hätte, trotzend allen Vorschriften der Sitte, ja, der gespreizten Dame Sitte

spottend, Sie an jenem Abend in meine Arme nehmen und forttragen mögen.

Aber lassen Sie es mich bald, rasch hören, daß Sie mich lieben. Sehen Sie, Esther, ich begreife, Sie zittern heute noch bei solchen Worten. Noch kämpft in Ihnen die Macht der künstlichen Vorschrift mit dem starken Pulsieren Ihres Herzens. Glauben Sie es mir! Was Ihr Herz Ihnen sagte, das ist das Richtige.

Seien wir nicht nüchterne Klüglinge, die vorsichtig das Ende bedenken, die sich fürchten, mit ihren Schultern die blasse Gewöhnlichkeit ihrer Umgebung zu streifen. Lassen wir sie reden, Esther.

Ich sah Frauen: Ich sah blondes Haar, das sich schüchtern um die Stirn kräuselt, wie in zaghaftem Besinnen; ich sah brünette Schöpfungen mit festen Augen und durstigen Lippen; ich tauchte meinen Blick in die Unergründlichkeit verschwiegener Augen südländischer Mädchen.

Aber ich sah nie einen sanften, weißen Mond hervorlugen aus dem Dunkel. Eine Weltscheibe mit silbernem Licht unter tiefschwarzen Wolken. Das ist Ihr Angesicht, Esther!

Und nun für heute Lebewohl! Jeder Tag ist verloren, in dem ich nicht höre, daß Sie mich lieben. Sagen Sie es mir! Schreiben Sie mir,

wann, wo ich vor Ihnen niedersinken, Ihre Hände küssen und aus Ihren Augen das Geständnis saugen darf: Ich liebe Dich!"

Esther riß das Fenster auf und rang nach Luft. Aber es war nicht die Bedrückung einer zaghaften Seele, sondern das Überquellen ihrer Empfindung. Alles, was Wolf geschrieben hatte, hallte in ihrer Seele wieder und an demselben Tage gab sie ihm Antwort. —

Unter solchen und ähnlichen leidenschaftlichen Ausbrüchen berauschten sich in der Folge zwei Menschen, die in der That zu einander zu gehören schienen. Sie fanden immer neue Wege und Gelegenheiten, sich zu schreiben und auch häufiger zu sprechen, und kein Tag verging, an dem Wolf Rochau nicht etwas aus seinem reichen Gefühlsleben hervorholte, wodurch er Esther immer fester an sich zu ketten wußte.

* * *

Etwa vier Wochen nach den erst erwähnten Ereignissen saßen die drei Frauen eines Abends in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer beisammen und beschäftigten sich mit Lektüre und Handarbeit.

Frau Mendelsohn berichtete zögernd von einer Unterredung, die sie mit Ernst Martellier gehabt hatte. Was in dieser vorgefallen, schien sie ganz

außerordentlich zu beschäftigen. Bisher hatte sie Esther alles möglichst aus dem Wege geräumt und sorgfältig vermieden, über ihn und die das Ereignis begleitenden Umstände zu sprechen. Die Wohnung ward anderweitig vermietet, und die gesamte Aussteuer, Mobiliar und Einrichtungsgegenstände waren verpackt und auf einen Speicher geschafft worden.

Ernst Martellier hatte sich rücksichtsvoll erboten, Frau Mendelsohn jene Dinge abzunehmen. Sie lehnte aber feinfühlig ab.

Nun aber hatte sich etwas ereignet, das sie mit ihren praktischen Lebenserfahrungen und ihrer unbefangenen Beurteilung menschlicher Verhältnisse zwar verstand, das aber doch einen peinlichen Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie versuchte diesen von sich abzuschütteln, aber es wollte ihr nicht gelingen.

„Nun, Mutter,“ — hub Martha an, als Esther auf Augenblicke das Zimmer verlassen hatte — „Du scheinst verstimmt! Was ist's? Darf ich es nicht wissen? Was macht Martellier; hat er sich einigermaßen getröstet?“

Frau Mendelsohn ließ die Arbeit aus der Hand gleiten. Sie schaute gedankenvoll vor sich hin und gab keine Antwort.

„Es ist nichts — gleichviel —“ sagte sie endlich.

Martha stand auf und berührte ihre Schulter.

„Hast Du Kummer, Mutter? Bitte sage es mir.“

Frau Mendelsohn machte eine ablehnende Bewegung; sie wünschte offenbar zu schweigen, und doch lag in ihrer Miene, daß es sie zur Mitteilung drängte.

Inzwischen trat Esther wieder ins Zimmer und warf einen forschenden Blick auf beide. Sie war unfrei, weil sie vor den Ihrigen ein Geheimnis hatte. Sie fürchtete eine Entdeckung und beobachtete das Geringste mißtrauisch.

Diesmal stand sie unter dem Eindruck, daß von ihr die Rede gewesen sei, und um Klarheit zu gewinnen, nahm sie den Vorwand — zum ersten Male — nach Martellier zu fragen.

„Ist nun alles geordnet, Mutter?“ hub sie an.

Die alte Dame schüttelte den Kopf.

„Ja, Deine Angelegenheit ist geordnet — aber —“

„Aber?“ klang's aus beider Mädchen Munde. Esther schaute ihre Schwester an. Seit jenem Abend war eine völlige Entfremdung zwischen ihnen eingetreten. Esther entbehrte eine Teilnahme nicht, weil alle ihre Gedanken mit Wolf Rochau beschäftigt waren, und Martha hielt ihrer Schwester Schweigen

für das Ergebnis eines natürlichen und begreiflichen Zwanges, den sie um so weniger zu lösen begehrte, als sie sich fürchtete, daß Wolf Rochau — den sie leidenschaftlich liebte — genannt würde.

Sie grollte Esther, ja, sie vermochte die ersten Ansätze eines in ihr nagenden eifersüchtigen Hasses nicht zu unterdrücken. Überdies fand sie die Form der Lösung des bestandenen Verhältnisses im höchsten Grade unzart und das umsomehr, als ihre Schwester sich Ersatz bei einem Manne gesucht, an den sie selbst ihre geheimen und brennendsten Hoffnungen knüpfte.

Esther führte dagegen die Verstimmung Marthas mehr auf äußere Dinge zurück. Sie glaubte, jene könne ihr das öffentliche Ärgernis nicht vergeben; dieses beschäftigte sie vornehmlich.

Endlich gab Frau Mendelsohn ihren Töchtern nach.

Mit einem schweren Ansatz stieß sie heraus: „Martellier wies in unserer Unterredung auch auf die Schädigung seiner materiellen Interessen hin und sprach mir von Verpflichtungen, die er unter der bestimmten Voraussetzung, seine Hoffnungen erfüllt zu sehen, eingegangen sei. Er appellierte an meine Einsicht und meinen Gerechtigkeitssinn und hat mich — mich — um Überlassung einer größeren Geldsumme gebeten."

„Wie? Was?" rief Esther in höchster Erregung.

„Also ganz wie ich ihn beurteilte! Siehst Du, Mutter, das ist der vornehme Charakter! Ein anderer würde lieber betteln gehn und hungern, als einen solchen Anspruch erheben. Wo ist die Scham, wenn man der Welt einen derartigen Einblick in sein Inneres gestattet. Der Elende!“

„Höre doch erst!“ sagte Martha strenge. Und: „Kind, Kind! Wie ungerecht ereiferst Du Dich!“ hub auch Frau Mendelsohn an, die in dem redlichen Bestreben, die Dinge vorurteilsfrei zu würdigen, durch Esthers raschen Einwand gereizt ward.

„Ungerecht?“ rief Esther. „Ungerecht? Ist es erhört, daß ein Mensch in einem solchen Augenblick, kaum sechs Wochen später Geldangelegenheiten berührt? – Ist es nicht der überzeugendste Beweis, wie Recht ich hatte, welche elende Nützlichkeit bei seiner Werbung in die Wagschale fiel? Keinen, gar keinen Entschuldigungsgrund finde ich. Ah! ah! Welche Menschen giebt es!“

„Du bist im Irrtum, Esther. Gerechter, zarter wäre es, Du befürwortetest, statt in so maßloser Weise zu verdammen. Bist Du es nicht gewesen, die dem Manne alles zerstörte, woran sich seine Hoffnungen knüpften? Wir vermögen uns mit unseren idealen Anschauungen allein in der Welt nicht abzufinden. Im Gegenteil, wir leben in einer

materiellen Welt, und unsere Ehre ist hier so gut engagiert wie dort. Martellier machte nie ein Hehl daraus, daß seine Praxis ihm noch nicht erlaube, zu heiraten, und dies Bedenken hat er bei seiner Werbung um Dich freimütig geäußert, ja, mit einem starken Anflug peinlicher Bedrückung betont. Ich beruhigte ihn, erklärte seine Bedenken als ungerechtfertigte, da das Schicksal uns reichlich bedacht habe, und erklärte ihm sogar, daß der Geldpunkt, umsomehr als er Euer Glück früher und voraussichtlich sicherer begründen werde, etwas ganz Nebensächliches sei. Wenn der Mann keine Stellung in der Welt gehabt, wenn er keine Beweise für seinen ernsten Charakter an den Tag gelegt hätte, würde ich meine Einwilligung überhaupt nicht gegeben haben.

In dem Gelde den ganzen Brennpunkt des Daseins zu erblicken, erscheint nicht minder verwerflich. Ich habe damals in seiner Handlungsweise nichts gesehen, was tadelnswert gewesen wäre. Es war alles ganz natürlich und in den einmal bestehenden Verhältnissen begründet. — Nun hatte er ein Recht gewonnen auf Dein Erbe und verfügte über einen Teil desselben. Du brachst Dein Wort und beeinträchtigtest seine Anwartschaft. Ist er nun Schuld an diesen Enttäuschungen, oder wer sonst? Und solltest Du nicht gerade ihm goldene Brücken bauen?

Er fordert ja nicht, er will keine Geschenke, er bittet darlehnsweise um eine für sein Fortkommen notwendige Summe, die er allmählich abtragen will. Sind wir da nicht die Nächsten? Ist es nicht menschlich, natürlich, lieber hier zu fragen, als sich von anderen mit Achselzucken begleitete Antworten zu holen? Du lebtest, mein Kind, stets in geordneten Verhältnissen. Du kennst keinerlei Entbehrungen, viel weniger traten die Härten des Lebens je an Dich heran. Lerne erst einmal die Sorge kennen, begreife auch, was das gegebene Wort, die Ehre eines Mannes ist, und dann urteile.

Ich leugne nicht, daß mich dieser Anspruch im ersten Moment auch etwas peinlich berührte. Man darf nie im Voraus über etwas verfügen, was man nicht besitzt. Aber Martellier handelte wie die meisten Menschen in gleicher Lage, und da es einmal geschehen, halte ich es für ausgeschlossen, seine Bitte mit einem kurzen Nein zu beantworten."

„In allem hast Du Recht," erwiderte Esther, die unter wechselnden Empfindungen zugehört hatte. „Gewiß, Mutter. Ich unterschreibe jedes Wort! Du vergaßest nur eines: Das Wie!

Nicht das Was, das Wie entscheidet. Zwei Menschen thun dasselbe; bei dem einen ist's ein Verbrechen, bei dem anderen war's gar eine Tugend.

Selbst den Mord kann man unter Umständen verteidigen. Alles kann ich verstehen, begreifen und entschuldigen, nur eines nicht: Gemeinheit!

Eine solche will ich zwar dem Manne meiner einstigen Wahl nicht grade vorwerfen, aber in dem Zusammenhang mit dem Vorangegangenen wirkt diese Anforderung mehr als abstoßend, und sein hastiger Anspruch erscheint doppelt unwürdig. Er trug keine Narben enttäuschter Liebe davon! O nein! Er sucht aber wenigstens etwas von dem zu retten, was alle seine Entschlüsse bestimmte. Darlehn? Nie wird er daran denken zurückzugeben! Eine Abfindungssumme fordert er unter artigen Einkleidungen. Weiter nichts!

Ich verstehe große Verirrungen, sie sind der Teil des Wesens aller bedeutenden Geister; ich wünschte sogar an der Seite eines Mannes zu stehen, bei dem Sonnen aufblitzen und Abgründe sich erschließen.

Etwas Gewaltiges, Erhabenes muß durch die Seele gehen! Auch die Sonne erwärmt, zeitigt, kräftigt, aber sie verbrennt zugleich, verwüstet die Saaten ganzer Länder und vernichtet mit ihrem Atem ganze Völker. Das ist das Wesen des Großen! Aus diesem Urelement sind wir hervorgegangen und sollen uns unserer Mutter würdig zeigen! Aber aus kleinen häßlichen Klümpchen scheinen die Meisten

geschaffen, und es haftet ihnen jener widrige Humus an, der nur Unkraut und gemeine Brennnesseln an dem Rande eines Grabens fördert!“

Esther hielt inne. Etwas von der Feuerseele Wolf Rochaus war in ihr aufgeblitzt und hatte sich in Worten herausgedrängt.

Frau Mendelsohn und Martha schwiegen zunächst. Es giebt Menschen, die durch die hinreißende Art ihres Vortrages, durch die Überzeugung, von der ihre Rede getragen wird, durch den Geist, mit dem sie ihren Vortrag befruchten, selbst das Zweifelhafteste in dem Glühlicht der Wahrheit erscheinen lassen.

Und dennoch schüttelte Frau Mendelsohn den Kopf und sagte:

„Behüte Dich Gott, Esther, daß Du nicht vor solche Wahl gestellt wirst! Ehrgeizige Menschen verbrennen sich und ihre Umgebung. Stilles Glück, Zufriedenheit ist, was der Engel Ariel für die Begünstigten dieser Welt unter seinen Schwingen birgt.

Die Paten, welche dem Streben nach dem Außerordentlichen und Besonderen zur Seite stehen, sind immer Gott und — Teufel zugleich. Meistens ist der Teufel Herr, und erst, wenn er seine Opfer bezwungen hat, vermag der Gott durch sein thränen=

des Mitleid das falsch verstandene Glück neu aufzubauen."

Nachdem Frau Mendelsohn geendet, nahm auch Martha, halb im Suchen nach dem Rechten, halb in einer sich steigernden Reizbarkeit das Wort und sagte kalt:

„Wo wäre denn ein Mensch wie Du ihn schilderst? Wo findest Du den, der Deinen seltsamen Idealen genügen könnte? Das sind die Phantastereien, durch die Du Dir Dein Glück schon einmal zerstört hast."

Und da brach es aus dem heißblütigen Geschöpf hervor und alles vergessend und nur dem Drange ihrer heftig pulsierenden Seele folgend, rief Esther:

„Wer? fragst Du? Nun, schon einmal nannte ich den Mann, in dem sich alles vereinigt, was mir als Ideal in gutem, ja, sagen wir, vielleicht auch in dem gewaltig vernichtenden Sinne vorschwebt: — Wolf Rochau! Das ist ein Mann!"

Frau Mendelsohn schaute empor und suchte ihres Kindes Auge, in dem es heiß glühte.

Martha aber biß sich die Lippen wund. Sie wußte jetzt genug.

* * *

Die Frau Oberamtmann Rochau, welche in einem der alten, zwischen der Kochstraße und dem Belle-Allianceplatz belegenen Häuser der Wilhelmstraße eine Parterre-Wohnung inne hatte, war in einer großen Erregung. Äußerlich sah man freilich davon nichts. Ihr Gesicht veränderte sich überhaupt selten, und nur, wenn gewisse, ihre eigene Familie betreffende Angelegenheiten sie beschäftigten, zuckte es um die festgeschlossenen, mit einem starken Flaum umgebenen Lippen, und die alten Augen glühten düster.

Sie war groß und hager und besaß jene natürliche, aber abstoßende Würde und jene geringschätzende, warnende Miene, bei der die Empfindung aufsteigt, es müsse unmöglich sein, einer solchen Natur zu gefallen oder sich ihr anzupassen.

Dies war auch zutreffend bis auf einen Punkt. Alles, was sie selbst und ihre Angehörigen betraf, stand in einem besonderen Licht. Freilich erhob sie auch große Ansprüche an sich und ihre Umgebung, den Doktor Karl und den Assessor Wolf Rochau, und unterdrückte nie einen gerechten Tadel. Nach Art solcher Menschen zog sie verständige Grenzen. Nur auf das solide Erreichbare war ihr Augenmerk gerichtet. Bei allem Ehrgeiz, bei aller strengen Eifersucht auf den Namen der Rochaus und Tecks er-

hoben sich ihre Wünsche niemals über ein verständiges Maß.

Wenn Karl ein geachteter Mann, ein tüchtiger Arzt wurde, wenn er eine standesgemäße Heirat einging und eine gebildete, sittenreine Frau heimführte, dann waren ihre Wünsche vollauf befriedigt, und wenn Wolf mit der Zeit verstand, den Blutstropfen, welcher ihm aus dem Geschlecht von väterlicher Seite in den Adern floß, auszumerzen, mit nüchternem Verstande sich umthat und einen gleichen Weg machte wie sein Bruder, fand die geborene Christiane von Teck, aus dem Hause Teck-Wolkenburg, alle ihre Hoffnungen erfüllt.

Wohnung und Einrichtung befanden sich ganz im Einklange zu der Inhaberin. Alte dunkle Mahagonimöbel mit jenem eigenen blanken Schimmer, der bei sorgfältiger Behandlung aus ihrem Holze strahlt, standen umher und nahmen durch ihr ernstes, solides Gepräge den Platz trotzend in Anspruch, auf welchen sie gestellt waren.

An den Wänden hingen kleine Pastellbilder in dem sanften Kolorit, das der empfindsamen Zeit entsprach, in welcher sie gemalt wurden.

Eine Frauengestalt aus dem Geschlechte der Teck-Wolkenburg schaute in einem der kurzgeschnittenen Gewänder, wie solche zur Zeit der Königin Luise

getragen wurden, aus einem großen goldenen Ovalrahmen hervor, und unter diesem hing ein Ölgemälde des verstorbenen Oberamtmanns Rochau, der finster, fast menschenscheu dreinsah. Allerlei hübsche und wertvolle Überflüssigkeiten: Kunstsachen, Bilder, Stickereien, Nippes und Blumen waren zudem in den beiden großen, nur durch Portieren getrennten Zimmern verteilt, und helle, geblümte Teppiche verliehen den Gemächern das Wohnlich-Anheimelnde, welches in uns den Wunsch rege macht, davon Besitz zu nehmen.

Seitwärts nach dem Hofe befand sich noch ein etwas düsteres Durchgangskabiret mit blankpolierter Diele, in dessen Fenstern die Topfgewächse, namentlich eine Anzahl der stacheligen, spinnfädigen Kakteen standen, die in ihrem Gedeihen nicht zu sehr von der Sonne abhängig sind. Auch hatten hier einige geschnitzte Schränke und eine Anzahl Kupferstiche Platz gefunden, die durch ihre steife Zeichnung, aber auch durch ihre schöne Lichtverteilung auf eine vergangene Zeit hindeuteten.

Alle Sitzmöbel waren mit lebhaft geblümten, französischen Stoffen bekleidet, mit jenen Rokokostoffen, die ebenso unvergänglich zu sein scheinen, wie die Erinnerung an die Zeit, in welcher der Geschmack eines Ludwig die Welt beherrschte.

In einem Flügel nach dem Hofe befanden sich

noch mehrere kleinere Wohngemächer, dazu die Schlafzimmer und die Küche.

Und aus dieser trat jetzt ein äußerst sauber gekleidetes Mädchen in einem hellen Rock nach Art der Hamburger Mägde und sagte, durch das Zimmer schreitend:

„Sind Frau Oberamtmann zu sprechen? Darf ich Besuch vorlassen?“

„Es wird mein Sohn sein —“ erwiderte die Dame kurz entscheidend und ohne die an sie gestellte Frage zu beantworten.

Im nächsten Augenblick trat Wolf Rochau, ein äußerst biegsam gebauter junger Mensch mit stark markierten Zügen ins Zimmer, eilte lebhaft auf seine Mama zu und rief, ihrem ungeduldigen „Nun?“ begegnend:

„Den ersten Charakter cum laude Das Höchste, was der Staat vergiebt!„ —

Der Kopf der alten Frau bewegte sich hin und her, große Thränen, obgleich sie mit ihrer Würde dagegen ankämpfte, traten in ihre Augen und rannen über die Wangen.

„Das werde ich Dir gedenken! Das werde ich Dir nicht vergessen, Wolf!“ schluchzte sie und preßte ihrem Sohne heftig die Hand. „Was wird Karl

sagen! — Ein Freudentag, ein großer Tag für Deine Mutter!"

Wolf beugte sich herab und berührte ihre Stirn; dann trat er zurück, schritt in sorgloser Fröhlichkeit auf und ab, ordnete mit seinen Händen an den Dingen, die auf den Tischen umher standen, und sagte, ganz entsprechend seiner etwas übermütigen und spottenden Art:

„Ich hatte in dieser Zeit meinen Treppenverstand vorher! Mein Glücksstern blitzte am Himmel. Das ist mehr Zufall als Verdienst, Mama. Mit den Examinas ist es, wie mit den Winter-Eiern, die man einkauft. Oft taugen sie alle nichts, und man hat sie eben so teuer bezahlt wie die guten, die man das nächste Mal erhält. Aber eins ist von Wert. Ich bin einmal wieder ein freier Mensch! O, o!" setzte er hinzu, reckte sich, strich den schwarzen glänzenden Schnurrbart und rieb dann ein Schwefelholz an, mit dem er sich eine Zigarre anzündete. — „Welch ein wunderbares Gefühl!"

Mama Rochau bewegte wieder den Kopf, und ein eigentümlicher Ausdruck trat in ihre dunklen Augen.

Abermals erschien auf vorhergegangenes Klingeln das Mädchen und that dieselbe Frage, und abermals

gab die alte Dame bestimmt zurück: „Es wird mein Sohn, der Herr Doktor, sein.“

In diesem Augenblick trat ein ernster, schöner Mann mit einem stillen Gesicht ins Zimmer und schritt ehrerbietig auf seine Mutter zu. Als er aber seinen Bruder erblickte, stutzte er und mit dem Ausruf: „Wie, Wolf? Nun? Wie ist's geworden?“ eilte er auf denselben zu.

Wolf antwortete lebhaft.

„Wie? Wirklich!? Wolf!“

Der Doktor umhalste seinen Bruder und sah frohlockend zu der alten Frau hinüber. Sie bewegte den Kopf, und abermals stahlen sich Thränen in ihre Augen.

„Aber ich habe noch etwas Gutes zu berichten!“ rief Wolf, fortgerissen von der Freude, die aus den Augen seiner Angehörigen blitzte. „Ich habe noch etwas, das ich mitteilen muß.“

Er warf den schönen kühngeformten Kopf zurück, und in seinen Augen strahlte es.

„Nun?“ fragten Mutter und Bruder zugleich überrascht.

„Ich habe mich verlobt, Mama, verlobt mit dem schönsten, besten, klügsten Geschöpf, das —“

Aber er unterbrach sich. Die Miene seiner

Mutter erschreckte ihn. Diese Nachricht übte keineswegs eine Wirkung wie die vorige.

Der Doktor zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe, und die geborene Teck-Wolkenburg griff hastig mit der Hand in das schwere Seidenkleid.

„Verlobt? Ohne daß ich, daß wir davon eine Silbe wissen! Ohne ein Wort vorher? Du scherzest, Wolf! Ich hoffe es.“

„Keineswegs, Mama! Und das Wort ‚vorher‘ soll Euch heute werden. Ich habe mich eben, gerade in diesem Augenblicke —“

Die alte Frau zitterte am ganzen Körper. Der Doktor schaute halb erschreckt, halb besorgt auf beide, und Wolf zögerte — er wußte sich selbst keine Rechenschaft zu geben — den Namen seiner Braut auszusprechen. Und bevor er diese Scheu noch zu überwinden vermochte, folgte die alte Dame einem anderen sich ihr aufdrängenden Gedanken, denn sie sagte im Tone des höchsten Tadels:

„Wie? Eben, in diesem Augenblick? Mußte nicht Dein erster Gang nach dem Examenresultat zu Deiner Mutter, Deinem Bruder sein?“

„Laß doch, laß doch, Mama!“ — rief Wolf ungeduldig, aber immer noch in den Ton seiner Worte eine gewisse Rücksicht mischend. „Weshalb an kleinen Nebendingen hängen, wo es sich um mein

Glück, um ein solches Glück handelt. — Freue Dich mit mir, Mama! Segne meine Wahl! Wahrlich! Mein Herz ist so voll, ich möchte es in die Welt hinausschreien!“

Und zu ihr eilend und ihre Hände fassend, rief er: „Ich habe Esther Mendelsohns Jawort —.“

„Esther Mendelsohn?“ hauchte die Alte und fiel wie eine Mumie zusammen. „Eine Jüdin? Die? O, — o —!“

Sie schüttelte sich, und tiefe Furchen legten sich um ihre Mundwinkel.

Wolf fuhr erregt zurück. Sein Körper bebte, und in den Augen blitzten Zorn und Enttäuschung.

„Nun, Karl?“ fragte er, ohne seine Mutter auch nur eines Blickes zu würdigen. „Was sagst Du?“

Der Doktor stand auf, drückte seinem Bruder die Hand und zog ihn zu der alten Frau.

„Mama!“ sagte er stark betonend. „Mama!“ wiederholte er, als sie ihr Gesicht abwandte. Ach! das war so ganz anders, als wie es die alte Frau sich ausgedacht hatte. Das Bild von Esther Mendelsohn paßte nicht in ihre Vorstellungen. So sollte nicht diejenige aussehen, die vor ihr aufgetaucht war in den schlaflosen Nachtstunden, die ihr erschienen war bei ihrem stillen, stummen Sinnen über Wolfs Glück.

Die schwarze Orientalin, deren Urgroßvater immer gewußt hatte, wo einer zu finden, der weniger seinen Verstand zu brauchen wußte als er selbst; der Gold gegen überhohe Zinsen verlieh und rücksichtslos sich seinen Weg machte, bis er durch sein Geld die höflichen Verbeugungen der Gesellschaft entgegennahm, vor der er einst sich demütig gekrümmt hatte. Das Bild dieses Mannes, von dem die alte Rochau häufig gehört, trat abschreckend vor ihr geistiges Auge. Und gerade diejenige, die noch vor Kurzem zu so vielen tadelnden Gesprächen Veranlassung gegeben hatte, die unweiblich, rücksichtslos gehandelt, die einem braven Manne das Jawort entzog, als er sie zum Altar führen wollte, diese exzentrische Person mit dem vornehmen Hochmut, dem protzenden Reichtum und ihrer im Aussehen den Stamm nicht verleugnenden Umgebung!

Und der künftige Verkehr mit den Kommerzienräten, den stark dekolettierten klugen und heißblütigen Frauen und mit all den dunkelgefärbten Jüngern des Goldes und des Erfolges! Nein und abermals nein!

„Ich kann es nicht überwinden," hub die alte Frau, zu ihrem Sohne Karl gewendet an. „Es widerstreitet meinen Auffassungen und Grundsätzen, daß Wolf seine Wahl in diesem Kreise getroffen und ge-



rade das Mädchen liebt, welches mit fast beispielloser Empfindungslosigkeit eines braven Mannes Glück zerstörte."

Wolf biß sich auf die Lippe.

„Kennst Du die Gründe, Mama?" wandte er äußerlich ruhig ein.

Die alte Frau zuckte die Achseln. „Was jeder weiß, wie sollte es mir verborgen geblieben sein? Sie verliebte sich plötzlich in einen anderen — wer weiß, in wen —"

Sie unterbrach sich. In ihren Augen blitzte es erschrocken auf. „Du warst es wohl gar selbst, Wolf? Ja, Du mußt es gewesen sein. Ein Mädchen, das fortwährend ihre Neigung aus- und anzieht wie einen Handschuh, willst Du mir doch nicht über meine reine Schwelle führen?"

„Mama, Mama!" fiel der Doktor vorwurfsvoll ein.

Wolf aber sagte: „Ja, ich war allerdings derjenige, den sie liebte! Natürlich! Ich leugne es nicht. Es macht mich stolz, daß ein so vollendetes Geschöpf wie Esther Mendelsohn, mich, gerade mich, auszeichnete."

Esther Mendelsohn! Wie dieser Name an das Ohr der einstigen Baronin von Teck schlug. Ihr schauderte. Die Vorurteile saßen so fest in ihr wie

der feine Staub in ihren Teppichen. Eine unheimliche Pause trat ein. Endlich gab der Doktor seinem Bruder ein verstecktes Zeichen. Dieser verstand und verlies das Zimmer.

Zunächst blieben beide stumm. Sie saßen einander gegenüber und wagten sich nicht anzusehen. Nach einer Weile brach der Doktor das Schweigen und sagte sanft:

„Du bist im Unrecht, Mama! Zum ersten Male — verzeihe, daß ich es Dir sage — bist Du ungerecht, hart und — lieblos."

Die alte Frau erhob den Kopf, trockene, feste Augen richteten sich auf den Sprechenden; dann sagte sie langgedehnt, mit zitternder Stimme:

„Lieblos? Ich, lieblos? Ich, die ich Tag und Nacht nur den einen Gedanken hatte seit Eurer Geburt: Euch glücklich zu machen! — Sieh, Karl! Ich weiß es. Diese Ehe wird Wolfs Unglück sein! Die Gesellschaft, in die er gerät, wird ihn verwöhnen, ihn verführen und verderben! Aus Wolf wird nur etwas Tüchtiges, wenn er angestrengt, ehrlich arbeitet. Reichtum ist Gift für ihn. In seinen Adern sitzt der schreckliche Blutstropfen der Rochaus, die mit aller ihrer Begabung doch niemals dauernde Erfolge erzielten, nein, immer weiter herabkamen und nicht

nur ihr Glück töteten, sondern auch noch das anderer Menschen vernichteten.

Nur Dein Vater machte eine Ausnahme! Er war das Muster eines Mannes, und deshalb reichte ich ihm meine Hand. — Ich sehe in Wolfs Inneres wie in einen Spiegel! Ausgestattet mit allem Können, — mit Talenten, von denen eines, sorgfältig gepflegt, allein genügen würde, um dadurch eine kleine Welt zu erobern, ist er doch zugleich voll Veränderungssucht und Eitelkeit. Der Genuß geht ihm über alles, und sein Leichtsinn ist schrankenlos.

O, der Leichtsinn der Rochaus! Sie haben Dinge vollführt, die an ihrem richtigen Verstande Zweifel aufkommen ließen. Sie haben in der Verblendung über die stets sparsamen Zuwendungen des Glücks diese Himmelsgöttin mit Füßen gestoßen, sie von ihrer Thür getrieben und dann doch wieder nach ihr geschrieen, als ob sie nie Arme zum Arbeiten nie selbst einen Kopf zum Denken gehabt hätten.

Und Wolf geht sicher denselben Weg, wenn er ein reiches Mädchen dieser Kreise heiratet. Ich weiß es; ich weiß es so sicher, als ob alle Schrecknisse schon geschehen wären, die er über uns bringen wird."

„Ich bitte Dich, Mama! Ergehe Dich nicht in so traurigen und durch nichts gerechtfertigten Vor-

stellungen. Wolf ist jung, aber durchaus nicht ohne Grundsätze. Und Esther Mendelsohn soll ein ausgezeichnetes Mädchen sein. Gerade durch die Lösung ihrer Verlobung hat sie bewiesen, daß sie Charakter besitzt. Ihre Mutter gilt als eine hochgebildete Frau, die ihren Kindern die beste Erziehung gegeben hat. Sie treibt mit ihrem großen Vermögen keinen Aufwand, aber übt sehr viel Gutes und besitzt die höchste Achtung aller, die mit ihr in Berührung kommen. Ich halte diese Verlobung in der That für ein sehr glückliches Ereignis, und die äußeren Umstände werden Wolf vielleicht einst zu großen Erfolgen verhelfen."

„Erfolg!" — sagte die alte Frau und verzog die Lippen. „Erfolg! Das ist heutzutage alles! Ich will keinen Erfolg, ich will geordnete Verhältnisse, ein verständiges Vorwärtskommen in allen guten Dingen. Alles Strebertum hasse ich! Die Orientalin wird's fördern, sie wird ihn treiben und mit ihr — schon aus Eitelkeit — die ganze Sippschaft ringsum."

Karl faßte die Hand seiner Mutter. „Mama! Thu's mir zu Liebe! Prüfe! Bezwinge Dich und zeige, wie lieb Du Wolf hast."

Die alte Dame antwortete nicht. Der Doktor

aber nahm ihr Schweigen als Zustimmung und rief nach seinem Bruder.

„Komm!" sagte er leise und voll Zärtlichkeit, denn er liebte Wolf über alles. „Gehe hin, bitte um ihre Zustimmung. Sie wird sie Dir nicht verweigern."

Aber als sie emporblickten, hatte die alte Dame sich bereits erhoben und ging, als Wolf sich ihr nähern wollte, mit einer abweisenden und stolzen Haltung an ihm vorüber.

„Gut denn!" brauste Wolf auf. „So zerreiße ich jedes Band zwischen mir und ihr so lange bis sie —"

Er hielt inne, er kämpfte; das Blut schoß ihm gewaltsam in den Kopf. Und dann riß er die Thür auf und eilte, ohne auf Karls erschreckten und bekümmerten Nachruf zu achten, ins Freie hinaus.

* * *

Als Wolf die Wilhelmstraße hinabstürmte und seinen Weg in die Tiergartengegend nahm, ward er allmählich ruhiger und bereute, daß er sich so unvermittelt von seinem Bruder getrennt hatte. Er besaß niemanden, dem er sich so rückhaltlos anvertrauen

konnte, und niemanden, der besser geeignet war, ihm Rat zu erteilen.

Alles hatte er sich anders gedacht, wenn er auch eine anfängliche kleine Enttäuschung bei seiner Mutter voraussetzte. Seine Absicht war gewesen, noch an diesem Tage Frau Mendelsohn zu besuchen und in aller Form um Esthers Hand anzuhalten. Nun schien es unmöglich, diesen Plan auszuführen, und doch hatte er bereits seine Braut verständigt, daß es geschehen werde.

Sein erster Gang war zu ihr gewesen. Er traf sie nach ihrer Verabredung an einem stillen Plätzchen im Tiergarten, teilte ihr noch unter der Nachwirkung freudiger Überraschung das Ergebnis des Examens mit und verabschiedete sich von ihr unter der erwähnten Versicherung. Wie sollte er sie nun so rasch erreichen, ihr die böse Wendung mitteilen? Durfte er ihr überhaupt eingestehen, welche Gründe seine Mutter veranlaßten, ihre Zustimmung zu verweigern? Nein, gewiß nicht; wenigstens nicht ohne Vorbereitung.

Und dann kamen ihm andere naheliegende Gedanken. War Aussicht vorhanden, daß Frau Mendelsohn die Verlobung gutheißen werde, sobald er sich in einen dauernden Gegensatz zu seiner Mutter stellte? Schwerlich! Ohnehin war manches zu überwinden. Esther hatte ihm nicht verschwiegen, daß auch ihre

Mutter ein Vorurteil gegen ihn hege, und daß noch viele Schwierigkeiten zu beseitigen sein würden. Und auch sonstige wichtige Fragen tauchten in Wolfs Kopf auf, die nicht minder schwerwiegender Natur waren, ja, die sich doch eigentlich zu Hauptsachen gestalteten. Was sollte er Frau Mendelsohn erwidern, wenn sie die Frage an ihn richten würde, wie er ihre Tochter zu ernähren gedenke. Die Mitteilungen Esthers über Ernst Martellier traten ihm ins Gedächtniß. Hatte seine Braut nicht allzu deutlich ihr Mißfallen über dessen Handlungsweise an den Tag gelegt? Und Wolf war abhängig von seiner Mutter!

Frau Rochau würde ihm, so gut wie Karl, so lange gegeben haben, als er bedurfte, um sich durch seine Arbeit unabhängig zu machen. Nun fiel auch das. Lange Jahre des Wartens stiegen beängstigend vor Wolf auf.

Und alles war mit einem Schlage anders, wenn seine Mutter von ihrer Starrheit abließ, wenn sie einwilligte. So leitete ihn die kühle Überlegung wieder zu ihr, und um ihren Sinn zu ändern, auf seinen Bruder. Es war Wolf ein Trost, eine Beruhigung, daß die alte Dame seine letzten Worte nicht gehört hatte. Er wußte, daß Karl, besonnener

als er und nur erfüllt von dem Wunsche, sein Bestes zu fördern, ihr diese nicht hinterbracht hatte.

Aber dann kam doch wieder das Gefühl seines Rechtes über ihn. Was er einmal gesagt hatte, mußte bestehen bleiben. Er war doch kein Kind, das seine Launen in Minuten wechselte — —

Was würde Esther sagen, wie würde sie raten? Da kam ihm ein anderer Entschluß! Wenn er sich ihr doch ganz anvertraute, in zarter Form mitteilte, wie die Dinge lagen, und sie, sie selbst veranlaßte, sich seiner Mutter zu nähern. Bah, Nein! Esther sollte sich nicht demütigen, nicht einen Fußfall thun, wo sie eine volle Anwartschaft hatte zu fordern!

Und nun redete sich Wolf immer mehr in eine abwehrende Stimmung hinein, schalt seine Mutter eine kleinliche, harte Seele, die ihre verdammungswerten Vorurteile über ihre Liebe und über die Förderung seines Glückes stellte! — Wie denn? Wenn er den Weg der rücksichtslosen Überzeugung einschlug, Frau Mendelsohns Jawort einholte und einen Menschen fand, der ihm behülflich war, bis er selbst seine Frau zu ernähren im stande sein würde!? Gab es einen? Karl mußte raten. Ja, so sollte es sein, und unter diesem Entschluß änderte Wolf die Richtung seines Weges und eilte in die in der Markgrafenstraße belegene Wohnung seines Bruders.

Doktor Karl Rochau war noch nicht von seinen Krankenbesuchen zurückgekehrt. Wolf ließ sich sein Zimmer aufschließen, zog die Uhr, überlegte noch einmal und beschloß, dessen Rückkehr abzuwarten.

Um vier Uhr war des Doktors Sprechzeit; in einer Stunde mußte er demnach spätestens zurück sein.

Wolf setzte sich, guckte auf die Wände, auf die Bilder, zupfte an seinem Schnurrbart, erhob sich, schritt durch das Zimmer, ließ sich von Neuem nieder, sann und grübelte. Seine Gedanken waren in einem solchen Aufruhr, daß er nur mechanisch handelte und auch nur so die Dinge um sich her betrachtete.

Das Tintenfaß erhielt unter seinem halbverschleierten Auge helle, blitzende Linien, aus den Arabesken der Tapete bildeten sich seltsame Figuren, und an diesen blieb sein Auge hängen wie gebannt. Er sah und sah doch nichts!

Er suchte einen äußerlichen festen Punkt zu finden, da er innerlich sich vergeblich mühte, zu einer Klarheit zu gelangen. Er merkte es nicht, daß seine Finger die Uhrkette preßten, und ward sich dessen erst bewußt, als sich durch den andauernden Druck ein leiser Schmerz einstellte.

Und Karl kam nicht. Einmal ward die Klingel

gezogen, aber es war nicht der bekannte Schritt. Die Haushälterin fertigte einen Boten ab.

Wolf erhob sich und trat ans Fenster. Er schaute auf die Straße, auf die Häuser. Auf einem niedrigen Dach hatte sich eine Dachpfanne gelöst. Diese an ihren Platz zurückzuschieben beschäftigte ihn, und gleichzeitig hörte er die Worte seiner Mutter: „Niemals! Niemals!“ Drunten gingen die Fußgänger. Ein Mensch erschien mit einem blaßroten Regenschirm und neben ihm — nein, nicht neben ihm — aber neben dieser Erscheinung tauchte in seinem Geiste Esther auf, Esther mit ihren dunklen Augen, ihren festen Händen und ihren weißen Zähnen.

Nun verschleierte sich ihr Auge; sie weinte.

Frau Mendelsohn erklärte, daß sie ohne der Frau Oberamtmann Zustimmung nicht daran denken könne, ihr Jawort zu geben.

Die dumpfe Stubenluft drang plötzlich auf Wolf ein. Er holte tief Atem; seine Brust war wie eingeschnürt, sein Herz klopfte unruhig. Zorn und Enttäuschung erfüllten seine Brust, und zu allen diesen gesellte sich ein immer mehr zunehmender Trotz, der doch wieder machtlos abprallte, wie das Tollen eines Tieres gegen eine verschlossene Pforte.

Er schaute abermals auf die Uhr. Sie zeigte schon fast auf halb fünf. Niemand kam! Was mochte Esther

denken? Wolf hatte nicht einmal den Versuch gemacht, ihr Nachricht zu geben. Er eilte an den Schreibtisch seines Bruders und suchte Papier, um es jetzt noch zu thun.

Aber nachdem er den Brief beendet hatte, kamen ihm allerlei Zweifel. Allem anderen mußte eine Rücksprache mit Karl vorhergehen, und es blieb nichts übrig, als dessen Ankunft abzuwarten.

In diesem Augenblick ward an der Klingel gezogen, draußen wurden zwei Stimmen vernehmbar: „Bitte, treten Sie näher."

Karl Rochau trat ins Zimmer, und ihm folgte ein fremder Mann, offenbar ein Patient.

„Ach, Wolf! Gottlob! —"

Eine Viertelstunde später saßen sie endlich ungestört gegenüber.

„Du sprachst Mama noch nach meinem Fortgang?"

„Ja."

„Was äußerte sie?"

„Ach, mein armer Junge. Das ist eine traurige Sache. Mama beschäftigt sich mit Deiner Angelegenheit aus einem ganz andern Gesichtspunkt als Du denkst. Sie fürchtet, diese reiche Partie mit allem, was sie umgiebt und umgeben wird, würde Dir zum Unheil gereichen. Sie mißtraut Deinem Charakter.

Was sie durch Umsicht und zärtliche Mahnung in Dir befestigt hat, meint sie, werde zerstört werden; Du könntest Dich nur beschränken, wenn die Verhältnisse Dir einen Zwang auferlegten. Sie sieht Deine Eitelkeit verderblich gereizt, Deinen Ehrgeiz unverständig angefacht und Dein — Glück gefährdet, weil sie Dir nicht Maß und Beschränkung zutraut. Das Blut der Rochaus, mein bester Wolf, soll in Deinen Adern rollen, und die traurigsten Bilder steigen vor ihr auf.

Man sollte meinen, das sei etwas Unnatürliches, Widersinniges. Aber Du kennst unsere Mutter. Sie ist keine gewöhnliche Natur, sie ist anders geartet als so viele andere Frauen und so sehr von ihrem Verstand beherrscht, daß Beschwichtigungen, Vernunft und Zureden, Hinweise auf das Wahrscheinliche die Wirkung bei ihr verfehlen. Das Bild, welches sie für Dich aufgebaut hat, hast Du zu rasch, zu unvermittelt zerstört.

Es giebt nur zweierlei: Du fügst Dich — natürlich das scheint unmöglich —, oder Du stellst Dich auf Deine eigenen Füße, bis die Zeit sie belehrt, daß doch meist alle menschlichen Gedanken schiffbrüchig sind. Ich halte es für besser, Dich gleich vollkommen aufzuklären, aber ich zittere vor all den Folgen; Du mußt lange warten, bis Du eine Frau ernähren kannst. Von jener Seite nehmen, wäre unwürdig

und würde Mama in ihren Ansichten nur allzusehr bestärken. Wie ich sie kenne, wird sie sich in Deinen Entschluß fügen, aber sie wird Dich ganz wie einen Fremden behandeln.

Beihülfe hast Du sicher von ihr nicht zu erwarten. Künstliche Hilfsquellen herbeizuziehen, verbieten uns unsere Ansichten über dergleichen Dinge. Du könntest nicht einmal Dein Erbteil verpfänden, da Du bei ihr nicht sicher bist, daß sie ihr Testament ungeändert läßt. Wer weiß, ob überhaupt ein solches existiert. Es giebt nur einen Weg —"

Karl stockte. In seinen ernsten Augen blitzte ein kleiner, von rührender Herzensgüte durchleuchteter Punkt.

„Ein Mittel?" forschte Wolf, dem bei den vorangegangenen, wenn auch noch so rücksichtsvoll gegebenen Eröffnungen kalte Tropfen ins Herz gesickert waren.

„Ja, Wolf! Ich biete Dir meine Ersparnisse und den größeren Teil meines jährlichen Einkommens an. Nach meiner Schätzung wirst Du Dich damit einrichten können, um so sicherer, wenn es Dir bald gelingt, ein Amt zu finden und noch durch Nebenarbeiten zu verdienen. Schwöre mir, Wolf, daß Du nie einen Heller von Deiner Braut Vermögen be-

gehren willst, bis es Dir durch natürliche Anwartschaft zufällt."

Bei Karls Worten stürmte es durch Wolfs Brust.

„O, welch ein Mensch bist Du!" rief er hingerissen und umarmte seinen Bruder.

„Und gut! So sei es! Ähnliches — natürlich ohne Ansprüche an Deine helfende Hand — beschäftigte mich bereits. Aber nun gilt etwas anderes, was sich mir bei diesen Mitteilungen aufgedrängt hat. Wie soll ich unter solchen Umständen bei Frau Mendelsohn um Esther anhalten? Willst Du mein Brautwerber sein, Karl? Du wirst eindringlicher und überzeugender sprechen können als ich. Indem ich meine eigene Sache verteidige, werden meine Worte nur als halbe Wahrheit klingen, während die deinigen den Stempel ehrlicher Überzeugung tragen. Erweise mir diesen Dienst! Willst Du, Karl?"

Der Doktor schwieg. Er wußte, daß seine Mutter ihm ein solches Eingreifen in die Sachlage schwerlich vergeben würde.

„Ich will es mir überlegen, Wolf," schloß er das Gespräch. „Kehre heute nach Hause zurück und nimm meinen Rat an. Thue, als sei nichts vorgefallen, bevor wir uns weiter beraten haben!"

So trennten sich die beiden Brüder.

* *
*

Es war um Mitternacht dieses Tages. In einem langen, schmalen, mit allzuvielen altmodischen Möbeln und kleinen überflüssigen, altfränkischen Dingen angefüllten Schlafgemach saß aufrecht in einem von geblümten Vorhängen umrahmten großen Himmelbett die hagere Gestalt der Frau Rochau. Eine äußerst saubere, weißgestreifte Jacke umhüllte ihren Oberkörper, und ihren Kopf umschloß eine mit zierlichen, künstlich aufgeplätteten Leinenkrausen umsäumte Nachtmütze.

Von dem unbeweglichen, bleichen Gesicht zeichnete sich der Schatten auf der Oberlippe seltsam ab und erhöhte das Absonderliche, Matronenhafte ihrer Erscheinung.

Eine kleine Lampe stand unter vielen Flaschen und Schachteln auf dem Nachttisch, und ein Klingelzug aus weißgeflochtener Wolle — es gab davon ein Dutzend, die regelmäßig in die Wäsche wanderten wie die Handtücher und anderes Leinenzeug — schwebte von der Himmelbettdecke herab.

Die alte Frau hatte die Hände gefaltet und betete. Sie betete auf ihre Weise.

„Diese Worte richte ich an Christum Jesum, meinen Herrn, Amen!

Du weißt es, himmlischer Herzensbräutigam, daß ich zwei Söhne habe, die ich mit meinem Herzblut ernährte und auferzog. Ich lehrte sie Deine Gebote

und gab ihnen die Zucht, um sie einst einzuführen in Deine Herrlichkeit.

Einer von ihnen steht vor einer wichtigen Entscheidung, und ich, Herr Jesus Christus, glaube, daß er nicht die Wege wandelt, die zu seinem Heile gereichen. Aber des Menschen Glauben und Sinnen ist eitel Stückwerk, und Du lenkest Herzen und Nieren in Deiner unerforschlichen Weisheit. Gieb mir, Herr Jesus Christus, ein Zeichen, ob ich handeln soll nach meinem schwachen Ermessen, oder ob ich unterdrücken muß, was um Deinetwillen und das Seelenheil meines Kindes willen, welches ich Deiner Huld und Gnade empfehle durch dieses inbrünstige Gebet, aufstieg in meinem unwürdigen Herzen.

Ich liege vor Dir im Staube und küsse die Male an Deinen Füßen, die Dir geworden sind um Dein heiliges Sterben für uns schwache Menschen. Hilf mir, Herr! Hilf und übe Barmherzigkeit an Deiner Magd. Amen! Dein Name sei gelobt!"

Nachdem die alte Frau diese Worte gesprochen hatte, ergriff sie eine auf dem Tisch ruhende Bibel und murmelte:

„In der achten Zeile von oben soll vorkommen das Wort —"

Ihre Hände zitterten. Sie stand vor der Entscheidung!

„Das Wort: Gott!“ drängte sich langsam, furchtsam aus ihrem Munde.

Und nun schlug sie die Blätter zurück und ihre spitzen Finger tasteten und zählten, und als die Zeile vor ihr stand, flimmerte es vor ihren Augen, und sie überflog zagend den Inhalt. Ja! da stand das Wort: Gott! Sie riß die dunklen Augen auf, in die Wangen traten die tiefen Furchen des Alters; die Augenbrauen schienen zu wachsen, um den geschlossenen Mund zuckte es, und der Kopf ging hin und her in heftigster Bewegung.

Jesus Christus hatte ihr ein Zeichen gegeben. Was sie gethan, war ihm wohlgefällig!

Die Bibel entfiel ihrer Hand. Fast hätte sie dem Gotte zürnen mögen, den sie angerufen hatte in ihrem seelischen Kampfe.

Zwei Thränen wurden sichtbar in den Winkeln der alten Augen und fielen auf die knöchernen Hände.

Und so saß dieses Weib und ließ an sich vorübergehen alles, was das Leben an Licht und Schatten ihr bisher geboten. Ihre Kindheit, ihr Vaterhaus, ihre Ehe traten vor ihre Seele. Das Gesicht ihres Mannes, das unerbittliche, harte Gesicht im fortgesetzten Widerstreit mit seinen entarteten Brüdern, stieg vor ihr auf, und sie sah ihn auch jetzt das

Auge auf Wolf richten, und hörte seine Stimme, die sprach:

„Unser Gesetz ist unsere ehrliche Überzeugung, und dieses Gesetz läßt sich nur einmal deuten!“

Und dann ließ sie sich in die hochaufgebauten Kissen gleiten und sah auf die geblümten Wände ihres Bettes und ihr Blick fiel auf den weißen Klingelzug, der jetzt, gleichsam drohend, als ein Lauscher ihrer Gedanken, aber auch als ein Tadler ihrer Entschlüsse, vor ihr schwebte. Erst gegen Morgen schlief sie ein, und wie sie so ruhte, glich sie mit ihrem unbeweglichen Gesicht einer Toten.

Am folgenden Morgen saß die alte Dame in ihrem steifen, tadellos geplätteten hellen Morgenrock beim Kaffee, als Wolf ins Eßzimmer trat. Sie hatten sich am Tage vorher nicht mehr gesehen. Wolf war über den Hof in sein Zimmer geschritten und hatte dort allein den Thee eingenommen.

Sie neigte kaum merklich den Kopf, als er ihr, abweichend von seiner sonstigen aufmerksamen Begrüßung, nur einen guten Morgen bot, sah gleichgültig drein und biß gerade so wie immer in die durchsichtig dünngeschnittenen, mit dicker Butter belegten und halb aus einem Stückchen Weißbrod, halb aus Schwarzbrod zusammengelegten Schnitten. Sie aß langsam; ihr Mund war bei solcher Beschäftigung

in stärkerer Bewegung als bei anderen Menschen, und es lag vielleicht in Folge dessen allezeit ein scharfer dunkler Strich in ihren Mundwinkeln.

Der Kaffee duftete heute überaus scharf. Zudringlich drang das belebende Aroma durch den Raum und vermischte sich mit dem Hauche einiger Hyacinthen, welche in hellen Glashafen im Fenster standen und über Nacht aufgebrochen waren.

Frau Rochau hatte eben heißes Wasser nachgegossen und schenkte aus der stark brodelnden, ihre Dämpfe hervorstoßenden Kaffeemaschine, unter der die heiße Spiritusflamme irrlichternd emporstrebte, den Kaffee für Wolf in eine große, mit einem buntfarbigen Wappen der Tecks verzierte Tasse. Nachdem sie ihm diese wortlos hingesetzt hatte, beschäftigte sie sich mit der Lektüre eines Briefes, dessen sorgfältig aufgeschnittenes Kouvert neben ihrem Teller lag. Wolf forschte in dem Gesicht der alten Frau, und als sie noch immer nicht aufschaute, stiegen Zorn und Bitterkeit in ihm empor. Hatte er auch stets seiner Mutter die zärtlichste Liebe und Ehrerbietung entgegengebracht, immer bäumte sich doch, schon als Kind, sein Empfinden auf gegen ihre übertriebene Strenge.

Auch heute saß sie da mit einer Miene, als ob nur sie allein berechtigt sei, in der Welt zu existieren,

und als ob alle anderen Dinge, die in dieser vorhanden, neben ihrer Person und ihren Interessen doch nur eine nebensächliche Bedeutung hätten. Und ihn behandelte sie noch immer wie einen halberwachsenen Menschen, ja wie einen Knaben.

War er denn nichts? Sagte ihm doch alle Welt das Gegenteil, und hatte er — ja, nun schwoll ein kräftiges Selbstgefühl in ihm auf — nicht eben erst bewiesen, daß er ein Recht auf Beachtung habe? Und in unmittelbarer Anknüpfung an diesen Gedanken fielen ihm die Worte seiner Mutter vom gestrigen Tage ein.

Einen Augenblick schwankte Wolf noch; dann aber sagte er rasch entschlossen und eine durch den beängstigenden Zimmerduft und die schlaflose Nacht beförderte Beklemmung in sich gewaltsam zurückdrängend:

„Mama! Ist es Dein letztes, unabänderliches Wort, welches Du gestern gesprochen hast? Ich bitte Dich, ja, ich flehe Dich an, meine liebe Mutter! Gieb mir Deine Einwilligung!"

Die alte Frau hatte auch ein fühlendes Herz. Bei den sanften und einschmeichelnden Lauten, die ihr Ohr trafen, und die aus dem Munde desjenigen drangen, den sie doch so innig liebte, schwoll es für einen Augenblick mitleidig in ihr auf.

Aber auch nur für einen Moment. Ihre Über-

zeugungen nahmen eben so schnell wieder von ihr Besitz. Jesus Christus hatte ihr die Wege gewiesen, wie sie ihr Inneres zu lenken habe. Und deshalb erklang ein kurzes: „Niemals, Wolf!"

„Halten nicht die Tecks ihr Wort?" hub Wolf noch immer sanft an. „Als ich Dir gestern die Nachricht von meinem Examen-Resultat brachte, sagtest Du, — ich habe es nicht vergessen: Du wolltest mir das gedenken. Deutete ich den Sinn richtig? Gabst Du mir nicht eine Zusage, verhießest Du mir nicht einen Lohn?"

In dem Gesicht der Frau zuckte es; kleine, tiefe, gleichsam dunkeltönige Falten bildeten sich neben ihrem Munde.

„So gieb mir jetzt den verheißenen Lohn, liebe Mama! Weigere mir nicht Esther Mendelsohns Hand! Sie hat überdies mein Wort, und wenn ich auch nur ein Rochau bin, ich halte es!"

Die Frau Oberamtmann erhob zum ersten Male den Kopf und sah ihren Sohn an. Sie heftete ihre Augen so fest und strafend auf sein Angesicht, daß dieser den Blick senken mußte. Aber das war doch nur ein Blitz. In derselben Sekunde warf Wolf den Kopf zurück und bestätigte mit fester trotziger Miene, was er gesagt hatte.

„Was ich thue, geschieht zu Deinem Besten. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Ich kann ein

größeres Opfer nicht bringen, einen größeren Lohn Dir nicht gewähren, besser nicht den Inhalt meiner Worte wahr machen."

„Mama!" rief Wolf und sprang auf. „Du hörtest, was ich sagte, und Du nennst das meinen Lohn? Ich wiederhole, daß ich mit Esther Mendelsohn an den Altar treten werde, so wahr ein Gott lebt und so wahr nie Ehrfurcht und Achtung vor Dir aus meinem Herzen wichen."

„Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser," erwiderte die Frau finsteren Blickes, scharf betonend. Ihre knöcherne Hand ballte sich, und Wolf sah wie die graublauen Adern aufschwollen in der Rückwirkung ihres hastig pulsierenden Herzblutes.

„Also nein, Mama? Nur auf eine bloße Voreingenommenheit hin, ohne Umschau und nähere Erkundigung nach der Familie, nach dem Wert und Wesen meiner Braut, ohne Scheu vor einer zwischen uns vielleicht dauernd eintretenden Entfremdung? Hast Du mich denn wirklich lieb? Karl sagt mir, Du mißtrautest meinem Charakter. Mich bewahren wolltest Du vor sicherem Verderben. Wie soll ich das verstehen, das deuten? Ich nehme nichts von dem Reichtum dieser Leute. Ich traf meine Wahl nach einer inneren zwingenden Notwendigkeit. Wie Atome sich zu einander drängen, so drängte sich

meine Seele zu diesem Mädchen. Sie war mir bestimmt, ich fühle es.

Aber es ist ja nicht das, Mama! Von einem traurigen, — verzeihe — einem unwürdigen Vorurteil wirst Du beherrscht! Schon der Name Esther schreckt Dich. Aber ich bitte Dich noch einmal. Gieb mir Esther Mendelsohn, Mama!“

Die alte Dame hatte während dieser Rede keine Miene verzogen, aber eine stärkere Blässe trat in ihr Gesicht, noch schärfer zeichneten sich die Adern auf ihren Händen ab, und in der dürren Brust unter dem tadellosen Morgenkleide hämmerte es.

Jetzt erhob sie sich, stemmte die Hand fest auf den Tisch und sagte kalt:

„Hindern kann ich Dich nicht. Aber meine Thüren, meine Hand und mein Herz werden Dir verschlossen bleiben, von heute bis zu meinem Tode, wenn Du das Mädchen heiratest! Nun wähle!“

Wolf schrie auf bei diesen Worten. Einen Moment suchte er vergeblich nach Fassung, und dann keuchte es aus seiner Brust:

„Gut, Mama! Du hast es zu verantworten! Ich folge meiner Liebe, meiner Pflicht und meiner Ehre!“

Nach diesen Worten stürmte er aus dem Gemach.

Die alte Frau stand lange unbeweglich da und

starrte vor sich hin. Wieder hingen zwei Tröpflein in ihren alten Augen, und dann sank sie wie Gräberstaub plötzlich zusammen, fiel in den Stuhl, drückte die Hände auf die Brust und stöhnte:

„Jesus Christus! Erbarme Dich meiner!“

* * *

Wolf ging auf sein Zimmer, griff hastig nach seinem Hut, und verließ das Haus, um in die Wohnung seines Bruders zu eilen. Dieser saß an seinem Schreibtisch und arbeitete; die Reste des beendeten Frühstücks standen noch auf dem Tisch.

„Wie, Wolf! So früh? Ist etwas Schlimmes passiert?“ fragte Karl hastig sich erhebend und reichte jenem die Hand.

„Allerdings,“ erwiderte Wolf, ließ sich in einen Sessel nieder und fuhr durch sein halblockiges, schwarzes Haar: „Es ist alles aus! Eben hatte ich eine Unterredung mit Mama. Ich bat, ich flehte, ich stellte ihr alles vor. Nein, das nicht, denn ihre Miene war so hart, so kalt, daß der Fluß meiner Rede nicht aufkam. Aber ich verwies sie auf das Vernünftige; ich bat sie, zu prüfen, ehe sie entscheide, und ich legte in meine Bitte den demütigsten Ton —“

„Nun?“

„Sie citierte Bibelstellen und bezeichnete ihre Weigerung als den verheißenen Lohn für mein wohlbestandenes Examen! Wahrlich, unglaublich!

Und als alles vergeblich war, als ich sagte, daß ich Esther heiraten müßte, selbst gegen ihren Willen, erklärte sie, daß ihre Schwelle, ihre Hand und ihr Herz mir verschlossen bleiben würden von heute ab bis zu ihrem Tode. O, Karl! Karl! Hat diese Frau kein Herz in der Brust? Ist es möglich? Ist's nicht nur Verstellung? Sage es mir! Kann eine menschliche Seele so klein geartet, so engherzig sein? Welcher flüsternde Teufel sitzt in ihrer Brust und lehnt sich auf gegen ihr besseres Ich?

Jude? Christ? Auch ich verabscheue das Jüdische, was die Menge als solches bezeichnet. Aber weist nicht auch jeder Gebildete und gut Geartete unter den Juden dies in gleicher Weise zurück? Kann man denn nicht unterscheiden? Ist jener ein guter Mensch, nur weil er sich zu diesem Glauben bekennt, und ist diesem mit Mißtrauen zu begegnen, weil Moses sein Gesetzgeber war?

Verdammen wir nicht das Schlechte, Berechnende, den rücksichtslosen Egoismus, den Schleichweg und die Niederträchtigkeit, wo immer wir sie finden? Heuchelt, lügt, betrügt, stiehlt und rafft nicht auch der Christ? Das eben ist das Schmachwürdige! Alles ohne

Auswahl in einen Topf, sobald orientalische Linien das Gesicht kennzeichnen, sofern das dunkle Haar, sofern Namen und Sprache den Fremden verraten!

Und unsere Mutter redet von Christentum und verwechselt ihre verdammungswerten Vorurteile mit den heiligen Gesetzen der Menschenliebe, auf der Jesus unsere Religion aufbaute.

Helfe, rate Karl! Mein Inneres ist zerrissen. Mein Glück erhielt schon im Beginne Wunden, und sie bluten mit jeder Stunde mehr.

Ich kann nur einen Weg beschreiten, den Weg, den meine Liebe und meine Ehre mir vorschreiben! Das erklärte ich ihr, als ich noch einmal, zum letzten Male, sie anflehte und sie mir diese vernichtenden Worte zuschleuderte."

Wolf sank zurück. In seiner Brust hämmerte es, und seine Hände griffen nach dem Herzen, um das innere Toben zu dämpfen.

„Es war nicht gut, Wolf, daß Du heute mit ihr sprachst!" hub Karl sanft an und berührte mitleidig die Schulter seines Bruders. „Ich forderte Dich auf, zu thun, als sei nichts geschehen. Trotz meiner gestrigen Erklärungen hoffte ich noch eine Anknüpfung zu finden, und kam auf den Gedanken, welchen Du nun durch Voreiligkeit zunichte gemacht hast. Ich mußte ihr zureden, nicht Du! Ich wollte ihr

ans Herz legen, daß Du einen Lohn verdientest; heute, diesen Mittag sollte es geschehen. Wenn unsere Mutter Worte spricht, wie sie heute gefallen, so ist nicht mehr daran zu rütteln. Bevor sie fielen, hatten wir noch eine leise Hoffnung, jetzt ist sie dahin!

Doch gleichviel, das Unabänderliche zu erörtern ist zwecklos. Wir wollen handeln. Das Schlimmste für den Augenblick wird sein, daß Du kaum mehr in ihr Haus zurückzukehren vermagst. Mit Deiner Erklärung wurden die Dinge fast schon zu Thatsachen."

Karl sann nach und Wolf, von einem anderen Gedanken beherrscht, knüpfte an seine am gestrigen Tage gestellte Frage an:

„Wirst Du zu Frau Mendelsohn gehen, Karl? Ich kann Esther nicht mehr im Ungewissen lassen. Die Zeit drängt und mehr noch mein Herz. Lieber Karl, wenn Du wüßtest, welch ein seltenes Geschöpf meine Braut ist!"

Der Doktor hatte im Grunde anders überlegt. Er fand es angemessener, daß Wolf selbst seinen Antrag stellte, und nur, wenn sich Schwierigkeiten zeigten, wollte er eingreifen.

Nun ward er schwankend. Nach einer Pause, während er nachdenklich auf und ab schritt, blieb er vor seinem Bruder stehen und sagte:

„Gut! Ich werde Frau Mendelsohn heute mittag

besuchen, Dein Brautwerber sein und alles klar legen. Nur eins tritt mir immer wieder vor Augen. — Sie wird mich fragen, auf welcher materiellen Grundlage hin Du um eine Frau wirbst? Irgend etwas unklar zu lassen, gar zu verheimlichen, steht mir nicht an. — Ich werde sagen müssen, daß ich Dir zur Seite stehen werde, so lange Du dessen bedarfst. Wie denkst Du darüber?"

„Nein, ich kann ein solches Opfer von Dir nicht annehmen, Karl!" erwiderte Wolf. Er brach ab. Die beiden Brüder waren für Augenblicke in tiefe Gedanken verloren. Wo im menschlichen Verkehr Ehre und Überzeugung sprechen, giebt es so gut unübersteigbare Hindernisse wie in der Natur selbst. Theoretisch ist die Welt ein stiller Wasserspiegel, in der Praxis giebt es aber so breite und reißende Ströme, daß kein Fahrzeug sie zu durchschiffen vermag.

„Wir wollen vernünftig reden, ohne falsche Scham und übertriebenes Ehrgefühl, Wolf. Wir sind Brüder. Im Nehmen liegt dieselbe Größe wie im Gewähren! Aber zu Deiner Beruhigung, höre: Du kannst mir Dein Erbteil verpfänden. Du wirst sicher eins haben, in derselben Höhe wie ich; es sei denn, daß unsere Mutter uns beide verleugnet. Nie werde ich mehr nehmen als meinen Teil. Ent-

zieht sie uns aber ihr Vermögen, dann gab es keine Hand, auf die Du einen natürlicheren Anspruch hattest, und keine, die bereitwilliger sich öffnete als die meine. Höher als mein eigenes steht mir zur Zeit Dein Glück. Glaubst Du es?"

„Ja, mein lieber Bruder!" sagte Wolf, und in seinen Augen ward es feucht. „Und so sei es denn."

* * *

Um die Mittagsstunde ließ sich der Doktor in dem Hause der Frau Mendelsohn melden. Er hatte die Wohnung nie betreten und war überrascht von der vornehmen Einrichtung. Ein Diener nahm seine Karte entgegen, und nach kurzem Warten trat er in die Empfangszimmer ein. Vor ihm lagen drei große, durch keine Thür geschiedene Räume. Eine angenehme Wärme durchströmte die Gemächer, in denen jener gediegene Luxus herrschte, mit dem ein guter Geschmack sich umgiebt.

Frau Mendelsohn, eine schwarzgekleidete Dame mit grauem, silberglänzendem Haar und dunkler Gesichtsfarbe, trat freundlich und unbefangen auf den Doktor zu und lud ihn mit einem: „Was verschafft mir die Ehre, Herr Doktor? Ich hatte lange nicht das Vergnügen, Sie zu sehen," zum Sitzen ein.

Und nun begann Karl Rochau ohne lange Ein-

leitung. Er warb in Wolfs Namen um Esthers Hand und schilderte die eigentümlichen Umstände, welche ihn veranlaßten, für seinen Bruder das Wort zu nehmen. Die alte Dame hörte ihm ruhig und scheinbar ohne Überraschung zu, und erst als er an den Schluß gelangte, verschwand der sanfte Ausdruck aus ihren Zügen und wich einer bekümmerten Miene.

„Weiß denn meine Tochter von diesen Plänen ihres Herrn Bruders, Herr Doktor?“ hub sie an. „Esther, wenngleich sie ihr Interesse für ihn uns nicht verhehlte, hat mir nichts gesagt. Sah er sie? Verständigte er sich mit ihr? Es ist wohl seltsam, daß ich diese Frage an Sie richte. Indessen —“

Sie hielt mitten in der Rede inne. In ihren Augen kämpfte etwas, was Karl beunruhigte. Er sah, daß noch mehr zu enthüllen war. Was übrig blieb, schien fast schwerer zu verteidigen als die Sache selbst.

„Ja, gnädige Frau! Die jungen Leute haben seit vielen Monaten mit einander korrespondiert. Ob sie sich gesehen haben, vermag ich nicht zu sagen.“

Eine ungeheure Enttäuschung malte sich in Frau Mendelsohns Gesicht und blieb darin haften.

„Ich bitte, meine gnädige Frau! Was hat Sie so sehr berührt? Ist's, was ich eben sagte? Sehen Sie das Ihrem Kinde und meinem Bruder nach! Die Liebe sucht gern Schleichwege. Das war nie

anders und war nie etwas Schlechtes, wenn ehrliche Absicht sie leitete."

„Nein, nein, Herr Doktor!" erwiderte Frau Mendelsohn in starker Bewegung. „Was bleibt, wo kein Vertrauen ist? Hinter meinem Rücken vollziehen sich solche Dinge. Ich bin ahnungslos. Meine Tochter verheimlicht mir ihre Schritte, thut etwas, das meinem innersten Empfinden zuwiderläuft, das mich lehrt, wie wenig Beispiel und Lehre auf sie wirkten.

Aber nicht minder muß ich Ihren Herrn Bruder tadeln. Weshalb kommt er nicht selbst und wirbt? Weshalb trat er nicht offen über meine Schwelle? Das ist alles nicht, wie es sein soll! — Sehen Sie, geehrter Herr Doktor, was Sie mir erzählen, hat viel mehr Trauriges als Erfreuliches. Ohne die Zustimmung Ihrer Frau Mama ist schwerlich ein wirkliches Glück zwischen beiden denkbar. — Aber ich will davon noch absehen. Die Zeit ändert, heilt, versöhnt! Ich würde die Hoffnung nicht aufgeben. Es gab Dinge in der Welt, die trostloser aussahen und sich doch endlich fügten.

Diese beiden Menschen handeln jedoch in allem abweichend, sind exzentrisch und lehnen sich auf gegen Gewohnheit und Sitte; insbesondere Ihr Herr Bruder! Er ist ein unruhiger, leidenschaftlicher Mensch!

Ich fürchte, ich fürchte! Ach! ich weiß nicht, ich habe so traurige Gedanken!"

Karl Rochau empfand es schmerzlich, daß Frau Mendelsohn unter ähnlichen Eindrücken stand wie seine Mutter. Fast machte ihn ihre Auffassung stutzig. Was er dort lediglich für ein trauriges Vorurteil hielt, hatte sich hier aus allmählicher Anschauung aufgebaut. Umsomehr aber ward Karl Rochau gedrängt, für Wolf einzutreten, und schon war er im Begriff, den Worten der alten Dame zu begegnen, als sie unmittelbar an den letzten Satz anknüpfte und sagte:

„Es ist auch noch ein anderes Bedenken, was ich habe. Ihr Herr Bruder ist sehr jung, seine Lebensstellung nur in ungenügender Weise befestigt, und zum Heiraten gehört leider nicht nur gegenseitige Liebe."

„Eben diesen Punkt wollte ich mir noch erlauben zu berühren," erwiderte Karl. „Wolf hat die Absicht, sein Hauswesen in der bescheidensten Weise einzurichten und seinem Fleiß und Streben die weitere Entwickelung anheimzugeben. Was für einen einfach zugeschnittenen Hausstand erforderlich ist, wird ihm zur Verfügung stehen durch ein Abkommen, das zwischen uns statthaben würde.

Dieses Bedenken, meine gnädige Frau, glaube ich,

Ihnen nehmen zu können, und im übrigen setze ich so große und, wie ich als zutreffend voraussetzen darf, berechtigte Hoffnungen in Wolfs Fähigkeiten, daß er sich in verhältnismäßig kurzer Zeit seinen Platz selbst erobert haben wird.

Ich gebe zu, daß er ein Temperamentsmensch ist, daß sich scharfe Gegensätze in ihm ausprägen und seine Charakter-Veranlagung nicht ohne Gefahr für seine Entwickelung ist, aber andererseits ist er eine so kräftige, ideale, von dem Guten durchdrungene Natur, daß er stets den notwendigen Halt in sich selbst wieder finden wird. Auch erwarte ich viel von der Einwirkung Ihrer Fräulein Tochter, die ich ja die Ehre habe, zu kennen, welche Einsichtige in so ausgezeichneter Weise beurteilen und von der Wolf nicht genug Rühmendes zu erzählen weiß.

Wird meine Mutter sehen, daß die beiden jungen Leute ihre Lebensaufgabe ernst nehmen, wird auch ihr Herz sich erweichen lassen — ich zweifle daran so wenig wie Sie — und Fräulein Esther wird ihr nicht minder wert werden als Wolf, den sie aufs Zärtlichste liebt."

Karls Worte machten Eindruck auf Frau Mendelsohn. Sie sah den Sprechenden mit einem guten Blick an und erwiderte:

„Ich will mir die Sache überlegen, Herr Doktor,

mit Ihrer Erlaubnis. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich muß zunächst mit Esther sprechen, und, ehe ich Ihnen eine bindende Zusage gebe, hören, was vorhergegangen ist. Eins will ich noch erwähnen, weil diesen Gegenstand zu berühren Ihrem Herrn Bruder und mir gleich peinlich sein würde. Die materielle Frage an sich wäre ohne Bedeutung. Was die jungen Leute für ihre Existenz gebrauchen, kann ihnen aus Esthers Erbteil werden. Ich freue mich über Ihres Bruders Absichten; ja, ich gestehe, daß mir dies Respekt einflößt, meine aber, daß sich etwas ganz Natürliches vollziehen würde, wenn Esther ihr Vermögen in die Ehe bringt.

Will Ihr Bruder nur einen Teil der Zinsen verwenden, so wird es mich um seinetwillen freuen. Besser, man beginnt einfach, als schließt mit Sorgen. Sie verstehen?"

„Ich verstehe vollkommen, gnädige Frau, aber ich gebe in Wolfs Namen schon jetzt die bestimmte Erklärung ab, daß er nichts annehmen wird. Er warb um Fräulein Esther, weil er sie liebt und alles Äußerliche ist ihm nebensächlich."

„Ich freue mich über das, was Sie mir sagen!" entgegnete Frau Mendelsohn warm und reichte dem Sprecher die Hand. Und dann fuhr sie von einem plötzlichen Gedanken beherrscht, fort:

„Halten Sie es nicht für richtig, daß ich mit Ihrer Frau Mama spreche? Glauben Sie, daß Sie mich empfangen würde? Das Wohl meines Kindes beschäftigt mich so sehr, daß ich dieses — dieses schwere, ja, ich darf den Ausdruck gebrauchen, ohne von Ihnen mißverstanden zu werden — recht schwere Opfer bringen würde.

Meinen Sie nicht, wenn eine Frau, die selbst Mutter ist, zu ihr redet, solches Eindruck machen könnte? Sie werden begreifen, wie sehr mein Stolz und mein Selbstgefühl sich dagegen auflehnen, daß meine Tochter als eine Zudringliche betrachtet wird, aber auch wie sehr ich wünschen muß, ein unberechtigtes Vorurteil zu zerstreuen. Nur die Liebe, die ich für meine Esther hege, ließ mich Sie ruhig anhören, machte es mir möglich, die in mir aufsteigenden Gefühle zu unterdrücken. Sie haben nur in zarter Weise auf die Umstände hingedeutet, Sie haben gesagt, daß mißverstandene Sorge Ihre Frau Mutter leite; sie fürchte, daß ihres Sohnes Entwickelung Schaden nehmen könne durch die engere Berührung mit unseren Kreisen. Seine Eitelkeit werde verderblich gefördert werden; die gefügigere Gelegenheit des Gelderwerbs, das Carrieremachen beunruhige sie, — aber ich fühle doch heraus, daß noch andere Dinge mitsprechen, Dinge, welche aus alten Gegensätzen

herausgewachsen sind und sich durch die Zeit verschärft haben. Wäre Esther nicht Christin, würde ich meine Zustimmung überhaupt nicht erteilen. Da sie es ist, erscheint der Widerstand Ihrer Frau Mutter als etwas — verzeihen Sie — Unverständiges."

Die alte Dame schwieg und Karl Rochau überlegte. Er wußte, daß seine Mutter Frau Mendelsohn nicht empfangen werde.

„Ich bitte, gnädige Frau, warten wir mit diesem Schritt!" erwiderte er. „Jetzt, ich weiß es, wäre jeder Versuch vergeblich, und ich möchte Sie vor einer Enttäuschung, ja, ich möchte Sie vor einer Gefühlskränkung behüten, die ganz unvermeidlich sein würde."

Frau Mendelsohn bewegte das Haupt. „Also wirklich, so einschneidend ist der Gegensatz. — Das ist traurig! — Doch wohlan! Es sei! Ich werde Esther sprechen und dann Ihrem Herrn Bruder selbst schreiben."

Karl Rochau erhob sich, und die alte Dame streckte ihm die Hand entgegen.

„Und Gutes schreiben?" fragte Karl Rochau weich und richtete sein schönes, klares Auge auf Esthers Mutter.

„Nun, ich denke doch!" — gab sie sanft lächelnd zurück, und ein überaus gütiger Eindruck belebte ihre Züge.

„Ohne Hoffnung gehen Sie nicht von hier, lieber Herr Doktor. Grüßen Sie Ihren Herrn Bruder.“

* * *

In der Spätnacht desselben Tages saß Martha Mendelsohn in ihrem Gemach und starrte thränenlos vor sich hin. Was ihr geahnt, hatte sich vollzogen. Ihre Schwester nahm ihr den Mann, den sie heimlich liebte! Nun zerfaserte sich ihre Seele, und ein nagender Schmerz, unlösbar von der Liebe, wie Sturm und Regen vom Himmel, wühlte in ihrem Innern. Sie hätte aufspringen und ihre Schwester töten können, als sich diese im Rausche des Glücks an ihrer Mutter Brust warf, als sie die verklärten Augen, als sie die Erregung sah, die durch ihren Körper zuckte und in brennenden Farben über ihre Wangen schoß.

Wie schön sie war! — Wie begreiflich, daß man sie liebte! Wie feurig und wie besonnen, wie klug und wie herzensgut! Alles neidete Martha ihrer Schwester, und aus dem Neide stahl sich allmählich der Haß.

Martha stieß das Fenster nach dem Garten auf und sah in die leise webende Natur. Der Blütenschimmer an einem Obstbaume warf seine Schneefarben durch die Nacht. Wo der Mond mit seinem

Lichte irrte, schimmerte das erste, zarthelle Grün. Ein sanfter Duft entstieg der Erde und ging wie der Atem der verjüngten Natur durch die stille Welt.

Aber was waren diese Bilder, was waren die Sterne am Himmel, was galt des Mondes Licht, das sanft schmeichelnd die Büsche umnistete — was immer sollte die Schöpfung mit all ihrem Zauber, da ihr Herz zuckte und nur ein Gedanke in ihr Raum hatte: — nicht mehr zu denken, nicht mehr die unbefriedigte Sehnsucht zu fühlen, nicht mehr — zu leiden.

„Freust Du Dich, Martha?" hatte Esther blind in ihrem Glück, gerufen und ihre Schwester stürmisch umarmt. Wie dieses künstliche Lächeln, dieses Ja ihr schwer geworden war, wie ihr Körper bebte, als diejenige an ihrem Halse hing, welche sie im Aufruhr ihrer Gefühle hätte niederstoßen mögen und die doch ein Anrecht hatte auf ihr Mitempfinden!

Und seltsam! Während die langen Stunden der Nacht weiter wanderten, vollzog sich in dem Innern des in halbem Wahnsinn grübelnden Mädchens etwas, das ihr ein böser Geist einzugeben schien.

Sie beschloß, sich Ernst Martellier zu nähern und dessen Herz zu gewinnen! Auch sie wollte an der Seite eines Mannes ihr Leben genießen, ein eigenes Hauswesen besitzen, in der Gesellschaft eine Rolle

spielen, beachtet und umschmeichelt werden, — vor allem aber nicht hinter Esther zurückstehen, wenigstens nach einer Seite hin ihrem Ehrgeiz Nahrung verschaffen.

Freilich! Was ging bei diesem Gedanken nicht Gegensätzliches durch ihre Brust! Wie konnte ein solcher überhaupt entstehen? Welchen Ursprung hatte er? War ein bloßes Überlegen nicht schon unwürdig, da Martellier sie nicht liebte! Was würde ihre Mutter sagen? Was würde die Welt reden? Wie fand sie sich selbst mit ihrer Achtung vor dem Manne ab, der, ihr ahnte dies, weniger sie als ihren Reichtum begehren werde? Wie sollte sich das Verhältnis in der Familie gestalten, in der nun plötzlich der wieder erschien, welcher nach allen Vorgängen die Schwelle des Hauses für immer meiden mußte?

Was würde Esther sagen, sie, die Martelliers Charakter so schonungslos aufgedeckt hatte? Welche Entfremdung werde sie herbeiführen zwischen sich und dieser?

Ah, bah! Das war es ja gerade! Trotz und Verzweiflung nährten Bosheit und Haß und hatten von ihr Besitz genommen. Ein unwiderstehlicher Reiz bemächtigte sich ihrer, gerade dem Manne ihre Hand zu reichen, den ihre Schwester von sich gestoßen. Vielleicht vermochte sie noch mit ihrem Glücke zu triumphieren, während Esther über ein

verlorenes klagte! Esther wurde unglücklich mit Wolf, und beide neideten Martha das, was sie einst von sich gestoßen. Welch ein Augenblick würde das sein!

Und nichts erschien bei solchem Entschluß von ihrer Seite auffallend, da sie sich niemandem entdeckt hatte.

Konnte sie nicht Martellier bereits geliebt haben? Liebte sie ihn nicht vielleicht? Lernte sie nicht den schätzen, der Wolf ebenso haßte, wie sie selbst? Ja! Haßte sie denn den Mann, um welchen sie sich noch eben verzehrt hatte?

Sie haßte und liebte.

Das ist das Wunderbare, daß beides in einer Menschenbrust Raum haben kann. Es liegt so nahe zusammen wie das Erhabene und das Lächerliche.

Und mit solchen, nur in einer so leidenschaftlich gearteten Brust auftauchenden Gedanken schloß Martha Mendelsohn die Fenster, horchte noch einmal auf das stille geisterhafte Flüstern draußen und suchte mit fiebernden Gedanken und brennenden Augen die Ruhe, welcher sie so sehr bedurfte.

* * *

Wolf hatte das Jawort erhalten und befand sich, gleich Esther, in einem heißen Freudentaumel. Nur der Gedanke an seine Mutter trübte seine glücklichen

Empfindungen. Aber auch hier suchte er sich den Weg der Besänftigung. Er beschloß, ihr noch einmal zu schreiben, und richtete den nachstehenden Brief an sie:

Meine teure Mama!

Ich nenne Dich so, da nichts, was immer geschehen möge, die Gefühle dankbarer Liebe in mir abschwächen könnte. Ich bin eingedenk alles Guten, das ich von Dir empfangen habe, so lange Dein ernstes und doch so zärtliches Auge auf mir ruhte.

Ich bemühte mich auch, Dir ein guter Sohn zu sein; ich strebte danach, ein brauchbarer Mensch zu werden. Ich darf, so lückenhaft alles ist, was mir anhaftet, aussprechen, daß ich Deinen Voraussetzungen Ehre machte.

Was uns entfremdet, getrennt hat, brauche ich nicht zu berühren, aber mein innerster Drang treibt mich, Dir noch einmal in dieser mein ganzes Lebensglück betreffenden Angelegenheit mit einigen Worten gegenüberzutreten.

Weise sie nicht zurück, wenn Du auch ein Recht zu haben glaubst, die Stimme Deines Sohnes nicht mehr zu hören, wenn Du auch im Recht zu sein glaubst, ihn von Deinem Herzen zu reißen.

Sieh, Mama, ich will nicht Richter sein Deiner Handlungen. Ich bin Dein Sohn, und es steht mir

nicht an. Aber für mich noch einmal zu sprechen, ist mir so sehr Bedürfnis, wie das Atmen der Luft, die mich umgiebt, und hieran eine Bitte zu knüpfen, ist zugleich zärtlichste Rücksicht gegen Dich selbst. Denn ich weiß es, Dein Herz weint, wenn Dein Mund auch geschlossen, Dein Auge auch trocken bleibt. Ich weiß, daß Du mich so sehr liebst, wie ich Dich. Ich bin dem Mädchen, das Du mir weigerst, zugethan mit allem, was eines Mannes Brust zu durchdringen vermag.

An sich ist das schon genug. Man kann auf keines Menschen Befehl, selbst auf eines Gottes Gebot nicht aus der Seele reißen, was mit allen Fasern darin wurzelt. Schon oft ging ein Mensch bei solchem Beginnen zu Grunde.

Aber ich liebe meine Braut nicht aus vorübergehender Laune, nicht, weil sie schön ist, weil sie meine Augen berückte, sondern weil ihr Inneres vornehm geartet ist, weil in diesem schönen Körper zugleich ein Herz schlägt, wie man es selten findet.

Und Du willst sie nicht Deine Tochter nennen? Nein? Nun! Dein Wille sei geehrt.

Aber jetzt die Bitte Deines Sohnes: Es giebt zwischen dem reißenden Strom des Nein und Ja ein sanftes Wasser: es ist stille Gewährung. Gieb mir diese! Fluche mir nicht! Ich will nichts, ob-

gleich die Entbehrung Deiner Liebe, der Mangel Deines Mitempfindens ein unverwischbarer, häßlicher Schatten meines Glückes bleiben wird; ich will auch Deine Schwelle nicht betreten und begehre nichts von Deinen Gütern, aber entziehe mir nicht ganz Deine Liebe, die bisher der Leitstern meines Daseins war, an der ich emporwuchs und ein Mann ward.

Gieb mir die Hoffnung, daß Dein Blick sich wieder zu mir wendet, wenn Du siehst, daß meine Vorsätze heiliger waren, mein Wille stärker gewesen ist, als Du es voraussetztest, wenn Du erkennst, daß ich Deiner wert blieb, und daß auch diejenige Deine segnende Hand verdient, die Dich liebt — weil ich Dich liebe, die Dich liebt, obgleich Du ihr Angesicht nicht einmal sehen willst, und die Dich ehren wird, so lange sie an meiner Seite steht.

Lebe wohl! Ich muß meinen Weg gehen. Ich kann nicht anders. Weil ich Dein Sohn bin, kann ich nicht anders! — Besänftigen — versöhnen Dich meine Worte nicht?

Wolf Rochau.

* * *

Karl Rochau brachte diesen Brief seiner Mutter. Er fand sie in ihrer stillen Weise beschäftigt bei ihren Blumen. Sie nickte ihm gelassen zu wie sonst,

fragte nicht nach Wolf und erwähnte seinen Namen auch nicht. Nur ihre eigenen Angelegenheiten berührte sie, warf ein Wort hin über seine Patienten und erzählte mit einem Anflug lebhafter Befriedigung, daß ihre Nichte Regine von Teck geschrieben und sich zu einem Besuch angemeldet habe. Diese Nachricht hatte der Brief enthalten, welchen Wolf an jenem entscheidenden Morgen in den Händen seiner Mutter gesehen.

„Hier, Mama! Hier!“ sagte Karl zart und eindringlich und trat näher an seine Mutter heran, die eben mit einer Schere die kleinen verdorrten Blätter von den Topfgewächsen abschnitt, und so gelassen und ruhig ihren Gewohnheiten nachging, als ob eitel Friede und Glück das Haus durchströme.

Frau Rochau sah auf den Umschlag und zuckte zusammen.

„Es ist gut!“ sagte sie und legte das Schreiben neben sich auf die Fensterbank. Nun sprach sie von neuem über das Kommen ihrer Nichte, bat Karl, sich an einem der nächsten Tage einzurichten, um diese vom Bahnhofe abzuholen, und fragte endlich, wann sie ihn vor der Zeit noch einmal zum Abendbrod erwarten dürfe.

Karl Rochau gab in kurzen Sätzen Antwort.

Er ließ durchblicken, wie sehr ihn ihre Teilnahmlosigkeit bedrückte, wie ihn die Umgehung jeder Gefühlsregung beschäftigte. Aber die alte Dame schien von alledem nichts zu spüren, und als gerade die Köchin schüchtern in der Thür erschien, — alles im Hause näherte sich der Frau mit ehrerbietiger Scheu — und nach einer Küchenangelegenheit fragte, erteilte sie in ihrer bestimmten Weise Bescheid und wandte sich ruhigen Blickes und mit einem klar gestimmten „Entschuldige, lieber Karl" wieder zu ihm zurück.

„Ich muß jetzt fort!" sagte der Doktor, auf seine Uhr schauend. „Schon zu lange habe ich verweilt —"

Die Frau nickte.

„Mama!"

„Hm?" ertönte es kurz.

„Mama, lies den Brief. Er ist von Wolf. Wenn auch die Verlobung mit Rücksicht auf die früheren Vorgänge zur Zeit nicht öffentlich deklariert werden soll, so werden doch die Kreise, die es angeht, bald darum wissen.

Man wird kommen und Dir gratulieren, kurz, so unmittelbar wirst Du durch dieses Ereignis berührt, daß Du eine klare Stellung einzunehmen gezwungen bist. Prüfe mit Deinem Herzen den Inhalt des Briefes. Überlege noch einmal und —

erfülle wenigstens Wolfs Bitte. Laß die Welt nicht wissen, daß Du Dich von ihm abgewendet hast! Daß Dein Herz wieder zu ihm zurückkehrt, einst, bald, das hoffe — das weiß ich. — Mama!? Sieh mich an!"

Aber sie sah ihn nicht an, sie starrte hinaus auf die Straße. Endlich sagte sie in einem harten, gemütlosen Tone: „Ich erwarte, Karl, daß diese Angelegenheit zum letzten Male von Dir berührt ward. Das ist meine Antwort. Sie enthält alles. — Adieu! — Und nicht wahr? Morgen zum Thee; wir sprechen dann noch weiter von Regine."

Ihre Hände berührten sich. Ein schmerzlicher Blick aus Karls Augen traf die alte Frau. Dann war sie allein.

Aber kaum hatte sich die Thür hinter jenem geschlossen, als aus dieser Statue ein lebendiges, leidenschaftlich erregtes Wesen ward. Die große, dürre Gestalt zitterte, die Hände flogen und hastig und atemlos griff die Frau nach dem Briefe.

Sie riß den Umschlag ab und las mit brennenden Augen, was darin stand. Und immer wieder las sie, und so verzehrende Thränen flossen über die alten Wangen, so schmerzvoll verzerrte sich ihr Gesicht, daß sie nun plötzlich viele, viele Jahre gealtert schien.

Endlich raffte sie sich empor. Sie stieß ihren Oberkörper in die alte, steife Haltung zurück, brachte den heftig zitternden Kopf zur Ruhe, legte die knöcherne Rechte auf die Brust, drängte die Mundwinkel zusammen, schloß gleichsam die Pforten ihrer in Schmerz blutenden Augensterne und stellte so wieder den regelmäßigen, eintönigen Pendelschlag ihres Innern her.

Und die Entschlüsse, die sich aus all' dem Wirrwarr ihrer Empfindungen gestalteten, waren dieselben, bei denen ihr die Bibel zur Seite gestanden hatte in jener Nacht.

„Du darfst nicht teilnehmen an dem, du darfst nicht fördern das, was sicher zu deines Sohnes Unheil gereicht, oder du wirst mitschuldig an einer Sünde, deren Vergebung kein brünstiges Gebet zu sühnen vermag.“

* * *

„Aber bitte, Mama! Laß doch mich!“ rief Wolf Rochau und eilte auf Frau Mendelsohn zu, die im Begriffe stand, ein kleines Möbel an die Wand zu rücken. Und während er ihre Hände von dem Gegenstand löste, neigte er sich herab und küßte diese.

Mit ihren klaren Augen sahen sie sich beide an

und jeder empfand, daß in dem anderen aufstieg, was gute Menschen dauernd verbindet.

Und während sie noch plauderten, Wolf voll Ehrerbietung, in jener rücksichtsvollen Weise, durch die er die Menschen so leicht gewann, und Frau Mendelsohn mit dem Ausdruck steigenden Wohlwollens in den Mienen, trat Esther ins Zimmer und näherte sich mit leisen Schritten. Sie trug ein halbseidenes Kleid, und eine einzige rote Rose schmückte ihr schwarzes Haar.

Und nun schlang sie plötzlich ihre Arme um Wolfs Nacken.

„O, mein alles!" rief Wolf, überrascht von dem Anblick ihrer Schönheit, und küßte sie zärtlich auf ihre stillen Lippen.

„So spät bist Du heute gekommen, Du Böser!" schmollte sie und zog ihn, sich von ihrer Mutter entfernend, ins Nebengemach. „Hast Du mich nicht mehr lieb?"

„Kann man einer Gottheit fluchen?" fragte Wolf und umarmte sie.

Sie sah ihn fragend an und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ist das Deine Antwort?"

„Nein und ja! Tausend Antworten habe ich für Dich, denn tausend Gedanken steigen in mir auf,

wenn ich in Deiner Nähe bin. Von Deiner lieben, klugen Seele zog etwas in die meinige, und nun sitzen Weisheit und Grazie in meinem Innern und drängen sich hinaus."

Esther schaute den Sprechenden an, und ein liebe-irrender Blick trat in ihre dunklen Augensterne.

„Wirst Du mich immer so lieben, Wolf?" flüsterte das stolze Kind, und ein Anhauch zitternder Sorge flog durch ihr Inneres. Der ahnende Geist der Frau drang in die fernste Zukunft. Etwas gott-ähnlich Seherisches wohnt in den Weibern, und hätten sie nicht so weiche Seelen zugleich, würden sie alle unglücklich sein.

„O, welch ein Dasein, wenn sich niemals etwas veränderte an diesem unbeschreiblich süßen Traum!" fuhr sie fort.

„Kein Traum, Esther! Wenn auch alles ver-gänglich ist auf dieser Welt, so doch meine zärtliche Liebe nicht! Du lächelst, Du zweifelst? Anders bin ich als andere. Meine Liebe ist beständig. Ich gehöre zu jenen, deren Zärtlichkeit mit der Zeit wächst und die doch sich mit dem Geringsten begnügen — selbst mit einem Lächeln."

„Wie? Genügen? Du möchtest nicht immer Beweise von dem, was in meinem Herzen für Dich ruht?"

Wolf schüttelte den Kopf.

„Gewiß! Aber wenn ich liebe, so ist der Gegenstand meiner Zärtlichkeit ein besonderes Wesen. Das Geringste, was Du zu geben vermagst, ist bei Dir so viel, was Dich ziert, ist so verschieden von allem, was sonst Menschen umgiebt, daß Dein Blick schon eine Welt, ach nein, Esther, einen unentdeckten Himmel umfaßt."

„Welch ein Schwärmer Du bist!" sagte das Mädchen, griff in Wolfs dunkles Haar und verlor sich mit ihren Augen in die seinigen. Und nebenan ging Frau Mendelsohn, an allerlei Dingen ordnend, auf und ab, und wenn das Flüstern der beiden an ihr Ohr drang, gedachte sie ihrer eigenen Jugend, und ein stilles Gefühl der Freude und ein ruhiges Hoffen auf Glück durchdrang ihre Brust.

In dem fernen letzten Zimmer aber hockte, mit einer Handarbeit eifrig beschäftigt, ein finsteres, dunkles Geschöpf, das grübelte und sich in die Lippen biß und dann doch emporschnellte und äußerlich und innerlich alles von sich abzuschütteln suchte, gerade wie die alte Frau in der Wilhelmstraße. —

Unter solchem Liebesweben und zärtlichen Beteuerungen zwischen dem Brautpaar ging die Zeit ihren Weg. Frau Mendelsohn gewann Wolf Rochau

täglich lieber, und der Gedanke befestigte sich in ihr, daß er doch der rechte Mann für ihre Esther sein werde.

Sie täuschte sich in zärtlichem Hoffen für ihr Kind nur zu gerne über die ewige Wahrheit hinweg, daß alle Zeit die starken Feuer rasch verbrennen, und daß nur das sanfte, ruhige Glimmen in der Brust eines Menschen von Dauer ist. Wolf glaubte an sich, weil er neben ehrlichem Empfinden die Leidenschaft seiner Liebe für unvergänglich hielt, Frau Mendelsohn glaubte, weil sie hoffte, und Esther hoffte nicht, sondern glaubte, weil sie die starke Überzeugung ihres eigenen Wertes in sich trug.

Esther Mendelsohn verband einen divinatorischen Verstand mit einem außerordentlichen Gefühlswillen. Voll Empfänglichkeit für die äußeren Erscheinungen der Welt, namentlich von einem fast hastigen Drange durchglüht, an alles, was künstlerische Bedeutung hatte, heranzutreten und sich mit diesem zu beschäftigen, glich sie doch einem selbstlosen, allem äußerlichen abgewandten und nur von ernstesten Pflichten erfüllten Hausmütterchen, sobald es sich um das Wohlergehen der Menschen handelte, die sie liebte.

* * *

Karl Rochau hatte Wolf von der verfehlten Wirkung seines Briefes in Kenntnis gesetzt. Dieser hatte in seinen Gedanken etwas anderes auch nicht erwartet, aber als nun unabänderliche Thatsache geworden war, was er gefürchtet, übte die Nachricht doch eine so gewaltige Wirkung auf ihn aus, daß er zum ersten Male seine bisherige Ruhe verlor.

Trauer, Schmerz und Zorn wirbelten in seinem Innern auf, und Esther, die Zeugin dieser Erregung war, hatte Mühe, ihn zu besänftigen und durch Hinweise auf die Zukunft zu trösten.

Noch an demselben Tage begab sich Wolf auf dem Wege, den er bisher genommen, in sein Zimmer, packte alle seine Habseligkeiten zusammen und schaffte diese in einen bereitstehenden Wagen. Er hatte eine Wohnung in einem Hotel garni gemietet, das sich in der Nähe von Karls Wohnung befand. Er sah nichts von seiner Mutter, und er vermied es auch, ihr zu begegnen.

Noch einmal wandte er sich zurück unter irgend einem selbsteingeredeten Vorwand. Noch einmal stieg ein leises Hoffen in ihm auf, seine Mutter werde im letzten Augenblick ihn zurückhalten. Aber nichts! Beschämt und enttäuscht bestieg er den Wagen und fuhr davon.

Als Wolf am Abend dieses Tages inmitten der

Mendelsohnschen Familie weilte, bildete dieser Vorgang das einzige Gespräch, und erst als er sich an das Klavier setzte und aufzulösen suchte, was sich um sein Inneres geballt hatte, wich die Erregung einer sanfteren Stimmung, und er gewann seine Gemütsruhe einigermaßen zurück.

„Nimm Dir die Sache nicht so sehr zu Herzen, Wolf!" sagte Esther beim Abschied und drängte sich an seine Brust. „Könnte ich Dir doch etwas abnehmen, ja, könnte ich Dir nur an den Tag legen, wie sehr ich mit Dir empfinde! Aber Worte sind ein schlechtes Trostmittel in einem solchen Falle. Sieh mir ins Auge. Sei *gut und* milde. Zürne ihr nicht! Sie wird sich wieder zu Dir wenden, ich weiß es, und wir werden doppelt den Wert von dem genießen, was uns heute unerreichbar erscheint."

Wolf preßte seinen Schatz in die Arme und küßte ihn.

„O, Du feine, edle Seele!" sagte er. „Du mahnst mich, ihr nicht zu zürnen, und doch verwundet sie Dich fast mehr als mich!"

Frau Mendelsohn warf einen zärtlichen Blick zu den beiden Flüsternden hinüber, und als Wolf sich noch einmal zurückwandte und zum Abschied ins Zimmer grüßte, neigte sie wiederholt freundlich das Haupt.



Martha aber bückte sich gerade in diesem Augenblick tief hinab und suchte nach dem Garn, das sie ihrer Hand hatte entgleiten lassen.

„Gute Nacht, Martha!“ rief Wolf, den das Wesen seiner Schwägerin schon lange beunruhigt hatte. Und ein eisiges „Gute Nacht!“ erklang für den, der gerade heute nach jedem freundlichen Worte geizte.

* *
*

Doktor Ernst Martellier hatte sich frühzeitig erhoben und saß bereits seit einer Stunde in seinem Bureau am Arbeitstisch. Einer der Schreiber brachte die eingetroffene Morgenpost und that eine geschäftliche Frage. Während der Doktor antwortete, flog sein Blick über die Briefe. Zu oberst lag ein Schreiben mit einer ihm bekannten Handschrift. Hastig öffnete er und las: „Lieber Doktor Ernst. Im Auftrage meiner Mutter habe ich Ihnen mitzuteilen, daß sich Esther mit dem Assessor Wolf Rochau verlobt hat.“

Weiter kam Martellier zunächst nicht. Alles gärte in ihm auf! Neid, Eifersucht, ja, ein verstärkter Haß bemächtigten sich seiner Seele und wühlten in ihr. Erst nach längerer Pause griff er von neuem nach dem Briefe und las den Schluß.

„Ich begreife, was bei dieser Mitteilung durch

Ihr Inneres geht. — Aber vergessen Sie, Ernst! Ich hoffe, daß Sie es können, und das würde überaus glücklich machen, glücklicher als Sie glauben: Ihre Martha Mendelsohn."

Was war das? Der junge Advokat sprang in die Höhe und durchmaß das Zimmer aufgeregt und mit raschen Schritten, fertigte den meldenden Bureaubeamten kurz ab und beschied einen wartenden Clienten auf den folgenden Tag.

War das nicht kenntlich für jemanden, der lesen konnte und richtig deuten wollte? War das mißzuverstehen?

Immer von neuem flogen die prüfenden Augen Martelliers über die Zeilen. Daß Martha schrieb und nicht Frau Mendelsohn, war schon bezeichnend.

Aber noch mehr! Sprach ein junges Mädchen solche Worte unter solchen Verhältnissen, wenn sie nicht einen Zweck damit verband? So lautete kein Brief, der nur trösten, Teilnahme an den Tag legen wollte. Ein so kluges, sonst so zurückhaltendes Geschöpf wie Martha, bediente sich anderer Ausdrücke.

„Aber vergessen Sie, Ernst! Ich hoffe, daß Sie es können, und das würde überaus glücklich machen, glücklicher als Sie glauben: Ihre Martha Mendelsohn!"

Kein Zweifel mehr! Martha empfand ein wärmeres Interesse für ihn! Und war er ihr seither auch nur mit freundschaftlichen Gefühlen begegnet, so hatte ihn doch ihre düstere Schönheit stets angezogen. Ah! Nun konnte sich noch alles nach seinen geheimen Wünschen wenden!

Ein heißes Gefühl stieg in Martellier auf, denn alle Vorteile, die ihm eine Verbindung mit der reichen Esther verschafft haben würden, traten aufs neue in verführerischen Bildern vor seine Seele.

Aber wie jedem Rausche die Ernüchterung folgt, so trat diese auch bei Ernst Martellier ein.

Wenn er sich nun doch im Irrtum befand? Er sah sich Martha gegenüber, er suchte ihr Auge, er redete sie an; sie war gütig, teilnehmend. Aber als er den Mund öffnete und vorsichtig anhub, blickte sie ihn so ruhig und unbefangen an, schien sogar nicht zu verstehen, was er wollte, daß alle seine Voraussetzungen und Hoffnungen in einen tiefen Abgrund stürzten.

Er sann und grübelte. Wie konnte er sicher erfahren, wonach ihn so dringend verlangte? Er entwarf einen Plan nach dem anderen. Kein einziger war ausführbar. In seiner feilen Seele tauchte sogar der Gedanke auf, ob er Wolf Rochau nicht angehen könne, Marthas Gesinnungen zu erforschen,

diesen Dienst gleichsam als Sühne von ihm zu verlangen.

Der Haß war verflogen; nichts blieb zurück als der brennende Wunsch, sich Gewißheit zu verschaffen. Er überdachte auch, ob er ihr schreiben, sie um eine Unterredung bitten sollte!? Nein! Das war gefährlich. Täuschte er sich in seiner Annahme, so stand er wie ein charakterloser Wicht da, und die Welt hatte Recht, welche flüsterte, es seien häßliche Nebenabsichten gewesen, die bei seiner ersten Werbung den Ausschlag gegeben hatten. Zudem wirkten auch andere Dinge auf ihn ein. Frau Mendelsohn trat ihm vor Augen. Wie würde sie sich zu seinem Antrage stellen? Was würden die Menschen reden? War, was vor sich ging, nicht mehr als außergewöhnlich?

Gab es verwandte Fälle, daß ein Mann im letzten Augenblick, — einen Tag vor der Hochzeit, — ohne ersichtlichen Grund einen Absagebrief empfing, ihn nicht erteilte, und dann kaum ein halbes Jahr später um die Schwester warb?

Wie peinlich hatte schon die Lösung auf Frau Mendelsohn gewirkt, die alles, was das geringste Aufsehen machen konnte, ängstlich scheute und gegen ihn nur zu oft geäußert hatte, daß immer eine Frau Schuld trage, wenn sie in dem Munde der Menschen sei. Gewissen Naturen könne nie eine Nachrede

werden; das liege in ihrem innersten Wesen, und das sei das Richtige. Eine Frau müsse wie eine Blüte im Walde aufwachsen, sich zeitigen und nur um ihrer selbst willen zur Frucht heranreifen und wieder vergehen.

Mißtrauen in seine innersten Absichten fürchtete Ernst Martellier trotz der Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Pläne zu verfolgen pflegte. Frau Mendelsohn hatte ihm eine nicht unbedeutende Summe überlassen, und wenn sie auch in einem, ihre zarte Denkungsart bekundenden Schreiben ausgesprochen hatte, sie bäte, die Gabe von ihr anzunehmen, sie betrachte diese als eine Ehrenschuld, da ihm Ehrenschulden aus seinem Verhältnis zu Esther erwachsen seien, so genoß er diesen Besitz doch nur mit Unbehagen.

Er sah die Verachtung in Esthers Zügen, seine Eitelkeit — nicht seine bessere Natur — verlangte nach einer anderen Beurteilung seines Charakters. Aber mitten unter diesen Überlegungen kam ihm, wie ihm schien, ein rettender Gedanke, und diesen baldmöglichst auszuführen, beherrschte ihn so sehr, daß er rasch den Schlüssel von seinem Schreibtisch abzog, seinen Bureauchef mit kurzen Worten verständigte und eilends seine Wohnung verließ. Er eilte zu Karl Rochau.

„Ah! Willkommen, Martellier!“ sagte der

Doktor, der nach Entlassung eines Patienten den Kopf durch die Thür in das Vorzimmer schob und zu seiner Überraschung seinen alten langjährigen Universitätsgenossen erblickte. „Bitte, tritt näher! Nun, wie geht's? Und was führt Dich zu mir? Du bist doch nicht krank?"

„Nein, nein! Störe ich Dich nicht, Rochau? Hast Du einen Augenblick Zeit?" hub Martellier an, ohne näher auf die ihm gestellten Fragen einzugehen. Und als jener zustimmend nickte und Platz zu nehmen bat, begann er, sich zu einer äußerlichen Ruhe zwingend:

„Ich habe Dich um einen großen Dienst bitten wollen! Gerade Dich! Darf ich ihn Dir vortragen? Ich muß zur näheren Begründung etwas weit ausholen."

„Bitte, ich stehe ganz zur Verfügung, und wenn's in meinen Kräften steht —"

„Ich danke Dir, lieber Freund. Ich wußte, daß ich nicht umsonst bei Dir anklopfen würde. Höre also freundlichst zu und versprich mir, diese vertrauensvollen Mitteilungen auch völlig vertrauensvoll zu behandeln."

Doktor Rochau neigte den Kopf und lehnte sich horchend zurück.

„Du weißt unter welchen Gesichtspunkten Esther Mendelsohn die Verlobung mit mir aufgelöst hat. Du weißt es jetzt um so sicherer, als ja Dein Bruder Wolf eben ihr Jawort erhielt. In der That begegneten sich, wenn auch unausgesprochen unsere Gedanken, und das ist etwas, was bisher niemand erfahren hat und worüber ich aus Rücksicht und Klugheit schwieg. Wir wurden uns schon bald nach unserer Verlobung darüber klar, daß wir nicht in dem Grade für einander paßten, wie wir es vorausgesetzt hatten. Aber ich blieb derselbe; mein gegebenes Wort war mir heilig.

Anders Esther. Sie liebte Deinen Bruder Wolf und wählte den Moment einer Lösung unseres Verhältnisses, nachdem alle Vorbereitungen zu unserer Verbindung bis auf das letzte Titelchen getroffen waren. Durch die Form wurde ich auf das Empfindlichste verletzt, weniger durch die Sache. Stets fühlte ich mich ebenso sehr zu Martha, der Schwester, hingezogen, wie zu Esther, aber unter den eigentümlichen Umständen ward ich mir über die ganze Stärke meiner Zuneigung erst nach dem Bruche mit der Familie vollkommen klar. Daß Martha freundlich über mich dachte und denkt, weiß ich, aber über ihre tieferen Gefühle mich aufzuklären, ward mir aus nächstliegenden Gründen verwehrt. Durch Esthers Verlobung

aber fallen die bisherigen Schranken. Ich will um Martha werben, weiß jedoch den geeigneten Weg nicht zu finden, mir die Gewißheit ihrer Gegenliebe zu verschaffen, und alles Vorhergegangene legt mir selbstverständlich besondere Rücksichten auf. Ohnehin nur von zu vielen Seiten falsch beurteilt, möchte ich die Voreingenommenheit nicht verstärken! Ich könnte mich ja auch irren! Es heißt also, in verständiger Weise sondieren. Und da komme ich nun zu Dir, als meinem Freund, und bitte Dich, mir zu helfen.

Wenn Martha einwilligen und mir die Hand reichen will, ist mir das Geschwätz der Welt gleichgültig; überaus peinlich aber würde es mir sein, zu fragen und ein Nein zu erhalten.

Ich denke, das alles verstehst Du! Willst Du mir nun diesen Dienst erweisen, mein lieber Rochau?"

Der Doktor hatte mit Aufmerksamkeit und unter steigendem Interesse zugehört. Alles klang aufrichtig und überzeugend. Er bat sogar Martellier mancherlei im stillen ab. Die Stimme schwieg, welche ihm hätte zuflüstern können, Martellier mache aus der Not eine Tugend und verfolge lediglich selbstische Zwecke, die mit aufrichtiger Neigung nichts zu schaffen hatten.

Selbst zu edel geartet, auch nur ähnliches zu denken, viel weniger solcher Handlungsweise fähig,

stieg ein ehrliches Mitempfinden für den Freund in ihm auf und verstärkte sich bei näherer Überlegung.

Er sagte deshalb:

„Ganz wohl, Martellier, ich möchte Dir wohl helfen, auch aus anderen Gründen helfen, um gut zu machen, aber ich sehe gar keinen rechten Weg. Das einzige wäre, ich bäte meinen Bruder, seine künftige Schwägerin auszuforschen, aber, offen gesagt, ich glaube, daß ich bei ihm nicht viel Entgegenkommen finden werde. Nein, nein, das geht ja nicht, geht aus hundert Gründen nicht," verbesserte er sich selbst. „Meine Beziehungen zu der Mendelsohnschen Familie sind bis jetzt außerordentlich lose. Ich wüßte im Augenblick kaum einmal einen Vorwand, das Haus wieder zu betreten, es sei denn, daß ich — hm, hm!"

„Ich kann warten, Rochau, wenn es sein muß, obgleich Du begreifst, daß — Sieh Freund, Du erweisest mir einen großen, unschätzbaren Dienst. Versetze Dich in meine Lage! Und Du kannst es, Du kannst es allein! Ich wüßte keinen Menschen auf der Welt, dem ich eine solche Angelegenheit mit größerem Vertrauen in die Hände legen würde!

Ich betone, daß ich nicht wünsche, daß Esthers Mutter und die Welt erfahren, daß es eigentlich Martha war, die ich liebte. Das hat sich ja gewissermaßen auch erst aus dem späteren Verkehr entwickelt.

Willigt Martha ein, wird Frau Mendelsohn, ich glaube es, nichts dawider haben! Natürlich, überraschen wird es sie, Schwierigkeiten werden zu überwinden sein, indessen —

Martha werde ich alles offen bekennen, und ich fühle es, sie wird mein Geständnis kaum überraschen. Ich weiß, daß sie mir aufrichtig zugethan ist."

So schmeichelte, beteuerte und heuchelte Martellier, und erreichte wirklich die Zusage von seiten des Doktors, seinen Wunsch erfüllen zu wollen.

„Sowie Du etwas weißt, mache mir sogleich Mitteilung. Darf ich darauf rechnen, Rochau? Ich danke Dir!"

Nach diesen Worten folgte ein Händedruck, und die beiden Männer schieden.

* *
*

Am nächstfolgenden Tage eilte Doktor Rochau in der Nachmittagsstunde an den Stettiner Bahnhof, um Regine von Teck abzuholen. Allerdings waren seine Gedanken von anderen Dingen in Anspruch genommen. Er folgte nur einem Zwang. Seine Gewissenhaftigkeit war so groß, daß er sich unausgesetzt mit Wolf, mit Martellier und nicht zum wenigsten mit seinen Kranken beschäftigte. Er überlegte, was etwa in dem einen oder dem anderen Falle noch geschehen könnte, und

ward nicht müde, die verschiedenen Möglichkeiten in jedem einzelnen Falle zu erwägen.

Regine hatte er nur einmal vor einer längeren Reihe von Jahren gesehen, als er bei ihren Eltern auf dem Gute zum Besuch war. Sein Onkel, ein ganz verarmter Edelmann, der auf seinem verpachteten, stark belasteten Gute lebte, galt als einer der größten Sonderlinge und überließ die Erziehung seiner einzigen Tochter ganz seiner kränkelnden und schwachen Frau.

So war denn das junge Mädchen ziemlich unbeeinflußt aufgewachsen und hatte sich in eigenartiger Weise entwickelt.

Mit diesem Ausflug verband sich ohne Zweifel die Absicht, ihr Gelegenheit zu geben, in anderen Kreisen mit Männern in Berührung zu treten und dadurch auch ihr Herz einmal Umschau halten zu lassen. Bisher hatte noch niemand um sie geworben.

Freilich war das Haus der alten Frau Rochau dafür nicht eben sonderlich geeignet, und jetzt weniger denn je.

Endlich ertönte das Signal und der Zug fuhr in den Bahnhof herein.

Für Karl Rochau war's schwierig, seine Kousine herauszufinden, er mußte dem glücklichen Zufall vertrauen.

Während er noch unter den aussteigenden Passagieren suchte, ging ein junges Mädchen sicheren Schrittes an ihm vorüber, schaute sich um, sah auch ihn, wandte aber auch ebenso schnell wieder den Kopf und verließ den Perron.

Schließlich hatten sich alle Reisenden entfernt, und der Doktor eilte, um noch einmal nachzuforschen, an den Ausgang.

Sein Suchen aber war ohne Erfolg.

Etwas mißmutig und enttäuscht wollte er sich schon wieder entfernen, als eine Stimme neben ihm sagte:

„Wolf Rochau?“

„Nein, Doktor Karl Rochau! Wie, Regine, bist Du's?“

„Ich bin es in selbsteigener Person, nebst zwei Koffern. Du weißt, Vetter, die sind bei Frauenzimmern unvermeidlich.“

Sie sah ihm bei diesen Worten einen Augenblick lachend ins Gesicht und schritt dann ohne weitere Einleitung dem Gepäckträger nach.

„So —“ sagte sie, nachdem sie in einem offenen Wagen Platz genommen hatten und dem Kutscher von Karl Anweisung gegeben war, — „nun wird es auch Zeit, daß wir uns einmal ordentlich ansehen und die Hand reichen. Guten Tag, Karl Rochau!

Ja, sieh' nur nicht so sonderbar drein, Mediziner und Menschenretter, ich bin Regine von Teck! Und nun sag', wie geht es Tante? Hoffentlich gut! Und Wolf, der ein so brillantes Examen gemacht hat? Übrigens, Du, das hab' ich gar nicht anders erwartet."

„Ja, ja, noch mehr Neuigkeiten —" nahm Karl Rochau das Wort und ergriff die Gelegenheit, den Gast des Hauses bei Zeiten aufzuklären. „Er hat sich auch verlobt —"

„Wie? Was? Wolf verlobt?"

„Allerdings, und ist seit einigen Tagen der glücklichste Mensch unter Gottes Sonne. Freilich mit einer sehr unliebsamen Einschränkung! Meine Mutter ist durchaus gegen die Partie, und eine völlige Entfremdung zwischen beiden ist eingetreten. Sie hat bereits in sehr entschiedener Weise ihr letztes Wort gesprochen."

„Welche Nachrichten —!" sagte Regine sinnend. „Und wie traurig, was Du hinzufügst. Nun, ich sollte doch denken, Tante wird sich erweichen lassen. Weshalb ist sie denn so sehr gegen die Verlobung? Welche Gründe hat sie?"

„Das ist eine lange Geschichte, Regine. Ich erzähle sie Dir ein andermal. Nur eins wollte ich Dich heute bitten: Sprich nie von dieser Sache.

Erwähne Wolfs Namen gar nicht! Meine Mutter wird sich darüber nicht wundern, sie wird schon wissen, daß ich Dir einen Wink gegeben habe."

„So, so! Das ist ja allerlei Gutes und Böses beisammen. Hm, hm! Ist die Braut nett? Eine Bekannte von uns? Wie heißt sie?"

„Esther Mendelsohn."

„Brrr! Das klingt ja wie das ganze alte Testament und noch einmal in neuester Auflage dazu!" lachte Regine. Und dann ernster, voll gespannter Neugierde, fuhr sie fort:

„Also eine Jüdin!? Nun freilich, dann verstehe ich — bei Deiner Mutter Ansichten —"

„Schon die Eltern waren getauft," erwiderte Karl. „Das ist es nicht! Man kann sich zudem eine feiner gebildete, liebenswürdigere Familie nicht denken. Die Töchter sind vortrefflich erzogen —"

„Und reich? — Sehr reich natürlich!?" fiel Regine ein und gab sich selbst Antwort. „Nein! Du lieber heiliger Christophorus, welche Überraschungen! Bist Du etwa auch schon mit Klapphut und Frack unterwegs und schreibst Liebesgedichte und Briefe mit ewiger Treue bis ans Weltgericht?"

Karl lächelte und schaute dem klugen Mädchen ins Auge.

Ein sonderbares Gesicht war das. Einmal fast nichtssagend, und dann geradezu schön. Ein kaleidoskopisch zusammengesetzter Kopf von unschönen und anziehenden Gegensätzen. Auch Reginens Haar war von eigener Art. Es hatte verschiedene Farben. Als ob sich allerlei Widersprüche des inneren Menschen in diesem wiederspiegelten. Groß, schlank, mit vornehmem Wuchs und vornehmer Haltung, glich sie genau den stolzen Porträts ihrer Vorfahren, die in dem alten Herrenhause des Onkels hingen.

Unheimlich klug war sie schon als Kind gewesen; sie ging immer den Dingen ins innerste Innere nach und deckte rücksichtslos die Blößen auf. Manche behaupteten, wo bei anderen das Herz säße, habe sie einen Knäuel Berechnung und Unempfindlichkeit. Das war freilich nur das Urteil oberflächlich Prüfender. Aber allerdings, kein Mensch konnte weniger sentimental genannt werden als Regine von Teck.

„Du,“ hub sie an, „wird das im Leben nicht anders mit Euren langen Wegen in Berlin? Wie viele Deiner Patienten sterben infolge dessen an der Schwindsucht? Und ein Staub! Ah — Pardon! Da kommt ein rotes Wasserspritzen-Ungetüm. Der Name des Magistrats sei gelobt heute bis in alle Ewigkeit. Amen!“

Karl drohte mit dem Finger.

„Na, Regine! Dergleichen gegen die christliche Religion verstoßende Dinge gewöhne Dir nur in der Wilhelmstraße ab. Mama ist in allen diesen Dingen von einer schroffen Strenge und Unduldsamkeit. Überhaupt, liebe Kousine, Du wirst eine sehr ernste Frau wiederfinden."

„Wohl! Da Du es sagst. Aber einen sehr verständigen Vetter finde ich, und wenn ich an Rheumatismus in der Nasenspitze leide — Du, wirklich, ich leide daran —, dann habe ich einen der ausgezeichnetsten Menschen zur Hand und lasse mich kurieren."

Es klang alles um so drolliger, was Regine sprach, weil sie immer so ernsthaft dreinsah und nur mit ihren klugen Augen dazu lachte. Es war schwer, sich ihrem Zauber zu entziehen.

„So, da wären wir endlich!" sagte Karl nach einigem weiteren Plaudern, winkte dem Kutscher und half dem schlanken Mädchen aus dem Wagen.

„Du, gieb ihm ein Trinkgeld, Karl. Er sieht so melancholisch aus. Er leidet am Ende an zwölf unversorgten Kindern und an einem kranken Wallach!" ermunterte Regine gutmütig, sah sich den Mann auf dem Bock noch einmal an und schlüpfte ins Haus, als ob sie täglich darin aus- und einginge. Karl folgte schnell. Ihm war, als ob er etwas verliere, wenn er nicht in ihrer Nähe blieb.

* * *

Karl Rochaus Gedanken waren am nächsten Tage ausschließlich mit Martelliers Angelegenheit beschäftigt.

Einmal beschloß er, doch mit Wolf zu reden, aber neben dem Bedenken, eines Freundes Geheimnis preiszugeben, hielt ihn ein zagendes Gefühl ab. Seines Bruders Antwort wußte er vorher, und daß Esther diesem Plane nicht beistimmen werde, schien ihm nach gelegentlichen Mitteilungen von seiten der ersteren zweifellos.

Zuletzt suchte er sich alles aus einem anderen Gesichtspunkte klar zu machen. Hatte nicht ein Mädchen wie Esther diesem Manne ihre Hand reichen wollen? Mußte sie nicht Veranlassung nehmen, gut zu machen? War Wolf nicht derjenige, der Martelliers Hoffnungen vernichtet hatte, und durfte dieser hinzugezogen werden, um vielleicht einen solchen Plan gar zu vereiteln? Liebte nicht Martellier Martha, und konnte sie ihm nicht gleiche Gefühle entgegentragen? War dann die Lösung nicht eine solche, wie sie allen Beteiligten erwünscht sein mußte? Und endlich und noch einmal: Hatte er nicht sein Wort gegeben?

Unter solchen Erwägungen ließ sich Karl Rochau mittags abermals bei Frau Esther Mendelsohn melden. Ohnedies drängte es ihn, der würdigen

Dame zu danken und Esther den bisher nur schriftlich abgestatteten Glückwunsch persönlich zu wiederholen.

Der Doktor traf es nicht ganz glücklich. Martha, die im Zimmer anwesend war, huschte mit einer verlegenen Neigung des Kopfes und einem „Ich verständige Mama; sie ist im Garten!“ aus dem Zimmer, und Esther, in Hut und Mantel, stand gerade im Begriff auszugehen.

Sie streifte nun diese rasch ab und faßte lebhaft die Hand ihres künftigen Schwagers.

„Was denken Sie, daß ich Ihnen noch nicht gedankt habe, lieber Doktor, und wie sehr haben Sie mich, haben Sie uns beide verpflichtet! — Verzeihen Sie mir; die letzten Tage aber brachten so viel Aufregendes.“

„Ja, leider!“ fiel ihr Karl Rochau ins Wort. „Aber Wolf erzählte mir, wie sie tapfer zu ihm stehen. Und deshalb bin ich es, der Ihnen verpflichtet ist für Ihre rücksichtsvolle und vorurteilsfreie Auffassung der Sachlage. — Mehr aber noch danke ich Ihnen, daß Sie meinen guten Wolf so lieben!“

„Gut? Ja, gut ist Wolf. Das ist das rechte Wort! Klug und gut. Ich bin auch so unsagbar glücklich, daß ich es Ihnen nicht auszusprechen vermag.“

„Liebes, braves Mädchen!“ sagte der Doktor gerührt. Wenn man ihm seinen Bruder lobte, schmolz sein Herz.

In diesem Augenblick kehrte Martha zurück und meldete, daß ihre Mama sogleich erscheinen werde, und Esther folgte der dringlichen Aufforderung Karl Rochaus und verabschiedete sich.

Das Brautwerben lag nun günstig für den Doktor. Er war mit Martha allein. Aber die Einleitung war ihm überaus schwer. Er suchte nach den richtigen Worten.

„Ich halte doch Ihre Frau Mama nicht von einer wichtigen Beschäftigung ab?“ hub er an und trat Martha näher.

„Durchaus nicht, Herr Doktor! Sie bittet nur einige Augenblicke um Nachsicht. Inzwischen“ — hier flog ein halb neckischer, halb spöttischer Zug über Marthas Gesicht — „muß ich Sie schon ersuchen, mit meiner unbedeutenden Person fürlieb nehmen zu wollen.“

„O! — O! wie das klingt!“ sagte der Doktor mit gutmütigem Tadel.

Martha zuckte die Achseln. Es lag in ihren Mienen und in dieser Bewegung eine Bestätigung ihrer Worte.

„Ich möchte Sie schelten —“

„Nein! Es ist in der That so! Wenn man eine Schwester hat wie Esther, fühlt man nur zu gut, wie wenig man in der Welt ist und bedeutet!“

„Wie Sie reden, mein Fräulein!“

Karl wollte fortfahren, aber er ward durch einen verdrossenen und harten Ausdruck in den Mienen des Mädchens zurückgeschreckt.

Und doch bot gerade dies Gespräch eine sehr geeignete Anknüpfung an das, was er wollte, und die Gelegenheit durfte er sich nicht entgehen lassen.

„Mein Fräulein!“ begann er. „Sie sprachen eben von Ihrer Fräulein Schwester. Sie zogen einen Vergleich, den Sie zu Ihren Ungunsten ausfallen ließen. Sie scheinen ernst, bekümmert! Überschreite ich die Rechte unserer kurzen Bekanntschaft, wenn ich frage, aus welchem Grunde Sie sich in einem so falschen Spiegel betrachten?“

„Es ist kein falscher Spiegel, Herr Doktor! Ich bitte jedoch, den Sinn meiner Worte nicht etwa unrichtig zu deuten. Was ich äußerte, war aufrichtig und ohne Mißgunst. Ich erwähnte nur eine unleugbare Thatsache.“

„Wohl! Aber Sie geben mir keine Antwort. Wollen Sie nicht? Mich leiten bestimmte Gründe. Oder darf ich reden?“

Martha sah überrascht empor, und eine leichte

Blässe flog über ihr Gesicht. Dann sagte sie in einem etwas gezwungenen Tone:

„Ich verstehe Sie nicht! Doch wohlan, sprechen Sie. Ich werde aufmerksam zuhören.“

In diesem Augenblick machte sich ein Geräusch im Nebenzimmer bemerkbar, und beide wandten den Kopf.

Nun drängte der Augenblick.

„Es klingt so unvermittelt, was ich Ihnen sagen werde,“ hub Karl Rochau an. „Aber hören Sie, ich bitte! Ein Mann liebt Sie, den Sie kennen, und er möchte von Ihnen wissen —“

Jetzt ward nebenan die Thür geöffnet, und Frau Mendelsohn erschien. Sie schritt mit lebhaften Geberden auf den Doktor zu und schüttelte ihm in herzlicher Weise die Hand. Bald saßen sie sich im eifrigen Gespräche gegenüber. Martha hockte wortlos daneben.

„Ist Dir etwas, Martha?“ fragte die alte Dame, der ihrer Tochter Miene und Schweigen auffiel.

„Nein, liebe Mama! Nur ein wenig Kopfweh —“

Martha befand sich in einem gewaltigen Aufruhr. Einmal ging ihr der Gedanke durch den Sinn: Karl Rochau sei selbst dieser Mann, und dann verwarf sie doch eben so rasch eine so thörichte und nicht begründete Vermutung.

Nicht minder heißblütig als ihre Schwester, wußte sie sich kaum zu beherrschen, und sie schreckte nicht davor zurück, den ersten Schritt zu thun, um den Worten Rochaus auf den Grund zu kommen.

Als dieser, sich seiner Patienten erinnernd, endlich Miene machte, Abschied zu nehmen, geleiteten ihn beide Damen bis an die Thür, und Martha sagte:

„In den Garten müssen Sie doch noch einen Augenblick treten, Herr Doktor.“ Und zu ihrer Mutter gewendet:

„Ich sprach Herrn Doktor Rochau von unseren schönen Blumen. Er möchte sie gern einmal sehen.“ Frau Mendelsohn nickte freundlich und trat zurück.

„Was werden Sie von mir denken? Verzeihen Sie“ — hub Martha an und schlug, während sie die Balkontreppe hinabstiegen, ihr dunkles Auge zu Karl Rochau empor. „Selten, fast nie geht eine Lüge über meine Lippen. Ich darf es versichern. Aber unser Gespräch — Ihre Worte —“

Sie hielt inne und errötete.

„O, ich bitte,“ versicherte Karl Rochau. „Nicht genug danken kann ich Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, mich weiter auszusprechen, ja, ich gestehe, nur zu diesem alleinigen Zweck betrat ich heute Ihr Haus. Und um kurz zu sein: Ich habe den Auftrag von Doktor Ernst Martellier, Ihnen zu sagen, daß

er Sie liebt, und Sie zu ersuchen, ihm auf seinen ernsten Antrag eine günstige Antwort zu erteilen. Sehen Sie! Das war es!“

Trotzdem der Doktor das so freimütig heraussagte, war doch die Art, in der er seine Worte vorbrachte, so rücksichtsvoll, stimmte alles so sehr mit dem, was vorhergegangen, und machte einen für den Doktor so überaus vorteilhaften Eindruck, daß Martha für einige Sekunden sich viel mehr mit dem Sprechenden, als mit dem Antragsteller beschäftigte.

Sie kannte Karl Rochau kaum. Der Gedanke, daß sie sich für diesen Mann je interessieren könne, war ihr nie in den Sinn gekommen, aber als sie ihn nun mit Martellier in ihren Vorstellungen verglich, als nun der Augenblick gekommen, wo es sich um ein Nein oder Ja handelte, vermochte sie doch keine Antwort zu geben.

Nun hatte sie, was sie wollte, worüber sie so lange gegrübelt, nun empfing sie die Antwort auf eine Hindeutung, die kaum hatte mißverstanden werden können, und jetzt lehnte es sich sogar in ihr auf, daß Martellier es wagte, sich in solcher Weise in ihre Herzensangelegenheiten zu drängen.

Rätselhaft sind Frauenseelen!

Aber freilich ist's auch nicht ungewöhnlich, daß das mit all seinem Kolorit verblaßt, was uns mühelos

in den Schoß fällt. Nur was uns unerreichbar erscheint, hat brennende Farben.

Und hier war nicht einmal Liebe, hier war nur eine Laune der Verzweiflung, hier war nur ein aus Trotz und Enttäuschung hervorgegangener Entschluß zum Ausdruck gelangt, vor dessen günstigem Ausgang sich diejenige fast fürchtete, welche ihn gefaßt hatte.

Wie eine Binde fiel's plötzlich dem Mädchen von den Augen! Und schon wollte sie mit einer entschiedenen Verneinung dem Doktor antworten, als diesen sein Eifer für die von ihm übernommene Sache noch einen letzten Angriff machen ließ.

Fast weniger Berechnung als richtiger Instinkt war's, was ihn veranlaßte, sogleich eindringlich hinzuzufügen:

„Ich kann es Ihnen sagen, Fräulein Martha, daß der Mann, für den ich werbe, Ihnen schon zugethan war, als er noch bindende Verpflichtungen hatte. Er wagte aber so wenig wie Esther, sich diese Gefühle klar zu machen. Und das entschuldigt auch beide!

Er liebte Sie, und nur Pflicht und Ehre, und nach der Lösung der Verlobung die natürliche Scheu, seine Handlungsweise könne falsch ausgelegt werden, ließen ihn schweigen. Ich stehe durchaus unter dem

Eindruck, daß das, was er mir gesagt hat, den Stempel der ernstesten Wahrheit trägt, und daß hier in der That ein doppelt seltsamer Zufall gespielt hat!" —

Nur allzuviele Ehen werden geschlossen aus dem einzigen Grunde, weil sich bei irgend einer Gelegenheit einmal die Eitelkeit regte. Das Interesse, was durch diese geweckt ward, wird mit Herzensneigung verwechselt. Hier mischte sich in die gefährliche Befriedigung der Eitelkeit noch ein Gefühl der Sättigung. Die Leere, die in Marthas Brust dorrte, ward plötzlich ausgefüllt. Glückverlassen und in sich zerrissen, faßte sie nach dem, was sich ihr bot!

Und deshalb sagte sie, jedes Schwanken unterdrückend:

„Ich werde Doktor Martellier selbst antworten, Herr Doktor! Ihnen aber danke ich von ganzem Herzen für Ihre Gesinnungen und im Voraus auch für Ihre — Verschwiegenheit! In diesen Worten liegt alles!"

Hierauf wandten sich beide dem Balkon wieder zu, und Karl verließ das Haus.

Karl Rochau mit seinem guten Herzen fand Zeit, Martellier sogleich von dem Ergebnis seiner Unterredung mit Martha Mendelsohn Kenntnis zu geben,

und schon am nächsten Morgen erschien auch dieser und zeigte unter den Ausdrücken lebhaften Dankes einen Brief, welchen die Post gebracht hatte. Martha Mendelsohn schrieb:

„Lieber Ernst! Doktor Rochau hat mir in Ihrem Namen eine Frage vorgelegt. Sie wünschen darauf eine Antwort. Ich kann diese Ihnen schriftlich nicht geben. Sagen Sie mir, wo wir uns baldmöglichst sprechen können, und ziehen Sie aus diesen vorläufigen Zeilen keine Schlüsse einer unbedingten Verneinung. Ihre

Martha Mendelsohn."

„Vortrefflich!" sagte der Doktor. „Ein wenig kühl, aber, wie mir scheint, ganz nach Deinen Wünschen. Und was gedenkst Du zu thun?"

„Ja, nun kommt eine neue Bitte," erwiderte der junge Advokat feurig. „Könnte ich nicht Martha in Deiner Wohnung sprechen? Daß sie zu Dir geht, wird durchaus nicht auffallen, und meine Schritte werden nicht beobachtet."

„Gewiß! Ich habe durchaus nichts dawider, Martellier," erwiderte der Doktor. „Verfüge ganz über mich. Bestimme den Tag! Heute, morgen? Übrigens, so sehr mich die günstige Wendung Deiner Angelegenheit erfreut, eins möchte ich noch gern gegen Dich erwähnen, und ich glaube bei unserer

Freundschaft und bei dem Vertrauen, welches Du mir schenktest, ein Recht dazu gewonnen zu haben."

„Nun, Rochau?"

„Ich wollte Dich bitten, der öffentlichen Meinung in dieser Angelegenheit möglichst Rechnung zu tragen! Versprich mir, Deine Verlobung mindestens ein halbes Jahr geheim zu halten."

„Öffentliche Meinung? Was ist das?" fiel Martellier mit einem Anflug von Brutalität im Tone ein. „Heute pfeifen die Spatzen ihre Lieder vom Dach, morgen kräht der Hahn. Mit jeder neuen Melodie sind die alten verwischt. Was geht's die Welt an, wen ich heirate? Hat sie Einsprache beim Kirchenaufgebot zu erheben?"

Karl Rochau schüttelte den Kopf.

„Gewiß nicht! Aber nicht das, was ist, sondern was scheint, gilt in der Welt, und nach diesem Schein macht sie ihre Rezepte. Man muß Dinge und Menschen nicht nehmen, wie man möchte, daß sie wären, sondern wie sie sind. Du bist diese Rücksicht der Familie schuldig und deren Interesse ist es vornehmlich, welches mich sprechen läßt. Gestehe zu: Etwas Außergewöhnliches vollzieht sich. Esther löst das Verhältnis mit Dir am Tage vor der Hochzeit. Die Menschen ziehen ihre Schlüsse wie sie wollen und pochen nicht erst an Deine Thür, um die Wahr-

heit zu erfahren. Nach einem halben Jahre hältst Du um die Schwester an. Welche Gründe auch immer Euch leiteten, und welchen von diesen auch die Menge sich zu eigen macht, einer milden Beurteilung dürft Ihr Euch nicht versehen, insbesondere Du nicht.

In allen Fällen habt Ihr Achselzucken und Tadel zu gewärtigen. Anders aber, wenn die Sache den Anschein hat, als sei sie aus der Zeit allmählich herausgewachsen."

Martellier hatte für diese Worte wohl Verständnis, aber im Grunde fand er solche zimperlichen Rücksichten höchst überflüssig. Er wollte seinen Zweck erreichen, bald erreichen, das Drum und Dran war ihm höchst gleichgültig, ja, von einer größeren Verzögerung fürchtete er ein Scheitern seiner Hoffnungen.

Dennoch sagte er unter gleißnerischer Überlegung:

„Du hast Recht, Rochau. Ich danke Dir! Ich muß auf die Familie Rücksicht nehmen. Natürlich! Die Sache bedarf sorgfältiger Erwägung, und diese soll ihr werden, wenn ich, so Gott will, zum Ziel gelange. Zunächst aber handelt es sich noch um mein Glück! Wenn Du gestattest, werde ich Fräulein Martha bitten, morgen in einer Nachmittagsstunde hier zu erscheinen. Darf ich auf Deine Güte rechnen?"

Kurze Zeit darauf trennten sich die beiden Männer.

* * *

Am selben Tage fand Karl zwei Briefe in seiner Wohnung. Der eine war von seiner Mutter, welche ihn bat, ihr und Regine für den Abend Gesellschaft zu leisten, und der andere enthielt die Mitteilung von Wolf, daß er als Hilfsarbeiter ans Stadtgericht berufen worden sei. Noch unter den angenehmen Eindrücken, welche das letztere Schreiben in ihm zurückgelassen hatte, nahm Karl seinen Weg in die Wohnung der alten Dame und bog zuletzt in die Wilhelmstraße ein.

Ein Volksauflauf an der Ecke der Straße zog seine Aufmerksamkeit an. Er wollte indessen ohne Umsehen vorüberschreiten, als er eine bekannte Stimme zu hören vermeinte und zu seiner Überraschung Wolf unter den Versammelten erblickte.

Auch bemerkte er nun ein mit einem elend aussehenden Gaul bespanntes Fuhrwerk, neben dem ein auf das Heftigste gestikulierender und sprechender Mann stand, der drohend die Hand gegen Wolf erhob.

„Wie, was? Sie wollen noch leugnen? Sehen Sie hier, Schutzmann!" — rief Karls Bruder und riß eine schmutzige, geflickte Decke von dem Rücken des Tieres, auf dessen spitzen Knochen böse Wunden eiterten.

„Mit dem Peitschenstiele hat er auf den kranken

Gaul geschlagen. Ich habe es gesehen. Die Decke hatte sich verschoben. In die Wunden hat er hineingehauen!“

„Wolf, Wolf! Was hast Du nun wieder!“ flüsterte Karl, indem er sich an seinen Bruder herandrängte. „Komm, laß jetzt nur den Schutzmann machen.“

Wolf wandte sich rasch um. Ein edler Zorn lag auf seinem Gesicht, und nur widerstrebend ließ er ab.

„Weißt Du, Karl! Totschlagen könnte ich einen solchen Menschen. Wenn man Kinder, Tiere und junge Bäume mißhandelt, glüht es in mir auf. Ich kenne mich selbst nicht. Aber der soll's kriegen, der Elende! Ich werde mich als Zeuge vorladen lassen und an diesem gefühllosen Teufel mein Mütchen kühlen.“

„Gieb Dich zur Ruhe, Wolf!“ besänftigte Karl. „Die Sache macht Deinem Herzen Ehre; aber ein seltsames Talent hast Du Hitzkopf doch, immer in allerlei ungewöhnliche Situationen zu geraten. Du hast jetzt nicht nur auf Dich Rücksicht zu nehmen, sondern auch auf andere. Du mußt Dein rasches Blut zähmen, nicht immer durch die Wand gehen wollen.“

„Ja, ja, Brummbär!“ erwiderte Wolf neckend und

drückte Karls Arm. „Du hast Recht! Aber in diesem Falle — Doch zu etwas anderem. Hast Du meinen Brief erhalten? Was sagst Du dazu? Nummer eins habe ich jetzt und nun geht's flott auf den Ministersessel los.“ Er lachte übermütig bei diesen Worten.

Unter diesen und anderen Gesprächen waren sie bis an das Haus der Frau Rochau gelangt. Wolf nahm Abschied, um zu seiner Braut zu eilen. Als er sich schon von seinem Bruder getrennt hatte, wandte er sich noch einmal um und rief: „Grüß' Regine! Sag' ihr, ich könnte es nicht erwarten, sie wiederzusehen. Auch Esther verlangt danach. Adieu, mein lieber Karl!“

Als der Doktor ins Zimmer trat, fand er nur seine Kousine. Sie saß an dem schlecht gestimmten Piano und spielte, nickte ohne aufzuhören, mit dem Kopf und sagte:

„Melde mir, wenn Du nervöse Zufälle bekommst. Ich fühle selbst, daß es entsetzlich ist, dergleichen anhören zu müssen.“

„Bitte, bitte! Im Gegenteil,“ erwiderte Karl Rochau in seiner höflichen Weise, rückte einen Stuhl herbei und schaute auf die Spielerin, deren graziöse Erscheinung ihn heute besonders anzog.

„Daromm! Daromm! Daromm!“ rief nun das

Mädchen, den Schlußsatz mit ihrer Stimme akkompagnierend, sprang auf, schlug das Instrument zu, breitete die Arme über demselben aus und hub in ihrer drolligen Sprechweise an: „Kehre in Dein wesenloses Ich zurück, entarteter Vermittler einer hohen Kunst und wage nie Deine Stimme wieder zu erheben, bis Deine kranken Seelenregister kuriert sind! Brrr! Brrr! War das für wohlorganisierte Naturen eine Marter! Ein Kappsches Instrument werde ich Mama Rochau abbetteln, wenn ich noch länger hierbleibe.“

Mit diesen Worten wandte sie sich zu Karl, richtete ihre schlanke Gestalt empor und sah ihn mit künstlich finsterer Miene an. Und rasch fuhr sie, ehe er zu Worte kommen konnte, fort:

„Du, sag' mal, furchtbar langweilig ist aber Eure Wilhelmstraße hier oben. Das ist Haidegegend! Ich sehe immer nach den Schnukken aus. Weißt Du, was Schnukken sind? Langhaarige Schafe, sagen wir, Hammel! Nur einen menschlichen Spaßmacher habe ich entdeckt, der mich anzieht.“

Karl lachte. „Nun?“

„Jeden Morgen punkt zehn Uhr tritt da drüben aus dem brustkranken Hause ein Mensch heraus. Ich vermute, daß es ein junger Assessor ist, so in dem Genre des ungeratenen Sohnes Wolf (hier

dämpfte Regine, schulmeisterlich ihre Miene verziehend, die Stimme und guckte in die Gegend des Korridors). Weißt Du, was unabänderlich geschieht? Er zieht stets erst auf der Straße den einen braunen Glaceehandschuh über die linke Hand und müht sich, so lange ich ihm nachsehen kann, — und ich sehe ihm nach, bis sein letzter Rockzipfel verweht, — den Knopf zuzumachen. Ich bin nun schon auf die abenteuerlichsten Gedanken geraten. Erstens möchte ich gern, daß er einmal zur Abwechselung den Handschuh über die Rechte zöge oder alle beide seiner Beachtung würdigte, und dann möchte ich ihm den Knopf weiter vornähen. Der Handschuh muß ja auf diese Weise platzen!"

„Welch ein schnurriges Menschenkind bist Du doch, Regine!" sagte Karl kopfschüttelnd. Und abbrechend: „Wie geht's denn mit Mama? Wo ist sie?"

„Ihro Gnaden Frau Oberamtmann befinden sich einigermaßen, und wenn nicht das kluge und schöne Judenmädchen — Du, bezaubernd hübsch ist sie aber wirklich! Ich danke Dir! Nimm nur dieses verräterische Bildchen lieber wieder an Dich! — Also, wenn nicht Esther Mendelsohn auf der Welt wäre, wandelten wir hier gewißlich in einem, wenn auch etwas langweiligen Paradies.

Indessen eins, Vetter! Viel Sehenswertes ist

bei uns nicht auf dem Lande, aber die Hühner und Enten haben auch ihre Physiognomie. Wenn ich nicht nächstens mal übergefahren werde, einem Bauernfänger in die Hände falle, im Schauspielhause Marie Keßler spielen sehen, oder im Deutschen Theater mich für Friedmann begeistern kann, bestelle ich einen Schlitten und fahre wieder eiligst davon.

Ich lebe ja hier wie Kaspar Hauser! Gestern sollten wir ins Konzert gehen, da bekam Deine Mama Migräne."

„Warum gerade einen Schlitten, Regine? Es ist Sommerzeit," sagte Karl Rochau. Er mochte sie zu gern schwatzen hören.

„Weshalb einen Schlitten? Das will ich Dir sagen. Ich befinde mich mit meinem Humor in den eisigen Gefilden des Nordpols. Unglaublich langweilig ist Berlin, Wilhelmstraße 241 parterre.

Arrangiere doch mal ein Sommerfest mit bunten Lampen, frisierten Lieutnants und gut behandschuhten Assessoren! — Das konnte auch nur einem solchen Pechmenschen wie mir, begegnen! Gerade hineinschneien, merkst Du, Vetter, daß ich noch immer in den Schneegefilden wandle? — wenn sich ein Rechtsgelehrter adeligen Geblüts und evangelischen Glaubens in die weißen Zähne einer Esther Mendelsohn verliebt und die Mutter darob Purzelbäume schießt! —

Gott, Vetter, — sei nicht bös —" fuhr sie übermütig lachend fort: „Der Gedanke, daß Deine alte Mama Purzelbäume schießen würde! Ums Himmelswillen, sag's ihr nicht, oder ich entziehe Dir die jungen Hühner mit Gurkensalat, die wir heute Abend zur Vertreibung der Cholera nebst kaltem Bier verzehren sollen."

„Was Dir alles aus dem Munde sprudelt!" sagte Karl Rochau. „Kannst Du eigentlich gar nicht ernsthaft sein, Regine?"

„Ja, wenn ich schlafe und an mein Alter denke! Wenn ich an letzteres denke und mir vergegenwärtige, daß mich doch der große Truthahn auf unserem Hofe nicht zum Weibe begehren kann, dann werde ich ernsthaft wie ein preußisches Schilderhaus. Andere männliche Bekanntschaft giebt's nicht! — Die Tabak rauchenden und dem Whistspiel fröhnenden Ackerbürger der Nachbargüter sind alle mit der Gehirnsubstanz grausamster Apathie und Langeweile auf die Welt gekommen. Sie haben keine Ahnung, welch ein bezauberndes Dornröschen auf unserem Gute zu befreien ist.

O, Karl, Karl, wie amüsant würde die Welt sein, wenn sie nicht so empörend langweilig wäre!

Und Du gehst auch einher, als ob auf Lachen ein Zoll gelegt wäre, und als ob Du bezahlt würdest,

ein ernsthaftes, feierlich-besonnen, würdiges Gesicht zu machen. Lache, Mensch! Kitzle Dich einmal, daß Dein Paletot mit zu kichern anfängt. O, ich muß lachen, oder ich sterbe.“

Und nun lachte und schüttelte sie sich und eilte von ihm fort in den Korridor.

Aber in demselben Augenblick kam sie auch schon wieder zurück und hatte die Frau Oberamtmann am Arm.

„Da ist Dein Herzenssohn!“ rief sie und zeigte auf den Doktor.

Die alte Dame ließ sich alles gefallen. Mit Regine war sie anders als mit anderen; deren Art war ihr, obgleich von der ihrigen so gänzlich verschieden, sympathisch. Vielleicht, weil Teckſches Blut in ihr floß. Alles, was Teck hieß, war gleich Diamantstaub vom Himmel gefallen. Es ging nichts darüber.

Als sie beim Abendessen saßen, sagte Karl zu seiner Mutter:

„Wolf hat eine Anstellung beim hiesigen Stadtgericht erhalten, Mama. Er zeigt es auch Dir an.“

Regine sah bei diesen Worten forschend auf ihre Tante, und der Doktor erhob das Glas, um mit seiner Mama anzustoßen. Sie aber löste mit dem Messer das Fleisch von einem Hühnerknochen und

neigte gleichgültig den alten, hageren Kopf, als ob Karl etwa von Luft, Wasser oder Dienstboten gesprochen habe.

Ja, um ihre Gleichgültigkeit bezüglich dieser Mitteilung noch mehr zu bekräftigen, nahm sie gleich darauf das Wort und sagte:

„Morgen wollen wir doch endlich ins Theater. Ich denke, wir gehen in die Oper. Mich greift das laute Geräusch der Wagnerschen Aufführungen allerdings immer an, aber Lohengrin, das geht! Nicht wahr, Regine, Du hast Lust?"

„Das ist kein Ausdruck, Tante Hildegard," erwiderte diese. „Ich brenne darauf. Ach! ich bin ja ein ganz musikkranker Mensch, und wie sehr hatte ich mich darauf gefreut, vierhändig mit Wolf — Ah —" verklang's im hastigen Besinnen, und Reginens Blicke trafen sich mit denen Karls.

„Ja, ja, Du armes Kind!" erwiderte die alte Dame gutmütig. „Nichts hast Du bisher gehabt. Ich muß darüber nachdenken, wie ich Dir einiges Vergnügen mache. Die Ferien der königlichen Schauspiele beginnen demnächst, und wir müssen noch rasch mitnehmen, was zu haben ist. Du mußt mir verzeihen, wenn ich mich nicht jedesmal anschließe; ich hoffe aber, daß Karl alle Ritterdienste üben wird."

Der Doktor verneigte sich zustimmend.

„So recht viel Vergnügen macht's Dir eigentlich

nicht, Du Pflichtmensch?“ fragte Regine neckend ihren Vetter. „Sag's ehrlich! Mußt Du denn auch Abends Menschen in die Särge senken?“

„Regine! Regine!“ mahnte die alte Frau und schüttelte unwillig den Kopf. Bisweilen waren ihr die Ausdrücke ihrer Nichte doch zu stark, und sie erhob Einwände.

„Ja! Allerdings! Die Krankheiten der Menschen richten sich nicht nach der Konnivenz der Ärzte. Aber um auf etwas anderes zu kommen! Ich versichere Dich, daß ich mir kein größeres Vergnügen denken kann, als in Deiner Begleitung —“

„Sieh! Der Doktor wird galant!“ spöttelte Regine, unterdrückte aber die übermütige Miene, als sie ein warmer Blick aus den klaren Augen des Mannes traf.

In diesem Augenblick ward geklingelt. Das Mädchen meldete, daß man von der Markgrafenstraße schicke. Es werde nach dem Herrn Doktor verlangt.

„Da haben wir den Schluß des Trauerspiels. Nun muß er fort!“ rief Regine. „Ich bitte — Du — laß den nur sterben um meinetwillen. Vielleicht thust Du sogar ein gutes Werk. Es soll ausnehmend schlechte Menschen in der Welt geben.“

Wieder bewegte die alte Frau mit dem Ausdruck höchsten Tadels den Kopf. Doktor Rochau aber sagte:

„Es geht vielleicht wirklich in diesem Falle ans

Sterben! Ich fürchte! Und es ist ein guter Mensch, um den es sich handelt, ein braver Mensch, ein Freund. — Nicht unmöglich, daß ich die ganze Nacht werde an seinem Bette wachen müssen. — Gute Nacht, Regine!"

Er reichte ihr die Hand. Ihre Blicke streiften sich in eigentümlicher Weise.

* * *

Am Nachmittage des folgenden Tages stieg Martha Mendelsohn klopfenden Herzens die Stufen zu des Doktors Wohnung hinauf, klingelte zaghaft und ward von Karl in ein kleines Kabinet geführt, das neben seinem Arbeitszimmer lag. Kaum eingetreten, eilte ihr Martellier mit allen Anzeichen freudiger Erregung entgegen. — Karl Rochau nickte, schloß hinter sich die Thür und ließ beide allein.

„Liebe Martha, wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind," hub Martellier an, wagte ihr den Mantel zu lösen und führte das errötende junge Mädchen an einen Sitz. Und bevor Martha noch etwas zu erwidern vermochte, senkte er ein Knie und küßte ihr stürmisch die Hand.

„Nein, nein!" sagte das Mädchen abwehrend. „Stehen Sie auf, Ernst. Nur unter Voraussetzungen,

die Ihnen verständlich sein werden, habe ich mich zu diesem Schritt entschlossen. Lassen Sie uns ruhig sprechen! Hören Sie mich an!"

Martellier erhob sich und neigte den Kopf. „Wohl! Ich höre, liebe Martha!"

„Sie hatten ein Recht gewonnen," begann das Mädchen, „mir näher zu treten, wie Sie es gethan haben. Ich gebe das zu und ich bin Ihnen auch zugethan und glücklich zugleich, daß Sie meine Empfindungen errieten. Aber bevor wir über einen ernsten und entscheidenden Schritt sprechen, lassen Sie mich Ihnen offen mein Herz ausschütten.

Ich liebe Sie nicht, Ernst, wie ich mir denke, daß ein junges Mädchen sich einem Manne als Frau zu eigen geben muß.

Ein warmes stilles Gefühl der Zuneigung war immer für Sie in meinem Innern, aber es ist frei von stürmischer Zärtlichkeit. Vielleicht ist dies besser so! Ich weiß es nicht, wage aber nicht daran zu zweifeln, daß es das Richtige sein wird, weil es mein Wunsch ist, Ihnen anzugehören.

Ich gehe aber noch weiter! Nicht anderes, als was mich durchdringt, setze ich bei Ihnen voraus. Wie man für einen lieben Freund fühlt, so fühlen Sie für mich. — Nein, nein, Ernst! Unterbrechen Sie mich nicht. Sie täuschen sich über Ihre Gefühle,

aber ich nehme dankbar an, was Sie mir bieten. Hören Sie weiter! Ich bin es Ihnen schuldig, noch mehr zu sagen. Ich habe einen Mann heiß geliebt und riß diese Liebe aus meinem Herzen. Es wäre nicht ehrlich, wenn ich Ihnen dies nicht bekennen würde, aber ich bitte, daß Sie mich niemals nach seinem Namen fragen.

Und nun prüfen Sie sich! Ich werde Ihnen eine gute Frau sein und glaube auch, daß Sie mir ein guter, nachsichtiger Freund sein werden. Nicht so, lieber Ernst?“

In jedes anderen Menschen Brust würden wohl bei solchen Worten die wechselndsten Empfindungen aufgestiegen sein. Aber Ernst Martellier hatte bei diesen Eröffnungen nur sehr wenig in sich niederzukämpfen.

Er hörte aus Marthas Rede, daß sie ihm angehören wolle, und sie erleichterte ihm die Werbung in unerwarteter Weise.

Viel zu nüchtern geartet, um Illusionen zu nähren, von denen er selbst nicht eine Spur besaß, nahm Martellier in seiner Antwort die tiefere Bedeutung von Marthas Worten gar nicht auf, aber er richtete diese doch so ein, daß ein leiser Hauch schmerzlichen Verzichtens durch seine Rede klang.

„Was Sie mir eben gesagt haben, Martha, und

nicht weniger, wie Sie es mir gesagt haben, kann nur meine Achtung vor Ihrem Charakter erhöhen. Ich unterdrücke mancherlei, was sich bei Ihren Eröffnungen auf die Zunge drängt, und will Ihnen nur von ganzem Herzen danken. Ja, Martha, ich verspreche, daß ich Ihnen stets ein liebevoller und treuer Lebensgefährte sein werde, und daß meine ganze Aufgabe darin bestehen soll, Sie glücklich zu machen.

Sie wollen keine Beteuerungen. Ich füge mich Ihrem Wunsche. Sie werden aber noch erkennen, wie sehr ich Sie liebe; die Zeit wird es lehren! Martha, liebe Martha!"

Sie duldete es, daß er sie küßte, und als er abermals vor ihr kniete, strich sie mit sanfter Hand über sein Haupt.

* * *

So war es denn geschehen. Martha war die Braut Ernst Martelliers geworden! Indem sie sich dies zum Bewußtsein brachte, stieg zugleich die ganze Bedeutung des Schrittes mit allen Folgen vor ihr auf. Ihr ahnte, ja sie wußte, welche Kämpfe sie zu bestehen haben würde, nicht nur mit der Außenwelt, auch mit sich selbst.

Mit Marthas Zustimmung öffnete nun Martellier die Thür zu Rochaus Arbeitszimmer und rief freudestrahlend: „Darf ich Dir meine Braut vorstellen," lieber Rochau?

„Ah! ah! Meine Gratulation von ganzem Herzen!" sagte Karl warm, schüttelte beiden die Hand und ließ sich erzählen.

Während sie noch eifrig plauderten, ward draußen geklingelt. Rochau hörte nur halb hin. Allezeit mußte die Haushälterin den Besuch vorher melden.

Aber diesmal ward die Thür ohne Anfrage geöffnet und Wolf und Esther traten raschen Schrittes ins Gemach.

„Guten Tag, Karl! Wir wollen Dir einen Besuch abstatt — —"

Aber der Satz blieb Wolf in der Kehle stecken.

„Martha, Du —? Martell —" verklang's erschrocken auch in Esthers Munde.

Für eine Sekunde blitzte der Gedanke durch Martelliers Kopf, ganz unbefangen alles zu enthüllen, aber als er in den Mienen seiner einstigen Braut forschte, erlahmte ihm die Zunge Zu einem andern raschen Entschlusse gelangte er jedoch vermöge der kühlen Sicherheit, mit der er die Dinge beherrschte. Wäh-

rend er sich ernst, aber höflich vor den Anwesenden verbeugte, berührte er Marthas Hand und sagte:

„Ich glaube, Sie wollen auch eben gehen, Martha? Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Begleitung anbiete. — Bitte, ich hole Ihren Mantel."

Und bevor noch Wolf und Esther den eigentlichen Zusammenhang begriffen, hatte er sich nochmals verneigt und das Zimmer verlassen. Auf dem Fuße folgte ihm seine Braut, nachdem sie sich mit einem „Auf Wiedersehen!" und mit freundlichem Dank von Doktor Rochau verabschiedet hatte.

„Nun?" rief Esther mit zitternder Stimme zu Karl Rochau gewendet.

„Sie haben sich verlobt! Kommt, setzt Euch!" sagte der Doktor einfach.

„Verlobt?" rief Esther, und ihre glühenden Augen irrten von dem Sprechenden zu Wolf, der sich eben niedergelassen und die Handschuhe abgestreift hatte.

„Verlobt? Wie, was? Martha mit Martellier?" rief nun auch dieser in höchster Erregung.

„Sie erschrecken mich beide," sagte der Doktor. „Beruhigen Sie sich! Ich hoffe, daß es für alle zum Guten ist."

„Niemals!" stieß Esther heraus, löste unter der

heftigen inneren Unruhe die Knöpfe ihres Sommermantels und griff nach dem hellseidenen Hütchen, das auf ihrem dunklen Haupte saß.

„Und hier bei Ihnen? Sie wußten darum, Doktor? Was sagst Du, Wolf?“

„O, berichte, rasch!“ rief dieser, auf seinen Bruder eifrig einsprechend.

„Es ist nicht viel zu berichten,“ erwiderte der Doktor noch immer in demselben ruhigen Tone, wennschon durch Esthers leidenschaftliche Sprache äußerst peinlich berührt. „Beide haben erkannt, daß sie für einander passen. Sie haben sich einander genähert, und Martellier hat mich gestern gebeten, Martha hier sprechen zu dürfen. Vor kaum zehn Minuten traten sie aus jenem Zimmer und teilten mir ihre Verlobung mit.“

„O, auch das noch!“ flüsterte Esther, und ihr Fuß stampfte unter dem Seidenkleide.

„Auch das noch!“ wiederholte sie. „Ah, und wie gemein, wie erbärmlich!“ fuhr sie, jede Besonnenheit verlierend, fort und trat ans Fenster.

Aber ehe noch der Doktor oder Wolf etwas zu erwidern vermochten, wandte sie sich wieder zurück, und indem sie dem heftigen Thränenstrom, der aus

ihren Augen schoß, vergeblich zu wehren suchte, schluchzte sie:

„Sie müssen mich verstehen, Karl! Alles, Alles hätte ich mir in der Welt denken können, aber dies!? Ich mag es mir nicht vorstellen, daß das wirklich Wahrheit sein soll!“

Karl Rochau trat auf seine Schwägerin zu und faßte begütigend ihre Hand:

„Ich begreife, Esther, daß Sie sich in einer großen Aufregung befinden, aber nehmen Sie das böse Wort zurück. Hören Sie mich an. Ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, daß diese Lösung doch eine glückliche ist, daß dadurch alles beseitigt wird, was Ihnen selbst, was Wolf so äußerst peinlich sein mußte. Natürlich, ich weiß, daß Sie Martellier nicht sonderlich schätzen, sonst hätten Sie ihm Ihre Hand nicht entzogen. Aber haben Sie, gerade Sie, ein Recht, ihn zu verdammen? Fand er die Ruhe und die innere Sicherheit zurück, und wandte er sich nun zu der Schwester, der er immer zugethan war, so kann ich einen solchen inneren Vorgang wohl verstehen. Ich kann ihn nicht tadeln! Das Ungewöhnliche, das Überraschende, scheint mir, wollen Sie verdammen und vergessen, daß in diesem oft das Allervernünftigste liegt. Ist Martellier kein

Ehrenmann? Ich frage Sie, die Sie ihn einst Ihrer Zuneigung würdigten."

Das Mädchen biß die Zähne zusammen. Sie hätte am liebsten herausgeschrieen: Nein! Nein! Es ist kein Ehrenmann und Ihr werdet es noch erfahren, wie sehr ich Recht habe. Aber sie bezwang sich unter dem Gefühl eigener Entwürdigung und flüsterte leise:

„Ah! Geld, Geld!"

Und dann plötzlich zu ihrem Bräutigam sich wendend und seine Hand fassend, rief sie:

„Der Gedanke, Martellier täglich im Hause zu sehen, in einer Zeit mit ihm zusammenzutreffen, wo wir, wir — Unmöglich! Aber ich weiß, was wir thun, Wolf!" fuhr sie entschlossen fort, „wir heiraten jetzt sofort! Wir überlassen dem Bräutigam die Räume meiner Mutter und ziehen in unsere eigenen ein! In unsere eigenen? Nicht so, mein Wolf?"

In Wolf Rochaus Augen blitzte es auf.

„Ja, meine Esther, mein bester Schatz!" rief er stürmisch. „Stark in der Liebe und im Haß. Wie ich Dich liebe!"

Doktor Rochau sah, wie sein Bruder sich über das Mädchen beugte und wie zärtlich sie sich umschlangen. Sie liebten sich, sie waren glücklich!

Und er selbst? Er hatte ein Wort einzulösen, und weil er dies einzulösen hatte, mußte er etwas

unterdrücken, was doch seit geraumer Zeit nicht minder heftig in seinem Innern aufgelodert war.

* * *

Martellier winkte, nachdem er mit Martha auf die Straße getreten war, einem Kutscher.

„Höre, mein teures Mädchen!" sagte er, nachdem sie eingestiegen waren. „Was der Augenblick eingiebt, ist das Richtige. Wir fahren jetzt gleich zur Lennéstraße, und ich halte noch heute bei Deiner Mutter um Deine Hand an. Drüben wird Doktor Rochau Esther und Wolf bereits verständigt haben! Mich treibt ein richtiges Gefühl, glaube mir; auch habe ich keine ruhige Minute, bevor ich weiß, daß mir mein Schatz nicht wieder entrissen wird."

Bei diesen Worten umarmte er Martha, und sie gewährte ihm seine Liebkosungen unter dem weichen Gefühl, einen Menschen gefunden zu haben, für den sie der Mittelpunkt alles Denkens war.

Und dennoch huschte es eisig durch ihr Inneres. Sie gedachte der Mienen ihrer Schwester, sie sah Wolf vor sich und malte sich aus, welche Eindrücke sich auf dem Angesicht ihrer Mutter widerspiegeln würden.

Frau Mendelsohn befand sich im Garten, als

der Diener — nicht ohne Überraschung — die Thür öffnete.

„Verständigen Sie gefälligst die gnädige Frau, Thomas, daß ich hier bin. Vielleicht ist es ihr angenehm, wenn ich sie im Garten aufsuche. Eilen Sie!“

Und zu Martha gewendet, die unschlüssig dastand und in starker Erregung die Hand aufs Herz drückte, sagte er:

„Ich denke, Du bleibst zunächst im Nebenzimmer, ohne Dich sehen zu lassen. Wenn ich Dich aber rufe, dann komme. Willst Du? Sei nicht ängstlich, mein teures Mädchen. Alles wird gut werden! Beunruhige Dich auch nicht wegen der kommenden Tage! Ich habe einen Plan, durch dessen Ausführung wir uns allem Unliebsamen zu entziehen vermögen. Wie, Du weinst, Martha? Ich bitte, beruhige Dich! Still, still, ich höre Schritte. Geh jetzt. Es ist Deine Mama.“

Martellier bedurfte selbst der Fassung, die er seiner Braut einzuflößen bestrebt war. Sein Herz pochte. Nun, da er den Mund öffnen sollte, drang die Wirkung der seltsamen Sachlage auf ihn ein, und eine ängstliche Beklommenheit bemächtigte sich seiner.

Aber wie immer wußte er sich zu beherrschen, trat lebhaft und mit allen Zeichen der Ehrerbietung

auf Frau Mendelsohn zu und sagte, ehe sie den Mund zu einem Willkommen öffnen konnte:

„Sie werden erstaunt sein, teure Mama, daß ich plötzlich vor Ihnen stehe. Es ist auch etwas Außerordentliches, was mich zu Ihnen führt! Erlauben Sie, daß ich spreche."

Nicht ohne einen Anflug unbehaglichen Befremdens hörte Frau Mendelsohn diesen Worten zu, aber dieser verschwand, als Martellier rasch und mit Nachdruck hinzufügte:

„Es ist etwas Gutes, liebe Mama, was ich mitzuteilen habe, und es wird zum besten, was es für mich auf der Welt geben kann, wenn Sie es freundlichst beurteilen."

„Ich, lieber Martellier? Nun? Was ist's denn? Lassen Sie mich hören. Setzen wir uns."

Und da sprach der Mann ohne Einleitung und Übergang:

„Ich komme, Sie um Marthas Hand zu bitten. Wir sind uns gut, wir lieben uns, wir haben es in der Zwischenzeit an uns erfahren."

Frau Mendelsohn sank zurück und starrte für Augenblicke Martellier an, als ob er im Irrsinn rede.

Dann aber trat in ihre dunklen Augen ein Ausdruck unsagbarer Angst, und indem sie sich langsam wieder emporrichtete, sagte sie:

„Wie, Martellier, Sie werben um Martha? Habe ich recht gehört? Heute, nach kaum einem halben Jahre? Nein! Sie scherzen! Unmöglich. — Konnten Sie Esther so rasch vergessen? War Ihre Liebe —“

Sie stockte. Was hier geschah, paßte so wenig in ihre Auffassungen, daß alles sich gegen den Sprechenden auflehnte. Esthers Prophezeiung, ihre Beurteilung dieses Mannes traten zudringlich in ihr Gedächtnis, und nichts blieb für den Augenblick zurück als ein nicht zu bannendes Gefühl der Abwehr.

„Und Martha?“ fuhr sie rasch und ängstlich fort, während Martellier Mühe hatte, sich zu sammeln. „Martha liebt Sie? Hat sie es Ihnen gesagt? Sollen wir denn nie zur Ruhe kommen, und soll sich denn alles, was sich gegen natürliches Gefühl und gegen anerzogene Sitte auflehnt, in meinem Hause, — an meinen Kindern vollziehen?“

„Mama, liebe teure Mama!“ schmeichelte Martellier. „Urteilen Sie nicht so rasch! Ich sehe, Sie stehen unter falschen Eindrücken. Lassen Sie mich Ihnen erklären —“

Die Farbe in Frau Mendelsohns Gesicht hatte sich verändert. Sie ließ die Hand nicht von der Brust, und während Thränen in ihre Augen traten, bewegte sie den Kopf wie jemand, der

wohl hören will, aber sicher ist, daß er nicht überzeugt wird.

„Ich liebte Esther, Mama! Ich liebe sie noch heute. Aber mein Gefühl war ein anderes für sie, als es jetzt Martha von mir entgegengetragen wird. War es nur die Sehnsucht, ein verlorenes Glück in dem verwandten Bilde wiederzufinden, als der Gedanke in mir emporstieg, um sie zu werben oder wußte ich es nicht, wie nahe Martha eigentlich meinem Herzen stand? Ich vermag es Ihnen nicht zu sagen; ich stehe selbst vor einem Rätsel. Nur so viel ist wahr: Ich bin ruhig, glücklich in ihrer Nähe, während ich mich neben Esther in einer steten fieberhaften Unruhe, ja in einer durch Zweifel hervorgerufenen qualvollen Aufregung befand.

Auch Martha war sich dieser Gefühle nicht klar. Erst mit der Zeit stieg in ihr ein lebhafteres Empfinden für mich auf, wie sie es mir heute bei unserer Begegnung gestanden hat.

Wir sind uns gut. Wir sind davon durchdrungen, daß wir für einander passen, und Martha — ich weiß es — würde eben so unglücklich werden wie ich, wenn Sie uns Ihr Jawort verweigerten."

Martellier war ein geschickter Komödiant. Nicht umsonst nannte man ihn einen schlauen Advokaten, lief die Welt zu ihm in schwierigen Fragen. Was

er sagte, klang so überzeugend, trug so sehr den Stempel der Wahrheit, daß sich Frau Mendelsohn mit ihrem guten, vertrauenden Herzen einer milderen Auffassung zuneigte. Und dies bemerkte Martellier; das benutzte er. Ja, er kam in geschickter Weise anderen Bedenken, die sich sicher später der Frau aufdrängen mußten, zuvor, indem er rasch hinzufügte:

„Wenn Sie uns kein Hindernis in den Weg legen — und ich bitte Sie herzlich darum, liebe Mama — dann ist meine Absicht, jetzt gleich zu heiraten und mehrere Monate mit meiner Frau nach Italien zu reisen. Ich möchte den peinlichen Begegnungen mit Esther und Wolf aus dem Wege gehen. Die Zeit heilt alles. Sie wird bewirken, daß wir uns endlich auch unbefangen wieder gegenübertreten.

Und nun hören Sie auf eine andere Stimme, die Stimme Ihrer Tochter, die Sie bittet, Ihr Herz nicht zu verleugnen. Komm, Martha, hilf mir Deiner Mutter Zustimmung erlangen. Sie kann, sie wird nicht Nein sagen.“

Martha hatte dem allen mit klopfendem Herzen zugehört. Als nun ihr Name genannt ward, eilte sie herbei und umschlang ihre Mutter.

„Es ist, wie Ernst sagte, meine liebe Mutter!“ flüsterte sie. „Ich bin ihm gut und ich glaube, —

ich glaube." — hier weinte und schluchzte sie, denn bange Zweifel huschten durch ihre Seele, obgleich ihr Mund diese Worte redete — „daß wir glücklich werden."

„Ich kann nicht ohne Weiteres Ja sagen —', stieß Frau Mendelsohn heraus und löste ihr weinendes Kind sanft von ihrer Brust. „Ich weiß nicht, hier, hier sitzt etwas in meinem Innern, das mich bangen läßt: Ihr habet Euch nicht hinreichend geprüft. — Habt Ihr Euch denn wirklich ernstlich geprüft? Wahrlich, viel habe ich erlebt und gesehen. Solche Herzenswandlungen wie diese —" sie starrte vor sich hin. — „Und das von den eigenen Kindern, von den nächsten Angehörigen — —"

„O, sprich nicht so!" drängte Martha, welche endlich die Qualen des Zweifels von sich abzuwälzen suchte, die bei den Worten ihrer Mutter nur noch heftiger in ihr aufstiegen. Vielleicht würde sie in diesem Moment erlöst aufgeschrieen haben, wenn jene der Werbung ein entschiedenes Nein entgegengestellt hätte.

Gewähren oder verzichten! Gleichviel, — aber heraus aus dem Banne der Unsicherheit — aus der Ungewißheit!

Das war das stärkere Gefühl in ihr seit der Begegnung mit Esther und Wolf, das war die ihre

Brust durchhastende Empfindung, seitdem sie beobachtet und gehört hatte, wie ihre Mutter diese Vorgänge beurteilte. In der That! Sie mußte ihr Recht geben! Nicht genügend war sie mit sich zu Rate gegangen. Noch mehr! Im halben Wahnsinn, in einem Anflug der Verzweiflung hatte sie doch nur gehandelt und sich Gefühle eingeredet, die sie nicht besaß.

Und Frau Mendelsohn?

Auch diesmal stellte die Frau das Herz über den Verstand, und vertraut mit den Schmerzen der Liebe und erfüllt von dem Wunsche, glückliche Menschen um sich zu sehen, verlor sie unter dem Andrängen ihres Kindes und unter den Eindrücken von Martelliers Rede den aus richtiger Beurteilung der Dinge hervorgewachsenen, ursprünglichen Widerstand. Sie nahm ihrer Tochter Köpfchen in die Hände und schaute ihr in die weinenden Augen. Und als sie in diesen den zaghaften und bekümmerten Ausdruck fand, ward sie über die Beweggründe getäuscht, und ihr Herz schmolz.

„Also Du liebst ihn?" fragte sie leise und suchte in Marthas Augen den leuchtenden Glücksschimmer, der ihre letzten Zweifel lösen konnte. „Und Sie lieben mein Kind wirklich von ganzem Herzen?" fuhr sie zu Martellier gewendet fort und ergriff dessen Hand.

„Ja, wir lieben uns!“ erwiderte dieser und preßte das Mädchen an seine Brust.

„Ja, ich liebe ihn!“ flüsterte nun auch Martha, als der Arm des Mannes sie berührte.

Und wirklich stieg in diesem Augenblicke ein stürmisches Verlangen in ihr auf, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. War's die Lösung aus der Ungewißheit, war's ein warmes Gefühl — war's wirklich Liebe, oder waren es nur heiße Funken der Leidenschaft, jener Leidenschaft, die so schnell vorüberflieht wie der Wandervögel eilender Zug am Himmel?

* * *

Die Klänge der Musikkapelle im Zoologischen Garten waren eben verhallt. Das Geräusch sich drängender und schwatzender Menschen auf der Hauptpromenade machte sich wieder bemerkbar, und auch das Lachen der hin und hereilenden Kinder und das heimliche Kichern der selbstbewußt einherschreitenden Backfische, welche in dieser kleinen Weltkomödie allemal jene Äußerlichkeiten der Erwachsenen anzunehmen pflegen, welche dem philosophischen Zuschauer ein Lächeln entlocken. Kein Gesicht unter den Vorüberschreitenden, in dem das Verlangen nicht ausgeprägt war, sich möglichst zur Geltung zu bringen, oder in dem Bewußt-

sein des besseren Ichs an der übrigen Menschheit Kritik zu üben.

Auch Doktor Karl Rochau befand sich mit Regine unter der Menge und schlug nun, der befriedigten Neugierde seiner Kousine sicher, dieser vor, den Weg durch den übrigen Teil des weitläufigen Gartens zu nehmen.

„Sahst Du die junge blonde Frau mit dem schwarzhaarigen kleinen Mädchen eben, Karl?“ fragte sie, den ihr gebotenen Arm nehmend. „Weißt Du zufällig, wer sie war?“

„Ich habe sie nicht gesehen —“ erwiderte der Doktor zerstreut. „Auf der Promenade? Vor uns? Wünschest Du noch einmal zurückzukehren?“

Regine verneinte, aber in ihren neckischen Ton übergehend, sagte sie:

„Bist Du wieder mit einem unglücklichen Patienten beschäftigt, Du Unverbesserlicher? Ja, ja, Du fühlst den Puls eines Fiebernden, statt in die Welt zu gucken — Keine Widerrede! Dein Geist ging in fernen Welten spazieren, nur Dein Körper wandelte neben Deiner armen konversationsbedürftigen Kousine Regine von Teck einher.“

„Wie? War ich nicht artig?“ stieß Karl in gutmütiger Verlegenheit hervor. „Bin ich wirklich so zerstreut und langweilig?“

„Nun, ciceronische Reden hältst Du nicht; zum Professor eloquentiae würde ich Dich niemals ernennen,“ scherzte Regine in ihrer etwas derben Art und lachte, „aber in meine Worte legtest Du doch einen verkehrten Sinn. Noch mehr!“ fügte sie schelmisch und diesmal in weicherem Tone hinzu, als es sonst ihre Art war: „Ich wollte Dir nur andeuten, daß ich etwas eifersüchtig bin, daß Du der Lahmen mehr gedenkst, als der Gesunden. Ah! Sieh hier! Welch ein Paar wundervolle Augen hat dieser Seelöwe! Welch eine menschlich-kluge Physiognomie! Dieser Herr würde, glaube ich, mit Erfolg den hübsch gekleideten Spreewälderinnen die Kour machen können, wenn ihm der Schöpfer auch eine Sprache gegeben hätte. Aber höre! Er kann ja sprechen! Klagende Futterlaute, vorwurfsvoll, voll kindlich rührenden Flehens dringen aus seiner Kehle. Du, hast Du nicht einige kleine Schwanzflößler in der Tasche, die wir ihm zuwerfen könnten?“

Sie lachte abermals und zog ihn mit sich fort. Ihr Auge schien nichts zu sehen, scheinbar huschte sie rasch und teilnahmlos an allem vorüber, und doch bemerkte sie das Geringste. Und alles, was eine komische Seite hatte, zog sie unwiderstehlich an. Als sie zu den Känguruhs gelangten, als sie die alten Böcke mit dem klugmütterlichen Gesichtsausdruck und

den scheuen, ergötzlichen Hopsas davoneilen sah, kam sie nicht aus dem Lachen heraus.

„Du, Karl, ist's nicht unsere alte Haushälterin Margarethe, wie sie leibt und lebt? Ich setze das ganze Königreich Portugal und die überseeischen Provinzen zum Pfande ein, daß hier direkte Verwandtschaft nachzuweisen ist. Übrigens doch ein unschönes Geschlecht. Es war rücksichtsvoll von dem Schöpfer, daß er uns nicht in diese Hülle mit den ungleichartigen Pfoten eingespannt hat! Na, war's nicht rücksichtsvoll? Äußere Dich freimütig, Mensch!"

„Tolles Mädchen!" sagte Karl, richtete einen stillen Blick auf seine Begleiterin und drückte ihren Arm.

„Ja! So bist Du nun! Statt eine wohlgeformte Antwort auf höchst wichtige Fragen zu geben, machst Du eine, ohnedies in diesem Wirrwarr zaghaft daherschreitende Jungfrau vom Lande unsicher und versündigst Dich gegen alle die heiligen Gebote, die zu ihrer Ausbildung beitragen könnten."

„Kannst Du denn niemals vernünftig sein, niemals vernünftig sprechen, Regine?"

„Schon einmal antwortete ich darauf, früher, vor dreitausend Jahren, als wir noch als Arbeiter in anderer Gestalt gemeinsam an der großen Pyra-

mide des Cheops Steine schleppten. Weißt Du noch? Damals fragtest Du mich auf Chaldäisch, ob —"

Karl Rochau schüttelte den Kopf, diesmal fast etwas unwillig. Regine bemerkte es.

„Ist Dir etwas nicht recht?" fragte sie rücksichtsvoll. „Langweilt Dich mein thörichtes Geplauder?"

„Nein, nein! Nicht doch, Regine —"

Und da er stockte, hing sie sich fester an seinen Arm und fuhr fort:

„Hast Du Kummer? Beschäftigt Dich etwas? Kann ich Dir helfen? Was ist's?"

Karl Rochau erwiderte nichts, aber er sah Regine mit einem Blicke an, vor dem sie die Augen niederschlug. Und eine Ruhebank suchend und ihr Platz bietend, sagte er:

„Ja, etwas beschäftigt mich, und sollte mich doch nicht beschäftigen. — Doch nein, gleichviel. — Plaudern wir. Hast Du Briefe von Hause?"

Regine wollte fortfahren, sie wollte in ihn dringen, ihr mitzuteilen, was ihn befangen machte, aber sie unterdrückte ihre Worte und antwortete:

„Ja, es steht alles in alter Langeweile und gut! Die Gänse und Enten sind wohl, sie legen Eier und beten zu ihren Stallgöttern."

Karl warf einen raschen Blick auf sie. Das klang wieder so drollig, daß er lachen mußte, aber

Regine saß da mit einem harten, verdrossenen Ausdruck im Gesicht.

„Regine!“

„Karl Rochau!?“

„War Dir nicht genehm, was ich sagte? Du bist verstimmt?“

„Nein, nichts! Bitte, laß uns weiter wandern,“ erwiderte sie, ohne auf den Inhalt seiner Worte einzugehen. Und dann erhob sie sich, tupfte, von ihm abgewendet, mit dem Sonnenschirm auf einige sich hervordrängende Blätterbüschel und schritt, als er nicht gleich folgte, ohne ihn den Weg weiter.

„Ich möchte Dir mancherlei sagen, Regine!“ begann Karl Rochau, als er sie eingeholt hatte, und schob seinen Arm sanft unter den ihrigen. „Aber wie die Dinge liegen — Du meinst, ich sei ernst; — ich bin auch ernst. Sieh, Regine, ich möchte — —“

„Nein, komm, wir wollen nicht feierlich werden!“ unterbrach sie ihn, als ob sie alles wisse, was er sprechen wolle, und als ob es besser sei, ganz zu wollen und zu können, oder lieber zu schweigen. „Aber nun sei heiter! Es ist ja alles so schön hier. Ich bin ganz glücklich.“

„Aber noch glücklicher wärest Du, wenn ich Melancholikus nicht an Deiner Seite wäre?“

„Ah, Du — Du Böser!“ schalt sie, während er

an dem Drucke seines Armes fühlen ließ, wie dankbar er ihr für ihr Verständnis war, und wie ihr neckischer Zorn ihn beglückte.

* * *

Als Karl Rochau neben seiner Kousine in dem Wagen saß, der sie nach Hause zurückführen sollte, sagte sie:

„Du, endlich muß ich doch nun den Assessor mit dem ersten Examens-Charakter sehen und auch die glutäugige Fräulein Esther kennen lernen. Ich denke, ich komme morgen Nachmittag zu Dir. Kochst Du guten Kaffee?“

„Jawohl! Einverstanden!“ erwiderte der Doktor. „Ich will noch heute Abend Wolf benachrichtigen.“

„Sag' mal, heiraten die beiden denn nun nächstens ohne den Segen von Mama Rochau? Wann geht's vor sich? Und — hat denn Wolf schon so große Einnahmen? Halt! Ich vergaß! Er braucht ja nur den Geldschrank seiner Braut zu öffnen.“

Karl Rochau schüttelte den Kopf.

„Nein! Er nimmt nichts von dem Gelde der Mendelsohns. Er muß sich so einrichten.“

„Nichts? Du, dann müssen aber die beiden von Griessuppe und Liebe leben! Beneidenswertes Da-

sein! Welche Einnahmen ein Assessor hat, weiß ich zufällig. Höre mal, Karl! Ein leerer Magen und Liebe!? Da fährt der bestgeschulte Amor mit Extrapost davon."

„Na, so schlimm wird's nicht werden. Wolf wird sein ganz nettes Auskommen haben."

„So, wirklich?" fiel Regine neugierig ein. „Giebt denn Mama Rochau trotzdem? Macht sie die alten Teckschen Truhen auf?"

„Nein, nein! Mama — Geld geben! Was denkst Du!"

„Na, wenn Deine Mama ihr härtestes Sparkassengesicht macht, von wem kommt's denn?"

„Ich werde es geben!" erwiderte Karl einfach. Über Regines eben noch so übermütiges Gesicht flog ein Schatten; ja, ihre Mienen wurden düster, und wie verloren schaute sie in die Gegend.

Gerade fuhren sie an den Seen des Tiergartens vorüber, die in der Abenddämmerung mit ihren stillen regungslosen Naturaugen gleichsam die Bilder der sie umgebenden, sanft sich herabneigenden Bäume anzuziehen schienen.

Und regungslos, warm brütend stand auch die Luft, und nur ein zitterndes Flimmern, als Nachhauch der heißen Sonnenglut, webte noch in dem blau schimmernden Nebel der Rasenflächen.

Regine nahm's unbewußt in sich auf. Der Anblick der unschuldigen Natur erhöhte die ernsten Empfindungen, welche durch ihre Brust zogen.

„Ich werde es geben!" klang es immer wieder in ihren Ohren.

Was umfaßten nicht diese wenigen Worte! Sie enthielten einen Verzicht von unendlicher Tragweite. Nun wußte das kluge Mädchen, weshalb der Mann, der neben ihr saß, nicht sprach, weshalb er die Laute unterdrückte, die in seiner Brust emporquollen und die nicht minder in ihrem Herzen angeklungen waren.

Alles für Wolf! Nichts für sich, nichts für — für —

Ein ablehnendes Gefühl stieg auf in Regine gegen den leichtlebigen und nur den augenblicklichen Impulsen nachgebenden Wolf. Er war ihr nur zu gut in der Erinnerung. Trotz seiner geistigen Vorzüge schien er ihr doch des wirklich sittlichen Ernstes zu entbehren. Immer nutzte er die Verhältnisse und Menschen aus, wo er sich auch befand. Er wußte sich immer zum Herrn der Situation zu machen, sich den Triumph einer besonderen Beachtung zu verschaffen.

Aber mit dem nächsten neuen Bilde tauchte auch schon ein verändertes Interesse in ihm auf. Was hinter ihm lag, verblaßte. Trotz aller Herzensgüte

war er ein Egoist. Auch jetzt nahm er von dem braven Karl ohne Bedenken! Er wollte heiraten, obgleich die Umstände es noch nicht gestatteten. Seine Eitelkeit verbot ihm, von der Familie seiner Braut zu nehmen; nun griff er zu einem anderen Silbersack! Und er fand ihn! Natürlich. Karl Rochau arbeitete und Wolf genoß. Er fragte nicht einmal, ob es nicht ein großes Opfer sei; er nahm und damit Punktum. Und sie, in der alle diese Gedanken aufstiegen, sie sollte auch büßen für Wolf Rochaus bequemes Genießen!

Der alten Frau Rochau Widerstand erschien ihr jetzt in einem ganz anderen Lichte. Jene hatte Recht! Nicht wegen der schwarzen Haare einer Esther — sie verabscheute diesen Standpunkt, — aber aus all' den anderen Gründen! Wolf war noch nicht im stande, eine Frau zu ernähren. Es war doch eine etwas leichtsinnige Verlobung, um so mehr, als bei einem jeden derartigen Schritt die besonderen Verhältnisse mit ins Auge gefaßt werden mußten.

„Er nimmt's von Dir?" stieß Regine nach einer Weile heraus. „Wie unrecht."

„Unrecht?" gab Karl Rochau erstaunt zurück. „Ein Bruder von dem anderen? Wer stände ihm näher auf der Welt als ich?"

„Ja, ja!"

Regine sprach die Worte hart. Es klang hindurch, daß ihr Ja ein verschärftes Nein bedeute.

Äußerst befremdet blickte Karl Rochau empor, und einen Augenblick hielt die Überraschung an; aber dann stieg's in ihm auf, und es riß an seinem Herzen. Er wußte jetzt, wie ihre Worte zu deuten!

„Regine!“ hub er an.

„Regine!“ wiederholte er sanft.

So zart klangen diese Laute aus seinem Munde! So viel Zärtlichkeit und Abbitte legte er in den Ton, aber auch ein erneutes stummes Werben enthielten sie.

„Verzeih'!“ sagte sie plötzlich, suchte mit raschem, tiefem Aufblick sein ehrliches Auge und griff in der Erregung nach seiner zitternden Hand.

Und dann hielt Karl Rochau ihre Rechte, bei deren Gegendruck sanfte Glücksschauer durch seine Seele zogen, und sagte:

„Du weißt alles! Ja! Ich habe es eben erfahren, und mein Herz ist zu voll, um Dir zu danken. Verstehen wir uns? Alle Rosen müssen erst Knospen haben, Regine!“

Sie neigte sanft das Haupt, aber blickte nicht empor, weil ihr zu viele Thränen in den Augen standen. Es gingen auch Menschen vorüber, Menschen,

die bemerken konnten, daß ein anderer ein Herz hat, und daß es in ihm zuckt.

* * *

Regine war längst wieder auf das elterliche Gut zurückgekehrt; die alte Frau hockte in ihren Parterrezimmern wie früher. Der Doktor ging in alter, stiller Weise seinen Pflichten nach, und Wolf Rochau bewohnte in der Königgrätzerstraße schon fast seit zwei Jahren mit seiner dunkeläugigen Frau Esther eine hübsche Wohnung.

Aber auch Ernst Martellier hatte mit Martha Mendelsohn am Altare in aller Stille die Ringe gewechselt und besaß sogar schon ein Kindchen mit dunklen Locken.

Während der Verlobungszeit vollzogen sich die Dinge nicht ohne peinliche Zwischenfälle, aber im ganzen war alles besser verlaufen, als die Beteiligten vermutet hatten.

Ernst Martellier war in der Lennéstraße nur erschienen, wenn er wußte, daß er Wolf nicht fand, und Esther blieb stets auf ihrem Zimmer, wenn sie von seinem Kommen hörte. Bei einigen Abendgesellschaften hatten sie sich zwar nicht ausweichen können, aber hier ward das Peinliche des Zusammen-

treffens durch die Anwesenheit Fremder ausgeglichen.

Martha war sogleich fleißig an die Aussteuer gegangen, und als endlich Wolf Esther an den Altar führte, hatten die beiden Verlobten ihr Reich allein.

Zwischen ersterem und Karl Rochau war es auch später zu allerlei Erklärungen gekommen. Wolf unterdrückte sein Befremden nicht, daß Karl, gerade Karl sich zum Anwalt der Pläne jener beiden gemacht hatte, und als er gar erfuhr, daß sein Bruder Brautwerber gewesen sei, kam es zu einer erregten Szene.

„Martellier ist ein Lump!“ rief Wolf in seiner unbesonnenen Heftigkeit. „Du solltest nur hören, was Esther mir erzählt.“

Und nun begann er unter seines Bruders Stirnrunzeln von allen den Dingen zu berichten, welche jenen in einem so eigentümlichen Lichte erscheinen ließen.

„Ich weiß, daß Martellier etwas berechnend und nicht frei von Egoismus ist!“ erwiderte Karl. „Ich leugne auch nicht, daß Deine Mitteilungen mich nicht gerade für ihn erwärmen, aber sie rechtfertigen keinenfalls einen so ehrenrührigen Ausdruck.

Alles hat zwei Seiten. Findet irgend jemand in der Welt etwas darin, daß ein Offizier ein wohlhabendes Mädchen heiratet? Hat der Staat, der

über Ehre und Sitte ängstlich wacht, diese Vorgänge nicht gar autorisiert? Wo ist also das Verbrechen, wenn Martellier ebenso handelte? Und ereignet sich's nicht jeden Tag, daß Menschen auf das Geld anderer spekulieren und es nützen?

Verstehe recht. Mit meinen Anschauungen verträgt sich dergleichen nicht. Wir denken darüber gleich. Aber man ist noch kein Lump, wenn man Silber und Gold zum Gegenstand seiner Lebensziele macht. Das Wie ist entscheidend."

„Ja, ja, eben," fiel Wolf ein. „Das Wie. Es ist dasselbe, was Esther sagt. Würde ein Mensch mit vornehmen Gesinnungen jemals die Mutter seiner Braut bei solcher Lösung des Verhältnisses um einen Vorschuß angehen?"

„Ich wußte das nicht" — gab Karl zurück — „aber wohl wußte ich, daß Ihr gut zu machen hattet, und das leitete mich neben rein menschlichen Erwägungen.

Wer, wie Du, handelt, Wolf, muß neben Rosen auch Dornen pflücken! Gucke auch einmal in Deinen Spiegel, und dann urteile."

„Es ist als ob Mama Rochau Moralpredigten hielte," stieß Wolf heraus.

„O, pfui! Wolf! Wenn ich Dich nicht so liebte — — Die Menschen sind offenbar glücklich.

Ihr solltet Euch freuen, statt zu eifern. — Ihr solltet den guten Weg anbahnen, statt —"

„Niemals!" brauste Wolf auf. „Ich glaub's auch gar nicht, daß der Mensch Martha liebt! Und Martha? Na, es giebt Rätsel auf der Welt, die man nie lösen wird."

„Betrachte doch die Sache einmal aus einem anderen Gesichtspunkte," hob Karl Rochau wieder an, „und beantworte meine Fragen. Glaubst Du, daß sich Martellier und Martha nicht gefunden hätten, wenn ich meine Hilfe verweigert hätte? Und kannst Du denn nicht verstehen, daß mich ein sorgendes Gefühl für Dich leitete? Immer nagte das Wie — sieh, nun komme ich auch auf Dein und Esthers Wie! — an mir, und es war mir leid um Dich. War ich Dir nicht ein guter Fürsprecher bei unserer Mutter, legte ich Dir nicht in jeder Weise an den Tag, daß ich Dein Glück vor Augen hatte? Ist es nicht möglich, daß Du heute, weil in der ersten Erregung, ungerecht urteilst? Warte ab! Vielleicht kommt die Zeit, wo Du auch Nachsicht für Deine Handlungsweise bedarfst."

Wolf ward überzeugt, aber der schulmeisterliche Ton seines Bruders ärgerte ihn. Er schwieg und zupfte an seinem Schnurrbart.

„Nun, lassen wir das Kapitel ruhen,“ stieß er endlich hervor. „Was einmal geschehen, ist ja doch nicht mehr zu ändern.“

* * *

Nachdem sich die Brüder getrennt hatten, überdachte Karl noch einmal das Gespräch. Eine leise Bitterkeit wollte in ihm aufsteigen. Er durfte sich sagen, daß nur die Liebe zu Wolf seine Handlungen bestimmt hatte; er gedachte des Opfers, das er seinem Bruder in eigenen Herzensangelegenheiten gebracht. Aber diese edle Natur unterdrückte eine so begreifliche Verstimmung eben so rasch, wie sie entstanden war. —

Regine hatte von ihrer unverwüstlichen Laune während ihres Aufenthalts in Berlin doch etwas eingebüßt. Sie war oft nachdenklich und schweigsam und ein stiller Blick aus ihren sonderbaren Augen fiel dann auf ihren Vetter.

Am letzten Abend vor des jungen Mädchens Abreise saßen beide allein in dem großen Wohnzimmer. Frau Rochau war eben in ihr Schlafgemach gegangen, um Hoffmannsche Tropfen zu nehmen.

Regine nähte an einer kleinen Handtasche, sprach nicht und atmete nur einige Male in bedrückter Stimmung auf. Und als nun Karl Rochau auch

stumm blieb, brach sie das peinliche Schweigen, und sagte:

„Das Abschiednehmen sollte strafrechtlich verboten werden! Giebt's keinen Paragraphen dafür?"

Sie schaute auf und machte ihre drollige Miene.

Aber Karl Rochau zuckte nur die Achseln und sah sie mit ernster Miene an.

„Nein, hör' mal Vetter! Das geht nicht! Die Mama ergiebt sich dem Kopfschmerz, Du dem Weltschmerz und ich dem Abschiedsschmerz. Ein Lazaret wollen wir doch hier nicht errichten! Gieb mir mal Deine große, gute Patsche und sieh mir klar in die Augen. Sei nicht traurig, Menschenkind! Weshalb bist Du traurig?"

Sie lächelte, und doch standen ihr die blanken Thränen in den Augen. Ihr Herz wollte brechen, und doch versuchte sie zu scherzen, um ihm den Kummer weniger fühlbar zu machen.

Und da brach es aus Karl Rochau heraus. Er stand auf und küßte sie, ehe sie es wehren konnte, und sagte:

„O, Du überirdische, herrliche Seele! Sieh, Regine! Das war Dein Brautkuß! Gehe, aber warte auf mich! Ich werde kommen, früher, später — sicher! Ich lasse nicht mehr die Hand, die mir schon beim ersten Begegnen gehörte!"

Und sie sank ihm willenlos in die Arme und weinte sich aus an seiner Brust. —

Noch an demselben Abend ward zwischen beiden verabredet, daß ihre Verlobung vorläufig selbst für Mama Rochau ein Geheimnis bleiben solle. Sie würde fragen, weshalb Karl nicht heirate, und er wollte ihr weder die Antwort erteilen, daß er Wolfs halber warten müsse, noch sich weigern, aus ihrer Hand zu nehmen. Und Regine verstand und ehrte, was er wollte.

* *
*

In den ersten Wintern ihrer jungen Ehe kamen Wolf und Esther aus den gesellschaftlichen Zerstreuungen nicht heraus.

Man drängte sich um das Ehepaar, namentlich von Seiten der großen Mendelsohnschen Verwandtschaft und Bekanntschaft, und schon fühlten die jungen Leute eine Übersättigung.

Auch die für den heutigen Tag von einer Familie in der Tiergartenstraße ergangene Einladung hatten sie bereits mit Unlust angenommen. Namentlich ging Wolf mit sehr schlechter Laune an die Toilette.

„Na! Nun sitzt wieder die vertrackte Kravatte nicht. Es ist schon zum —“ rief er, zerrte an der unschuldigen Schleife und riß sie fast in Stücke.



„Aber Wolf!“ mahnte Esther sanft. „Sei doch nicht so ungeberdig!“

„Ah! — Und nun fehlt auch noch ein Knopf! Es ist doch wirklich — — Kannst Du denn nicht meine Wäsche in Ordnung halten, Esther? Das ist doch eine schrecklich unordentliche Wirtschaft! —“ Er stampfte ungeduldig mit dem Fuße und schob einen sich ihm in den Weg stellenden Gegenstand polternd beiseite.

Es war das erste Mal, daß Wolf in solcher Weise mit Esther sprach. Sein Ton hatte etwas Brutales, und sie empfand dies so sehr, daß sie sich abwandte und keine Silbe erwiderte.

Er glaubte sogar, Töne zu hören, wie sie unterdrücktes Weinen begleiten.

„Ja, dadurch wird doch die Sache nicht anders, daß Du die Gekränkte spielst!“

Esther wandte sich rasch um und sah ihrem Manne fest ins Auge.

„O Wolf! Wie häßlich.“

Wolf bewegte ungeduldig die Schultern, trat an einen Schrank und griff nach anderer Wäsche. Er antwortete ihr nicht und sah sie auch nicht an.

„Besorgen Sie einen Wagen!“ rief er dem Mädchen zu, als er seine Toilette beendet hatte. Und: „Bist Du fertig?“ fügte er in einem mehr als

unfreundlichen Tone hinzu, indem er seine Frau mit einem kalten Blicke streifte.

Esther war blaß, neigte den Kopf und stieg wortlos neben ihm die Treppe hinab. Auch in der Droschke ward keine Silbe zwischen ihnen gewechselt, bis sie ihr Ziel erreichten. Dann sagte Wolf:

„Wenn Du bei jedem Hemdenknopf, welcher fehlen wird und über den ich mich mit Recht ereifere, solche stumme Vorwurfs-Szenen herbeiführen willst, breitet sich eine nette Zukunft vor uns aus. Laß doch diese thörichten Empfindlichkeiten — —“

„Wir gehen nicht in die Gesellschaft?! Ich bitte Dich, Wolf,“ fiel ihm Esther schluchzend in die Rede. „Ich war im Unrecht! Aber die Art und Weise, in der Du mir begegnetest! Dieser Ton! Ich vermag es nicht zu verwinden. Ich kann nicht unter Menschen sein. Nochmals! Laß uns zurückfahren.“

„Na, das ist doch wirklich“ — hub Wolf an und mühte sich in heftiger Ungeduld an dem Griffe des Wagenschlages. „Komm!“ fuhr er herrisch fort. „Mache keine sentimentale Szenen und steige aus!“

„Nein!“ ertönte eine feste Stimme aus dem Innern des Wagens. „Auf solch ein Gebot nicht!“

„Gut! So thu', wie Du willst!“ rief Wolf und schlug den Kutschenschlag hinter sich zu. „Sie!

Königgrätzerstraße 101. Fahren Sie wieder zurück. Wieviel?“

Esther sah, daß er zahlte.

Noch hoffte sie auf eine Änderung seines Entschlusses, aber er schritt, ohne sich umzuwenden, ins Haus, und die Droschke setzte sich in Bewegung.

Als sie begriff, daß sie wirklich allein war, als sie sich vergegenwärtigte, was geschehen, brach's gewaltsam aus ihren Augen. Aber nicht das Gegenwärtige beschäftigte sie; sie sah in die Zukunft, und traurige Bilder stiegen vor ihr auf, so traurige Bilder, daß sie sich fürchtete, allein zu sein, und in Ängsten zusammenschauerte. Und als sie ihre Wohnung wieder betrat, als die Magd nur allzu befremdet ihr entgegeneilte, als sie selbst die Kuppel von der Lampe nahm, diese anzündete und auf die nun hell beschienenen Dinge des Gemachs blickte, nahm das Gefühl der Einsamkeit so zu, daß ihr zu Mute war, als ob sie ihren Mann verloren habe für immer, mehr noch, als ob er tot sei und sie ihn nie wiedersehen werde.

Wohl eine Stunde saß das junge Weib, ohne sich ihrer Gesellschafts-Robe zu entledigen, und grübelte vor sich hin. Einmal ward die Glocke gezogen; sie sprang empor und legte in atemloser Spannung die Hand aufs Herz. Gewiß! Gewiß! Es war Wolf,

der zornig, ungerecht gewesen war, aber nun, nach Versöhnung drängend, zurückkehrte.

Aber es war nicht Wolf. Es war irgend ein Gleichgültiger.

Esther stand auf, wanderte langsam im Zimmer auf und ab und betrachtete sinnend jeden Gegenstand. Da waren so viele Kleinigkeiten auf dem Schreibtisch, die für Wolf gearbeitet und für die er ihr in anmutigen Versen gedankt hatte. Da stand das Klavier, an dem sie täglich zusammen musizierten. Erst vor kurzem war er mitten in einem Tonsatz aufgesprungen, war vor ihr niedergekniet und hatte ihre Hände geküßt.

„Erst muß ich Dich einmal liebkosen,“ rief er und ruhte nicht, bis ihre Hand über sein Haar glitt und einer ihrer zärtlichen Blicke ihn traf. Da hing auch sein Bild an der Wand. Das Glück verschönte seine Züge. Als er es ihr gebracht, hatte er gefragt:

„Hier ist der Mensch, der Dich mehr liebt, als alles auf der Welt! Wirst Du ihn auch ewig lieben?“

„Ja! Wolf! Ja!“ — Und er konnte das thun, nach so kurzer Zeit! Er ging allein in eine Gesellschaft, verließ sie herzlos und saß jetzt vielleicht neben

einer der jungen Frauen und scherzte in übermütiger Weise.

Esther riß an ihrem seidenen Kleide. Die zarten Knöpfe sprangen. Sie löste den Gürtel, griff sich ins Haar, sank an dem Tische nieder und weinte bitterlich.

Hatte sie nicht recht gehandelt? War sie die Schuldige? Ihr gutes Herz machte ihr Vorwürfe, aber ihr Verstand und ihre Vernunft redeten auch, und diese riefen ihr zu:

„All' das ist nichts, wenn er zurückkehrt! Und alles ist bedeutungsvoll, wenn er nicht kommt!"

Und er kam nicht. Die Stunden gingen. Esther griff nach einer Zeitung. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Sie legte sie wieder fort. Sie ließ sich auf dem Divan nieder und versuchte zu schlafen. Vergeblich! Sie sprang empor und sah in die dunkle Nacht. Sie horchte auf jeden Wagen. Nichts! Jetzt endlich näherte sich eine Droschke. Sie bog zur Seite, der Kutscher zog die Zügel an, der Gaul ging langsam, Esther sah alles, und was sie nicht sah, vervollständigte ihre Phantasie.

Nun hielt der Wagen! Ein älterer Mann und eine Frau stiegen aus; er bot ihr rücksichtsvoll die Hand.

Wie lange waren diese beiden Menschen wohl

schon verheiratet? Und wie der artigste Kavalier übte der Fremde die Pflichten der Höflichkeit. Und sie? Esther? Ihr Mann trennte sich im Zorn von ihr wegen eines Hemdenknopfs, — wußte, wie sehr sie litt, und ließ sie leiden! Und nicht aus besserer Überzeugung! Ach, das war es! Er begegnete ihr nicht in dieser strengen Weise, weil er sie strafen wollte, sie strafen mußte, weil er nach Grundsätzen handelte, — nein, nein! Eigensinn und falscher Stolz hielten ihn ab, zu ihr zurückzukehren.

Sie kannte ihn! Aus so vielen anderen Dingen war ihr entgegengetreten, wie leicht er sich im Zorn hinreißen ließ, und wie wenig besonnen, ja, wie unvernünftig er dann handelte. Aber wenn dem so war, hatte sie nicht Aufgaben zu erfüllen, mußte sie ihn nicht zu leiten suchen, ihn durch sanfte Klugheit auf die richtigen Wege führen? War das nicht die richtige Liebe?

Esther erstarkte wieder. Nein! Keine Thräne mehr! Was geschehen war, sollte eine Lehre sein. Sie überlegte, wie sie ihm begegnen wolle, wie sie in Zukunft in solchen Fällen wohlthätigen Einfluß auf ihn gewinnen könne.

Und durch solchen Entschluß gehoben, faßte sie das Nächstliegende ins Auge und ging in das gemeinsame Schlafgemach.

Sie holte Wäsche und Kleidungsstücke von Wolf herbei und begann sorgsam prüfend nachzusehen, wo sich Mängel zeigten. Und darüber verging abermals eine Stunde und mehr, und Wolf war noch immer nicht zurück! Esther sah nach der Uhr. Der Zeiger war an der dritten Nachtstunde vorüber. Und nun stiegen doch in ihrem Herzen von neuem angstvolle Schauer auf.

Allerlei böse Vorstellungen nahmen von ihrem Innern Besitz, und so sehr sie sich zu wehren suchte, sie vermochte der Trostlosigkeit nicht Herr zu werden, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Wolf! Wolf!“ stöhnte Esther. Ihre Brust schmerzte, in ihren Gliedern saß eine Schwere und Abspannung, wie solche nach ungewohnter körperlicher Anstrengung einzutreten pflegt, und in ihrem Kopf wirbelte ein Heer von widerstreitenden Empfindungen. Befreiung, Erlösung von diesem Zustande!

Wenn er doch in diesem Augenblick ins Zimmer träte, sie liebkoste, ihr gute Worte sagte und sein langes Ausbleiben triftig entschuldigte!

Welch ein glückliches Gefühl würde das sein! Aber er kam nicht. Es ward vier Uhr. Die Lampe war am Erlöschen. Im Zimmer wurde es kalt. Ein heftiges, durch Seelenleiden verstärktes Frösteln kam

über Esther, und sie trat zitternd auf den Korridor, um ihren Abendmantel zu holen.

In diesem Augenblick ward unsicher mit dem Schlüssel in dem Schlosse gedreht. Draußen war jemand. Dem Himmel sei Dank! Nun war er da! Endlich! Endlich! Rasch Licht! Rasch!

Sie öffnete. Da stand er vor ihr, aber mit gläsernen Augen sie anstarrend.

„Du — Du — bist noch auf?“ stotterte er, nicht erfreut, nein, eher erschreckt und ohne eine Linie in seinem Gesicht, die darauf hindeutete, er habe ein Gedächtnis für das, was vorgefallen, er wisse, daß sie sich die ganze Nacht in heftigem Seelenschmerz um ihn verzehrt habe.

„Wolf!“ schüttelte sich Esther und trat schaudernd zurück.

„Ja, — es ist wohl spät. — Wir — müssen — schlafen — Komm!“ sagte er lallend und wollte sie umarmen.

„Rühre mich nicht an!“ rief das junge Weib. Sein trunkener Atem erfüllte sie mit unnennbarem Widerwillen.

„Hier! Geh schlafen! Nimm die Lampe. — Ich werde sie später löschen. — Geh“ —

„Du bist wohl noch böse? Ach nei—n—n— Esther“ —

Mit verschwommenen Augen und unter unzusammenhängenden Worten entfernte er sich von ihr, schwankte durchs Zimmer und ließ sie in der Dunkelheit allein.

* * *

Am nächsten Mittage saß Esther mit einer Handarbeit an ihrem gewohnten Platz am Fenster. Eben hatte sie die letzten Anordnungen in der Küche getroffen und wartete auf Wolf, den sie am Morgen bei seinem Fortgange nur flüchtig gesehen hatte. In dem bleichen Gesicht der jungen Frau brannten die Augen dunkler als sonst.

Das schimmernde Weiß, in dem ihre Pupillen sonst schwammen, hatte eine seltsame, unbestimmte Farbe angenommen und verriet die durchwachte Nacht.

Äußerlich ruhig, zitterte sie vor dem Augenblicke des Wiedersehens und erging sich immer von neuem in Vorstellungen, wie er ihr begegnen werde. Würde er das erste Wort geben? Mußte er es nicht geben?

Endlich ertönte die Glocke, und Wolf trat ins Zimmer. In seiner Hand hielt er ein Boukett mit weißen Rosen, und als er sie sah, eilte er auf sie zu, legte es in ihre Hand, küßte sie zärtlich und flüsterte:

„Esther! Vergieb die Nacht. Und Versöhnung für alles, was vorherging!“

Und als sie den Mund öffnete, um etwas zu erwidern, legte er seine Hand auf ihre Lippen und sagte:

„Rede nicht; nichts von dem, was gewesen! — Es sei ausgelöscht. — Später, später erkläre ich Dir alles, meine teure Esther.“

Er blickte ihr in die Augen. Aber noch lag etwas Fremdes darin, was ihn ängstigte, quälte. — Er empfand es und umarmte sie.

„Was ist's? Was hast Du?“ fragte er in zärtlichem Ton. „Sieh mich an mit dem alten Blick!“

Sie zog hilflos die Achseln empor.

„Esther —“

„Gieb Zeit, mein Wolf. Es kommt“ — stammelte sie, und Thränen rieselten über ihre Wangen.

„Nein, nein, sieh mich an wie sonst. — Ich gehe nicht eher, als bis ich Dich ganz versöhnt weiß!“

Sie bewegte sanft das Haupt. Noch immer weinte sie.

An demselben Tage, an welchem dieser Zwist zwischen Wolf und Esther mit einer guten Versöhnung endete, traf Regine von Teck abermals bei ihrer Tante in Berlin ein. Nach einer brieflichen Abrede zwischen den Verlobten hatte sie einen in ihrer übermütigen Weise abgefaßten Brief an die Frau

Oberamtmann gerichtet, und dieses Schreiben schob die alte Dame mit befriedigtem Ausdruck in den Mienen dem scheinbar arglos dreinschauenden Karl Rochau Abends über den Tisch.

„Lies noch einmal vor, was das tolle Mädchen schreibt —“ sagte sie, und Karl folgte, selbst neugierig, ihrem Wunsche.

„Sagtest Du nicht, beste Tante, damals, vor zwei Jahren, daß ich Euch bald einmal wieder besuchen solle? Ja! Und ich habe es mir damals aufgeschrieben und wohl behalten. Für gewisse Dinge ist mein Gedächtnis ein ganz merkwürdig gutes und für andere ein erstaunlich schlechtes. Ich konnte zum Beispiel niemals das große Einmaleins lernen, und noch heute könntest Du mich auf den Kopf stellen (thu's, bitte, nicht!): ich würde Dir nicht sagen können, wie viel zwölf mal einundachtzig ist. Ich konnte auch nie behalten, daß die Kirschen auf den Bäumen in einer unverständlichen Sorge für die Spatzen, diesen lediglich preisgegeben werden mußten, statt dem verlangenden Kindermund.

Mein Gedächtnis war so schlecht, daß ich oft ganze Bäume nach und nach abgeplündert habe. Wenn ich heute eine so weiche Seele besitze, so rührt's daher. Meine Urblutmischung kommt von Kirschensaft. Auch konnte ich nie behalten, daß an den

Büschen Dornen sitzen. Ich glaube, auf dem ganzen Millionen-Umkreis der Erde gab's kein einziges kleines, allerliebstes Mädchen, dem so viele Risse in den Kleidern genäht werden mußten.

Für alles, was ich nicht sollte, hatte ich ein ängstlich ausgebildetes Erinnern, aber französische Vokabeln standen meinem Gedächtnis so fern, daß ich sie wie stumme, kleine, fletschende Katzen ansah, und — ich darf es sagen, Tante — avoir und être bin ich aus dem Wege gegangen, wie unserem Bullen, wenn er einmal auf die Weide mußte.

Auch eine frühe Aufstehstunde wollte nicht in meinen Kopf. Ich brauchte oft an die sechzig Minuten Zeit, um mich zu erinnern, daß es eine solche überhaupt gäbe. Ich lag und träumte selige Träume von endlich zu Tode vergifteten Gouvernanten, Freiheit, Liebe, Vogelgesang und guten Menschen, die eine weiche, zärtliche Hand auf meinen Kinderscheitel legten. Ich war auch so liebebedürftig allezeit und vergaß, daß das zu befriedigen ganz Nebensache war.

Französische Vokabeln und Gesangbuchverse (verzeihe Tante, aber ich war diesen letzteren gegenüber von einer so angeborenen Talentlosigkeit, daß ich, wie die Mathematik-Unfähigen, eine mangelnde Gesangbuchvers-Ader in mir vermutete) waren ja so wichtig, und gerade sitzen und den Kindermund nicht aufthun

und nicht mit dem Messer essen und nicht sich zurücklehnen und nicht neugierig sein, keine Meinung haben und bescheiden sein und nicht schmollen und nicht — u. s. w. u. s. w., kurz: alle die Tugenden üben, welche ich mit den schärfsten mikroskopischen Instrumenten bei Erwachsenen auch nicht zu entdecken vermochte — das war die Hauptsache.

Und nun will ich Dir auch sagen, wofür ich ein prächtiges Erinnern habe, und ich will es alles in einen Satz zusammenfassen: Daß Du stets eine liebe, nachsichtige und wohlwollende Tante für mich warst, Geduld mit meinen Schwächen übtest und mir durch Wort und Blick an den Tag legtest, daß ich irgendwo mit einem festen Faden an Deinem Herzen angeschnürt sei.

Also ich komme! In vier Tagen bin ich bei Euch, und alle abratenden Telegramme des Erdenrundes und eine ganze tägliche Londoner Überseepost würden mich nicht abhalten, zu erscheinen und zu sagen: Da bin ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir. Amen!

Karl Rochau bitte ich zu sagen, daß ich eine gewisse Sympathie für ihn nicht ableugnen könne, ihn aber als einen beachtenswerten Vetter erst anerkennen würde, wenn er sich die kindlich flehenden Augen des Seelöwen im zoologischen Garten und die unnach-

ahmlichen Bewegungen des hopsenden Känguruhs daselbst angewöhnen würde. Hoffentlich lernt er alles, bis ich komme.

Du, Tante: Grüße von den Eltern bestelle ich nicht. Sie sind ja selbstverständlich.

Und nun lebe wohl, vergiß — meine Unarten und sei mir gut!" —

Karl Rochau eilte diesmal mit anderen Empfindungen an den Bahnhof, um Regine zu empfangen, als beim ersten Mal. Auch sonst war manches anders als vordem.

Zwar schien eine milde Wintersonne, aber Karl entschied sich doch für einen geschlossenen Wagen, und überdies erreichten die beiden erst auf großen Umwegen die Parterre-Wohnung in der Wilhelmstraße. Auf dem Bock saß der Liebesgott und kutschierte, und dieser hat allemal seltsame Launen.

Dagegen neigte Frau Rochau wie immer den hageren Kopf, und Karl Rochau führte mit ernster Höflichkeit wie stets, den Gast seiner Mutter entgegen.

Als die Verlobten am folgenden Nachmittage einen Spaziergang durch den Tiergarten machten, fragte Regine nach Wolf. Eine gewisse Bitterkeit mischte sich in ihre Worte bei Nennung des Namens.

Karl erteilte in seiner ruhigen Weise Antwort.

„Sind sie glücklich?"

„Ja!“

„Gefällt Dir Esther auf die Länge?“

„Immer besser.“

„Wie geht's dem anderen Paare, den Martelliers?“

„So weit ich weiß und sehe, sehr gut. Die kleine Frau ist ausnehmend still, aber ich glaube, die Menschen leben durchaus zufrieden.“

„Hm! — Wird — wird — Wolf bald“ —

„Du meinst?“

Regine schwieg.

„Nun? Ich verstehe nicht, Schatz. Sprich“ —

„O, nichts! Es ist nichts!“

„Doch, doch!“ Und — Ah! drang es langgezogen aus Karls Brust. Nun verstand er. Und weil er verstand, setzte er hinzu:

„Sei gut, sorge Dich nicht, Regine! — Hast Du mich lieb?“ Aber er fühlte keinen Druck auf seinem Arm, keine zärtliche Hand tastete sich zu der seinen.

„Regine!?“

„Nun!?“

„Bist Du betrübt? Sprich! Was hast Du? Bist Du nicht glücklich?“

Jetzt fühlte er, daß sie seinen Arm fester drückte. Aber er fühlte auch, daß sie neben ihm zitterte.

„Ja, ja!“ flüsterte sie. „Aber ich möchte mehr!

Ich möchte Dir ganz gehören, bald, bald — O, wie grausam ist das Leben —"

Karl Rochau schwieg bedrückt. In seinem Innern jagte es hin und her.

„Gieb noch ein wenig Geduld, Regine, mein Liebling," sagte er sanft. „Weißt Du nicht? Selbst die schönsten Rosen müssen Knospen haben."

„Ja — ja!" thränte es aus den Augen des Mädchens. „Aber manche Knospe stirbt, ehe sie sich entfaltet! Karl, Karl! Sinne, denke, daß die Zeit sich verkürzt. — Sieh, ich bin nachsichtig, duldsam, kann alles verstehen, alles verzeihen, — aber wenn ich an Wolf denke, an diesen furchtbaren Egoismus" —

„Nicht so, Regine! Er weiß ja nicht, daß er unserem Glücke im Wege steht" —

„Er weiß es nicht? Mußte er's nicht wissen, nicht einmal nachdenken, daß auch andere Menschen ein Herz haben und liebebedürftig sind? Sag's ihm, Karl, sag's ihm! Er hat ja seine Frau mit den vollen Truhen. Heißt's nicht das Natürlichste verleugnen, was hier geschieht?"

„Regine, mein lieber Schatz! Zerreiße mir das Herz nicht. Ich gab doch nun einmal mein Wort und muß es halten. Wenn ich es breche, zwinge ich Wolf, einen falschen Schwur zu leisten und nehme

ihm das Ansehen und die Achtung seiner Umgebung."

Regine schüttelte den Kopf.

„Nein, Karl! Du gabst Dein Wort unter gänzlich anderen Voraussetzungen. Mindestens hast Du die Pflicht gegen Dich und mich, Wolf von den veränderten Verhältnissen Mitteilung zu machen. Wird er Dich entbinden, bliebst Du Dir treu, und er wird sich treu bleiben, indem er Dich von Deinem Versprechen löst. In unserer Verlobung liegt doch die Rechtfertigung für sich selbst und jenen gegenüber —"

Karl Rochau antwortete nicht. Nach einer Pause aber sagte er: „Ich kann nicht, Regine!"

* * *

An einem der nächstfolgenden Tage machte Regine von Teck Esther Rochau einen Besuch. Sie fand die junge Frau beim Aufbinden ihrer Blumen beschäftigt, und so zierlich geschürzt und so schön war sie, daß Regine bei ihrem Anblick alle Bitterkeit vergaß.

„Ich hörte schon von Wolf, daß Sie eintreffen würden, Fräulein Regine," hub die junge Frau an. „Darf ich sagen, wie sehr mich das erfreute und wie mich danach verlangte, Sie wiederzusehen?" — Esther betonte, was sie sagte, und da

sie nie eine Phrase machte, ward Regine durch die Herzlichkeit dieser Worte aufs Angenehmste überrascht.

„Ob Sie das dürfen? Sie fragen? Gewiß! Das klingt ja zu nett, Frau Esther! Und wenn ich gute Worte mit eben so viel Anmut sprechen könnte wie Sie, würde ich darauf erwidern. Ich beschränke mich auf diesen Händedruck. Wie hübsch es bei Ihnen ist! In der That eine reizende Wohnung; gemacht, um glücklich zu sein, obgleich ja allerdings die äußeren Dinge nur unsere Vorstellungen bevölkern helfen."

Esther neigte zustimmend das Haupt.

„Alles ist Vorstellung in der Welt, denke ich —"

„Das sagen Sie?"

„Gewiß! Aber es soll kein Vorwurf darin liegen! Es ist ein Teil des Wertes unserer Erziehung, daß sie unsere Vorstellungen glättet, verfeinert und dem Leben anpaßt.

In den Menschen steckt das Rauhe, Unpoetische, Selbstische und Nüchterne von Beginn an. In dem Maße, als man uns das Ideale näher bringt, fördert man unsere Herzensbildung. Je größer diese, je fähiger werden wir zum Glück! Oder irre ich mich?"

Regine nickte nur. Sie war für Augenblicke zerstreut.

„Werden Sie diesmal längere Zeit in Berlin bleiben?“ hob Esther zur Belebung des Gesprächs an. Und sich überwindend, fügte sie hinzu: „Wie geht's Ihrer Tante?“

„Ich denke ja — etwas länger! — Meine Tante befindet sich wohl.“

„Den Doktor Karl sahen wir lange nicht. Haben Sie ihn schon begrüßt?“ fuhr Esther fort.

Regine errötete bei diesem Namen bis an die Stirn; Unruhe und Verlegenheit malten sich in ihren Zügen so deutlich, daß Esther überrascht aufblickte.

Noch forschte sie eine Weile zweifelnd, aber dann verstärkte sich ihre Vermutung und ward schnell zur Gewißheit.

„Wie? Wirklich? Fräulein Regine?“ schoß es ungestüm aus ihr heraus, während sie einen hinreißenden Blick, einen fragenden und einen zärtlichen, einen zur Mitteilung auffordernden und Stillschweigen versprechenden auf das junge Mädchen richtete.

„Ja, ja! Sie haben sich verraten! Ah, und glücklich bin ich darüber! Ich kann's Ihnen nicht sagen.“ —

Eine Sekunde schwankte Regine. Dann aber legte sie ihren Arm um Esthers Schulter und umhalste sie in heftiger Bewegung.

Aber als sie sich beide aus dieser Umarmung

löſten und Eſther doch ſo viele Thränen in den Augen ihrer Freundin ſah, als heftiges, nicht endendes Schluchzen ihr Ohr traf, da fühlte die junge Frau, daß ſich etwas Fremdes zwiſchen das Glück beider gedrängt habe. Sie berührte die Freundin mit zärtlicher Hand und ſagte:

„Und doch, doch ſind Sie ſo traurig, Regine?“

Es klang ſo einfach, ſo rührend, daß der Angeredeten das Herz ſchmolz.

„Ja Eſther, edle Seele! Ich weine, und Sie ſollen hören, weshalb! Wiſſen Sie denn! Ich kam, um mich bei Ihnen auszuweinen, ich kam, um Sie zu bitten, dieſe Thränen zu trocknen. Noch mehr, Eſther! Ich liege hier vor Ihnen und bitte Sie: Geben Sie mir mein Glück! Sie können es, Sie, Sie —“

Es tropfte hernieder über ihre feinen Wangen; ſo hilflos, ſo kindlich malten ſich Schmerz und Demut in dieſen ſonſt ſo lachenden Zügen, ſo flehend war der Ton und doch ſo zart der Ausdruck, daß Eſther überraſcht, erregt und voll Mitleid die Freundin zum Sprechen drängte.

Und Regine ſprach und Eſther hörte, und je mehr Regine ſprach, deſto heller lichtete ſich des jungen Weibes Angeſicht. Und als jene geendet hatte

rief das für alles Menschliche so leidenschaftlich erregte Wesen:

„Haben Sie Dank für dieses Vertrauen! Und ein Wort, teure Regine: Sie sollen glücklich, bald glücklich werden! Ich weiß, Wolf wird zittern bei diesen Eröffnungen, er mit seinem guten Herzen wird nicht ruhen, bis er seinem Bruder das Wort zurückgegeben, und Sie, — Sie, Regine, dürfen ruhig sein, daß nichts in unserem Wohlleben sich ändern wird.

Eine heilige Pflicht gebietet, ein übertriebenes Ehrgefühl nicht ein Unrecht gegen andere werden zu lassen. Nun hat er ein Recht und ein Muß, zu nehmen, was ihm ja doch gehört. Und jetzt vor allem ein anderes Wort. Einem edleren, trefflicheren Menschen konnten Sie sich nicht zu eigen geben. Sie werden glücklich werden!“

Regine atmete tief auf. Tausend Schimmer einer hellen Glückssonne flogen über ihr Angesicht, und mit einem zärtlichen, angst- und qualbefreiten: „Meine liebe, teure Esther!“ sank sie an deren Brust.

Als Esther noch an demselben Tage Wolf Mitteilung von dem Geschehenen machte, gingen zwar allerlei wechselnde Fragen und Zweifel durch sein Inneres, aber ein Gefühl der Befriedigung blieb darin haften. Er freute sich nicht nur Karls Glücks, sondern pries auch die Umstände, welche die künst-

lichen Schranken beseitigten. Es fand sich nun ein Grund, da zu nehmen, wo er bisher verzichtet hatte.

Wolf war es durchaus nicht gelungen, sich mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln einzurichten. Durch seine Lebensweise und seine vielen Passionen war er, ohne daß Esther darum wußte, bereits gezwungen worden, Schulden zu machen, und schon stand er im Begriff, Karl um weitere, über die Verabredung hinausgehende Vorschüsse anzugehen.

Indem er deshalb Esthers Auffassungen beistimmte, nahm er zugleich die Gelegenheit wahr, ihr mitzuteilen, daß er schon einige drückende Verpflichtungen habe, und beriet mit ihr, ob es zur Vermeidung ähnlicher Vorkommnisse nicht angezeigt sein würde, mit Mama Mendelsohn einen größeren jährlichen Zuschuß zu vereinbaren.

Esther, vorläufig ganz erfüllt von dem Gedanken, Regine und Karl glücklich zu wissen, auch Wolfs Einsicht in einer so einschneidenden Angelegenheit vertrauend, pflichtete ihm bei und gab die Absicht zu erkennen, gleich am nächsten Tage selbst mit ihrer Mutter zu sprechen.

Wohl stieg mancherlei in Wolf auf, das ihn bedrückte, aber er redete sich doch bald in den Gedanken hinein: Karls Interessen erheischten allein einen solchen Schritt.

Einmal gedachte er Martelliers, den er so sehr verdammt hatte. In seiner raschen Unbesonnenheit hatte er damals ausgerufen:

„Nie, nie würde ich von meiner Frau nehmen!“ Und nun war er kaum besser als jener. Besser? Er durfte sich nicht mit ihm vergleichen, denn Martellier verdiente, was er brauchte, während Wolf höchstens einige hundert Mark in die Hausstandskasse hatte legen können, die ihm der Verleger für Beiträge in einer juristischen Zeitschrift eingesandt hatte.

Wohl! Aber er, Wolf, war auch so viel jünger, und nicht seine Schuld war's, wenn der Staat sich zwar seiner Dienste versah, aber dafür nichts zahlte.

So kam er denn leichter über sein Bedenken fort und machte schon Pläne, wie er sich allerlei Annehmlichkeiten verschaffen, seine Wohnung ausschmücken, kurz, bei dieser Wendung seinem Wohlleben und seinen Launen noch mehr Nahrung geben könne.

* * *

„Du, Tante!“ sagte Regine am kommenden Sonntage beim zweiten Frühstück zu Frau Rochau, die eben die Theetasse zurückgeschoben hatte und sich mit einer kleinen ausgefaserten Serviette über den Mund strich. „Ich habe Dir eine Neuigkeit mitzuteilen —“

Die alte Frau nickte in ihrer ernsten Weise mit dem Kopf und lehnte sich zurück.

„Nun?" Irgend eine Tollheit würde wohl wieder zum Vorschein kommen, vermutete sie.

„Sag' erst, ob Du Zeit hast, und ob Deine Seele von dem einzigen Drange erfüllt ist, mir zuzuhören," fuhr Regine fort.

„Ja, ja —" sagte die Frau Oberamtmann, diesmal lächelnd und neigte den Kopf. „Erzähle nur."

„Na, so rasch geht's nun doch nicht! Zu der Neuigkeit gehört eine Einleitung. Bringst Du eine ganz hervorragende Passion für die Einleitung mit, Tante? Schwöre es bei Deinen Ahnen."

„Regine! Regine!" schalt die alte Frau nun etwas mißgestimmt. Sie fühlte sich jedermann gegenüber so sehr als Respektperson, daß diese Art denn doch fast das Maß überschritt. Kein Mensch wagte nur annähernd so mit ihr zu reden.

„Na, Tante, schilt nicht! Sei gut! Also! Ich bitte um Beantwortung einiger Fragen:

Findest Du nicht, daß Doktor Karl Rochau, der Dir ja wohl dem Namen nach bekannt ist, — ist er Dir bekannt? Ja!? Schön, sehr schön! — ein angenehm wirkender Mensch ist? Du bewegst Dein Haupt nicht!? Das heißt also Zustimmung?

Glaubst Du, daß dieser besagte Carolus Theo=

baldus Emil Waldmann — Tante, woher habt Ihr diesen Namen?! So nennt man höchstens einen geliebten Jagdhund! Aber, gleichviel! Also glaubst Du, daß dieser Waldmann Rochau ein guter Ehemann werden würde —?"

Frau Rochaus Mienen hatten sich inzwischen wieder geglättet, aber bei diesen letzten Worten drängte sich ein mißtrauischer Ausdruck in ihre dunklen Augen.

Regine that, als ob sie nichts bemerke.

„Also das meinst Du!" sagte sie kurz entscheidend. „Gut! Würde es Dich freuen, wenn sich eine mindestens ebenso vortreffliche kleine An- und Ausziehpuppe Asiens oder Afrikas fände und er mit ihr an den Altar träte? Oder auch keine aus diesen überseeischen Landzungen, aber eine aus dem guten Pommernlande, aus der Gegend der Tecks und —"

„Regine!" rief die Alte, als sich bei diesen Worten das junge Mädchen erhob und mit schelmischen Blicken das Auge ihrer Tante suchte. „Regine! Du!? Karl!? Der heißeste, sehnlichste Wunsch meines Lebens! Ja, ja, mein Herzenskind! Komm! Komm! Das entschädigt mich für so viele Qualen, die mein Inneres durchwühlen. — Regine! Regine! Mein liebes Kind!"

Nach langer Zeit weinte die alte Frau wieder

einmal Freudenthränen, streifte das künstliche Wesen ab und zeigte ihre wahre Natur.

Und Regine empfand das, und heiße Glücksschauer flogen durch ihre Brust. Seit ihrer Kinderzeit lugte sie aus nach Liebe, suchte sie Menschen, in deren Auge sich ein gutes teilnehmendes Herz widerspiegelte, und nun fand sie bei der äußerlich allen Gefühlsregungen abgewandten Frau so warme und herzliche Töne.

Und er, er selbst, dem sie sich zu eigen gegeben hatte!? Bot irgend ein Mann größere Gewähr, daß eine Frau an seiner Seite glücklich werden würde? Wie verklärt schien ihr die Erde! Sie hätte die Thüren und Fenster aufstoßen mögen, um es der ganzen Welt zu verkünden, was ihre Brust durchströmte. —

Als Karl am Nachmittage das Haus betrat, nahm sie ihn rasch beiseite und sagte:

„Du! Karl! Ich habe gehandelt! Esther und Wolf wissen von unserer Verlobung und brennen vor Freuden ein Feuerwerk ab, und Deine Mama, der ich das Ereignis vor einigen Stunden mitteilte, schwört, daß ich ihr die liebste Schwiegertochter zwischen dem Nord- und Südpol sein werde! Nun? Nun? Aber Karl, was ist Dir?" unterbrach sie ihren

übermütigen Redefluß. „Du zürnst, statt Dich zu freuen, Du, Du —?“

Über Karl Rochaus Angesicht flogen allerdings dunkle Schatten.

Was er vernahm, war für ihn so überraschend, daß er hoffte, Regine habe nur im Scherz geredet, und doch deuteten ihm ihre Mienen, daß alles Wahrheit sei.

„Wie, Regine? Du thatest das ohne mein Einverständnis? Mama weiß es? Du sprachst mit Wolf und Esther? Unmöglich! Wirklich? Es ist Wahrheit? Vergaßest Du denn, welche zwingenden Gründe mich leiteten, und ist auch nur ein Schimmer von Hoffnung vorhanden, daß diese Übereilung unsere Lage verbessert!? Ich begreife Dich nicht — Regine —“

Regine hatte vorher gesehen, daß sie mit diesem überpflichttreuen Manne noch Kämpfe zu bestehen haben würde, aber weil sie sich dies klar gemacht hatte, war sie auch gewaffnet.

„Ja!“ sagte sie in einem bestimmten Tone und mit so festem Auge, daß ein Widerspruch gegen diese gebietende Miene kaum aufkommen konnte. „Ich handelte in der Verteidigung unserer natürlichsten Rechte.

Hätte ich Dich gefragt, würde ich Dein Nein gehört haben, und Dein Nein hätte mir selbständiges

Handeln verboten. Ich teilte Esther alles mit, wie es ist, und nie hätte jemand eine größere Teilnahme an den Tag legen können als sie. Schon bei meinen ersten Worten pflichtete sie mir bei. Sie selbst erklärte, daß Wolf ein übertriebenes Ehrgefühl geleitet habe, und daß es ein Vergehen sein würde, bei der Sachlage die Förderung unseres Glückes auch nur einen Augenblick zu verzögern.

Deine Mutter aber zeigte eine so namenlose Freude, wie ich sie bei ihr kaum für denkbar gehalten hatte. Sieh, Menschenkind! Du bist zu gut für diese Welt des Egoismus. Eine solche Güte ist Schwäche, — verzeih, daß ich dies sage — aber erinnere Dich, daß Du einen Menschen an Deiner Seite hast, der zwar auch das Gute will, aber nicht geneigt ist, ein Ambos zu sein, auf dem sein eigenes Glück zerhämmert wird. — Das alles sind Dinge, die in eine vollkommene Welt gehören; in dieses Jahrhundert passen sie nicht, hörst Du? — Und merk's Dir für die Zukunft, Karl Waldmann Rochau! Ich bin zwar gewillt, Dir anzugehören als das treueste Weib, und mein Herr sollst Du sein in allen vernünftigen Dingen, aber wenn Dich Deine Idealismuskrankheiten überfallen, kehren wir den Spieß um. Ich bin der Doktor, verschreibe Dir Rezepte und fühle Dir den Puls. Verstanden? Und nun rasch,

freue Dich, wirf Leuchtkugeln in die Luft, tanze einen Hopsa und laß Deine Freude in Flammengarben gen Himmel steigen."

Regine warf sich nach diesen Worten an Karls Brust, verschloß ihm den Mund und herzte ihn so lange und so stürmisch, bis er gerührt auf sie herabschaute und flüsterte:

„Regine! Welch' ein Schatz bist Du, und wie liebe ich Dich!"

* * *

Einige Tage nach diesen Vorkommnissen trat Ernst Martellier abends zu seiner Frau ins Speisezimmer, ließ sich an dem Tische nieder und sagte, während Martha ihm den eben bereiteten Thee vorsetzte:

„Du, ich habe Neuigkeiten! Ich war heute Nachmittag in der Lennéstraße bei Deiner Mutter. Karl Rochau hat sich mit Regine von Teck verlobt —"

„Wie? Was?" fiel Martha ein.

„Und" — fuhr Martellier, ohne der Zwischenrede Beachtung zu schenken, spöttisch fort, „Herr Assessor Rochau bittet infolge dessen um einige kleine Zuschüsse, da er ohne diese sich und sein teures Weibchen Esther nicht zu ernähren vermag.

Nun, was sagst Du? Wenige Jahre sind vergangen, und schon kommt der Herr, der diese Handlungsweise anderer so vernichtend zu verurteilen sich erlaubte, und wedelt demütig und bittet um Liebesgaben."

„Das ist nicht wahr!" fiel Martha entschieden ein.

„Nicht wahr?" fiel Martellier spöttisch ein. „Ich habe es aus dem Munde Deiner Mutter! Aber noch mehr! Frau Esther Rochau, die stolze, vornehme Frau Esther Rochau ist die bereitwillige Vermittlerin in dieser Angelegenheit. Alle Skrupel sind dahin, da es sich um den unübertrefflichen Wolf handelt! Was früher rot war, ist plötzlich blau geworden.

Na, meinetwegen! Ich habe gewiß nichts einzuwenden, aber ein charakterloseres Volk —"

Martha wollte Einwände erheben, ihre Mißbilligung über diese Worte an den Tag legen, aber sie unterdrückte eine Entgegnung. Sie befand sich Wolf gegenüber in einem fortwährenden Schwanken. Wenn sie hörte, daß es ihm gut ging, wenn sie von seinen Erfolgen vernahm, stiegen heftige, mit brennender Eifersucht vermischte Gefühle der Bitterkeit in ihr empor, aber wenn man ihn angriff, fühlte sie den lebhaften Drang, sich seiner anzunehmen. Die Liebe für ihn war nicht erloschen, und so wenig hatte

sie sich im Laufe der Zeit zu verstellen vermocht, daß Martellier bereits die Ahnung erfaßt hatte, der Mann, der schon einmal seine Pfade durchkreuzt, werde ihm auch hier hindernd in den Weg treten. Und da diese Vermutung gerade heute sehr lebendig in ihm aufstieg, beschloß er, seine Frau zu prüfen, knüpfte noch einmal an und sagte:

„Wetten will ich, daß der Augenblick kommt, wo der Herr Assessor auf den Knieen bei mir um schön Wetter bittet.“

„Wolf Rochau? Dir kommen? Bah! Niemals!“ stieß Martha unbedacht heraus.

„Merkwürdig! Wie sehr Du stets gegen mich und für diesen Herrn Partei nimmst,“ rief Martellier gereizt. „Hat er Dir vielleicht auch einmal den Kopf verrückt, Martha? Fast will es mir so scheinen! Ich sage Dir, an dem werden Mama Rochau und Mama Mendelsohn noch einmal schöne Dinge erleben, und Du, meine so sehr empfindsame Verteidigerin, wirst dann meiner Worte gedenken. — Na, sag's nur, er war ja doch Dein Herzblatt. Ist's nicht so?“

Ähnliche Reden war Martha nur allzu gewohnt. Rücksicht und Zartheit hatte Martellier längst abgestreift. Er kannte nur eins: Geschäft und ruheloses Geldverdienen. Sein Haus war ihm lediglich ein

notwendiges Muß, in dem eine Frau wirtschaftete, die ihm ein Kind geboren hatte. Und wäre dieses nicht gewesen, würde er sein Weib ganz vernachlässigt und ihr nur die Stellung einer Haushälterin angewiesen haben.

Nachdem er ihr Erbteil an sich gebracht und auch den ihm gewährten Vorschuß stillschweigend hatte in seine Tasche gleiten lassen, war sein Zweck erreicht. Unter dem Vorgeben, er könne mit dem Gelde eine sichere und äußerst günstige Spekulation machen, hatte er Frau Mendelsohn zu überreden gewußt, ihm Martha's Vermögen schon jetzt anzuvertrauen. Thatsächlich aber tauschte er nur die Hypotheken um, indem er das Geld anderweitig zur ersten Stelle belegte, und strich viertel- und halbjährlich die Zinsen ein, welche früher zunächst in seiner Schwiegermutter Kasse und dann in die seinige geflossen waren. Was er hatte, wußte er, was kommen würde, das sollte sich erst zeigen! Man konnte nie im Voraus wissen!

Martha fühlte sich neben dem Manne grenzenlos unglücklich. Sie hatte auch nicht einmal versucht, ihn an seine einstigen Schwüre zu erinnern; sie wußte, daß sie eben so gut in den leeren Wind reden konnte. Und je kälter ihr Inneres neben ihrem Manne ward, desto stärker kehrte das Begehren nach

demjenigen zurück, zu dem sich immer ihr Herz gewandt hatte.

Sie antwortete nicht auf seine hämischen Angriffe. Weshalb noch Worte verlieren, weshalb noch leugnen? Mochte er denken, was er wollte! Ob sie's eingestand oder bestritt — seine Empfindungen blieben doch dieselben. Vielleicht — wenn noch etwas für ihn in ihrem Herzen geruht hätte, würde sie durch zögernde Gegenrede seine Eifersucht zu wecken versucht haben, aber ihr selbst lag nichts an seiner Zuneigung.

Was für ihn einst vor Jahren aufgeflackert war, hatte er längst getötet durch Gleichgültigkeit.

Er war nicht warm und nicht kalt, — stand in gar keinem inneren Verhältnis zu ihr. Sie konnte ihre Wege gehen, wie sie wollte, er ging die seinigen.

Mitunter faßte sich die junge Frau an die Stirn und fragte, ob's denn wirklich Wahrheit und Wirklichkeit sei!? Daß sie in so kurzer Zeit derartig enttäuscht werden würde, war ihr selbst in ihren kühlsten und nüchternsten Überlegungen nicht in den Sinn gekommen. Und niemanden fand sie, mit dem sie sich aussprechen konnte.

Brennende Scham hielt sie zurück, sich ihrer Mutter zu entdecken, und Esther stand ihr wie eine Fremde gegenüber.

Martha hörte nur aus dem Munde ihrer Mutter von Wolf und Esther, und diese hatte sich voll Herzensschmerz darein finden müssen, daß ihre Kinder sich so schroff gegenüber standen.

Martha haßte ihre Schwester, und wo der Haß sich milderte, stieg der nagende Verdruß in ihr empor, daß jene in allem Recht gehabt, daß ihr Verstand und ihr richtiges Urteil diesen Mann als einen Unwürdigen beiseite geschoben hatten.

Zudem konnte Martha Martellier nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie hatte es ja gewußt, daß er sie nur ihres Geldes wegen genommen!

Und war sie ihm denn selbst ganz ehrlich begegnet? Nur um späteren Enttäuschungen um so sicherer die Spitze abbrechen, um in gegebenen Fällen ihre Kälte verteidigen zu können, hatte sie ihm von einer früheren Neigung gesprochen; fast aus keinem anderen Grunde!

Und die Ehe wieder lösen? Wie oft war ihr der Gedanke schon durch den Kopf gegangen in schlaflosen Nachtstunden. Aber sie hatte ein Kind. Würde er es ihr lassen? Nimmermehr; schon deshalb nicht, damit er den Vorwand fand, ihr Erbteil an sich zu reißen. Und dann: eine unter solchen Verhältnissen von ihrem Gatten geschiedene Frau, — welche Aus=

sichten auf ein glückliches Familienleben konnte diese noch haben?

Und Wolf! Wolf, den sie allein liebte, hatte ihre Schwester heimgeführt und war glücklich in deren Besitz.

So hatten sich denn — als natürliche Folge ihrer widernatürlichen Handlungen — die bitteren Enttäuschungen nur allzufrüh eingestellt, und in dem Herzen dieser so heiß nach Glück und Liebe verlangenden Frau war tiefe Nacht.

In Karl Rochau würden wohl schwere Gedanken, ja mehr als schwere Gedanken aufgestiegen sein, wenn er an diesem einen Falle erkannt hätte, wie wenig ein gutes Herz allein in der Welt etwas zu bedeuten hat, und wie gefahrvoll es ist, in Liebesangelegenheiten den Vermittler zu spielen.

Ein seltsamer Widerstreit hatte sich auch in der Seele der alten Frau Oberamtmann Rochau vollzogen. Als sie sich nach Reginens Eröffnungen abends in ihr Schlafgemach zurückzog und noch eine Weile in tiefe Gedanken verloren an dem runden, mit einer altmodischen Klunkerdecke versehenen Tisch hockte, schoß der Gedanke in ihr empor, ob nun nicht der Augenblick gekommen sei, ihre Härte gegen Wolf zu mildern. Sie hörte wenig von ihm, aber was sie vernahm, war Gutes.

Karl hatte damals erklärt, Wolf werde das Vermögen seiner Braut nicht berühren. War dem so, dann mußte er doch durch eigenen, angestrengten Fleiß sich sein Auskommen beschafft haben. Woher sonst nehmen?

Das flößte der alten Frau Achtung ein. Er ging also nicht den Weg, den sie vermutet hatte. Er hing sich nicht an die Großen, strebte nicht nach dem Unerreichbaren, war pflichttreu und zeigte, daß er Charakter besaß.

Vielleicht war's an der Zeit, zu sagen: Du hast die Prüfungszeit bestanden. Komm, Du sollst belohnt werden. Und ihr Herz — jetzt besonders in dieser Glücksstimmung — drängte danach, Wolf wiederzusehen, ihn in ihre Arme zu schließen und das Vergangene zu vergessen.

Aber doch waren diese, zum ersten Male in solcher Stärke wieder in ihr emporsteigenden Gedanken schnell vorübergehende. Sie mißtraute ihrem Kinde und mißtraute ihrem eigenen Herzen; ihr Verstand redete eine andere Sprache: abwarten! Und dann flüsterten auch wieder ängstliche Sorge und verkehrtes Pflichtgefühl, und ihr Inneres ward gemahnt an den himmlischen Willen.

Konnte Jesus Christus sich in einem Menschenherzen irren? Freilich, die stumme Sprache Gottes

war allezeit dunkel. Und da packte es die alte Frau, den Höchsten abermals um Rat zu fragen.

Sie nahm die Lampe und trat an das hohe altfränkische Himmelbett, schob die Kruken, Flaschen und Schachteln, die den Tisch bedeckten, beiseite, und griff nach der schwarzen, randverschlissenen Bibel. Und mitten unter den vielen toten Dingen, den alten steifen Möbeln, den geblümten Vorhängen, der altfränkisch aufgesteckten Garderobe und der mit allerlei Siebensachen versehenen Toilette ließ sie sich nieder und schlug das heilige Buch auf.

„In der elften Zeile von oben soll vorkommen das Wort — — Liebe!“ hauchte sie mit stockendem Atem vor sich hin.

Und wie an jenem Abend schlug sie die Blätter zurück, zählte, von oben beginnend, und ließ den Zeigefinger zitternd auf der elften Zeile ruhen. Noch getraute sie sich nicht hinzuschauen.

Während ihre Hand gebannt blieb auf dem Papier, irrte ihr Auge ins Leere, und erst nach einer längeren Pause richtete sie den Blick auf das Blatt, das ihr so Wichtiges offenbaren sollte. Und da stand: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Die alte Frau fiel erschrocken zurück, starrte vor

sich hin, sann, grübelte, und suchte die rasch sich in ihr auftürmenden Gedanken zu ordnen.

Allezeit gestaltet sich der Mensch seinen Gott selbst. Er lenkt ihn und bildet sich ein, er — der Mensch — lasse sich von ihm lenken. Durch tausend Kompromisse wissen wir, ihn lediglich uns gefügig zu machen, und hoffen, ihm doch zu dienen, weil wir in der Furcht vor ihm leben.

Auch der alten Frau, die hier in später Stunde ihren Gott zu Rate zu ziehen vermeinte, ging's nicht besser. Nun, da sie nicht fand, was sie wünschte, wohl aber die Worte, die sie zufällig aufgeschlagen, durch ihren mahnenden Inhalt eine Bedeutung gewinnen konnten, ward sie irre an dem Werte ihres selbstgeschaffenen Orakels. Wollte Jesus Christus ihr eine Antwort erteilen in unzweideutiger Weise? Sie wehrte sich dagegen, weil die Bibelstelle einen Tadel gegen sie selbst enthielt, weil sie fürchtete, schon früher des Schöpfers Absichten falsch gedeutet zu haben. Sie saß lange und suchte nach dem Rechten. Aber mißverstandene Liebe behielt die Oberhand. Ja! Ja! Es sollte alles beim Alten bleiben; Zeit und Erfahrung sollten weiteres offenbaren.

Sie erhob sich, entledigte sich langsam ihrer Kleider, machte allerlei durch hypochondrische Vor=

stellungen geweckte Vorbereitungen und ließ endlich den hageren Körper in das große Himmelbett gleiten.

Und dann streckte sie sich aus, wie ein Mensch, welcher nach schwerer Arbeit der Ruhe bedarf, und der sicher ist, diese nun auch zu finden. Noch seufzte sie einige Male auf, dann schloß sie die Augen und war bald fest eingeschlafen.

* * *

Einige Tage nach diesen Vorfällen kam Wolf in sehr belebter Stimmung nach Hause und machte Esther die Mitteilung, daß er Aussicht habe, eine Stellung im Auswärtigen Amte zu erhalten. Gerade heute war ihm dies zunächst unter der Hand mitgeteilt und hinzugefügt worden, daß einen nicht unwesentlichen Ausschlag hierbei eine Arbeit gegeben habe, welche er vor einigen Monaten über Handelsrechtsfragen veröffentlicht hatte.

„Nun, was sagst Du, Esther? Freut's Dich?“ hub er an.

Er brauchte die Antwort seiner jungen Frau nicht abzuwarten. Er sah in ihren Augen, wie stolz sie auf ihn war, und an dem Druck ihrer Hand fühlte er, wie sehr sie seine Mitteilung beglückte.

Aber fast noch mehr erfreut war Karl Rochau.

Einerseits erfüllte ihn Wolfs rascher Fortschritt mit größter Befriedigung, andererseits aber fand er jetzt auch eine größere Beruhigung bezüglich des Schrittes, welchen Regine gethan hatte. Nun verschwanden die mancherlei Skrupel, die zurückgeblieben waren, und seine Gedanken richteten sich fester auf sein eigenes Glück. Und als dieses endlich nach einigen Monaten herannahte, blieb sich Karl Rochau treu wie immer.

Durch allerlei kluge Überredungen wußte er zu veranlassen, daß Rochaus und Martelliers eingewilligt hatten, an seiner Hochzeit teilzunehmen. Martellier war viel zu charakterlos, um diesem Vorschlage entgegen zu sein, und Esther, die nun seit Jahren ihre Schwester kaum einmal gesehen hatte, gab auch den Bitten ihrer Mutter nach, endlich die Gelegenheit wahrzunehmen, eine wenigstens äußerliche Versöhnung herbeizuführen.

Wolf und Martha aber wurden durch andere Gründe bestimmt. Die letztere konnte es nicht erwarten, einmal wieder in Wolfs Nähe zu gelangen, und diesen leitete ein ritterliches Gefühl, durch solches Entgegenkommen Martellier die allzu schroffe Beurteilung seiner Handlungsweise abzubitten.

Sehr schwer war es allerdings gewesen, diese Pläne mit Frau Oberamtmann Rochaus Wünschen in Einklang zu bringen, aber das Ergebnis gestaltete

sich dahin, daß die beiden Ehepaare beim Polterabend erscheinen sollten, während Frau Rochau an diesem Tage dem Feste fern bleiben wollte.

In dem Bestreben Reginens, bei dieser Gelegenheit auch Mutter und Sohn auszusöhnen, erkannte diese, daß die alte Frau in gewissen Dingen denn doch auch ihr gegenüber einen so harten Kopf besaß, daß ein bloßes Hintasten die Gefahr in sich barg, es völlig mit ihr zu verderben.

„Merke Dir eins, Kind, aber merke es Dir genau, — wenn wir, wie bisher, gute Freunde bleiben sollen!“ sagte sie, nachdem Regine in beredten Worten Esthers Vorzüge gerühmt und alles aufgeboten hatte, diese in ein besonderes Licht zu stellen. „erwähne nie den Namen meines Sohnes Wolf, noch weniger aber mache jemals den Versuch, der Vermittler zwischen uns sein zu wollen. Hast Du mich verstanden? Ja? Gut! Ich erwarte also, daß Du meine Wünsche ein für alle mal respektierst, damit nicht Folgen entstehen, welche wir beide zu beklagen haben würden!“

Und der Polterabend, der wegen der großen Anzahl der Geladenen im Englischen Hause gefeiert wurde, kam, und die beiden jungen Ehepaare nahten sich gleich den übrigen Gästen.

Karl und Regine hatte das Glück verschönt. Wie eine eben aufgeschlossene, von der Wohlthat des Daseins durchhauchte Rose erschien Regine und wie ein kraftvoll aufstrotzender Baum stand Karl an ihrer Seite und nahm die Glückwünsche der Gratulanten entgegen. Und als die Musik begann und sie den Tanz eröffneten, richteten sich aller Blicke auf dieses glückstrahlende Paar. Wie schön, wie anmutig die Braut war, als sie in Karl Rochaus Arm lag und er sie in sanften Windungen durch den Saal führte.

Wolf that den ersten Schritt, indem er gleich bei der Begrüßung Martha zum Tanz aufforderte. Seit Tagen und Nächten hatte die junge Frau diesen Augenblick herbeigesehnt, sich immer von neuem gefragt, ob ihr wirklich dies Glück beschieden sein werde. Und als er nun auf sie zuschritt mit seinem elastischen Gange, mit der alten lebensfrohen und siegreichen Miene, wie nun alles verwischt schien, was zwischen ihnen gelegen seit Jahren, da ward das überströmende Gefühl so mächtig in ihr, daß die Blässe der Spannung und Erregung sich in ein dunkles Rot verwandelte und ihr Köpfchen wie in Purpur getaucht vor ihm aufstieg. Und dazu glühte es unter ihren Wimpern und ihre Brust wogte auf und ab.

Wolf war ganz benommen von der Schönheit

Marthas, und in seiner leicht erregbaren Weise gab er diesen Empfindungen Ausdruck.

„Hast Du Dich aber zu Deinem Vorteil verändert, Martha!“ sagte er überrascht, bot ihr die Hand zum Tanze und preßte sie in seine Arme.

Und wie ein schimmernder Schmetterling mit ausgespannten Flügeln lag das Weib an der Brust Wolf Rochaus, der plötzlich fühlte, daß sie tausend stumme Worte redete und daß jedes Wort ihm galt.

Als sie an ihren Platz zurückkehrten, bat Martha ihn durch einen Blick, neben ihr Platz zu nehmen, und als er nun an ihrer Seite saß und schwatzte, als er redete, wie früher, bevor er Esthers Jawort erhalten, als er seine eindringlichen Komplimente machte und sie mit seinen lebenssprühenden Augen anblickte, da schien dem jungen Weibe alles, was sie in den Jahren gelitten, nur ein Abglanz wirklichen Kummers gegen diesen Augenblick des Glückes.

„Aber wirklich, Martha,“ wiederholte Wolf. „Ich muß es noch einmal aussprechen: Immer warst Du schön, aber nie sah ich eine solche überraschende Vervollkommnung.

Was hast Du gemacht, um jeden zu bezaubern, der in Deine Nähe kommt? Nein, nein, laß es Dir nur sagen, und im übrigen hörst Du es ja auch ganz gern!“ fügte er übermütig hinzu.

Martha aber sagte in einem spöttischen Tone: „Es ist etwas spät, Wolf, daß Du überhaupt gewahr wirst, daß ich auf der Welt bin.“

„Das ist falsch, Martha, durchaus falsch. Aber angenommen, daß Du Recht hättest, Du legtest ja nie den geringsten Wert auf meine Neigung zu Dir! Ich gebe Dir alles im vollen Umfange zurück!“

„Ich keinen Wert darauf?“ erwiderte das junge Weib, sich rasch umschauend, ob auch Horcher in der Nähe seien. „Ich keinen Wert darauf, Wolf?“ Sie betonte ihre Worte, legte die Hand aufs Herz, und einen sichtlichen Schmerz niederkämpfend, starrte sie vor sich hin.

„Nun, was ist das, Martha?“ flüsterte Wolf. „Das höre ich jetzt, — erst nach Jahren? Glaube mir aber; ich spreche die Wahrheit! Immer stand ich unter dem Eindrucke, daß ich Dir ziemlich gleichgiltig sei und daß nur die gesellschaftliche Höflichkeit und später unsere verwandtschaftlichen Beziehungen Dir eine gewisse höfliche Rücksicht auferlegten.“

Martha bewegte den Kopf, als ob sie sagen wollte: Ja, nur zu oft trügt der Schein. Aber sie gab ihren Gedanken auch Ausdruck, indem sie hinzufügte:

„Weißt Du großer Herzenskenner denn nicht, daß gerade eine harte Miene oft die größte Glut

verbirgt? Gabst Du Dir jemals Mühe, zu untersuchen, wie ich innerlich zu Dir stand?"

Sie unterbrach sich; es gereute sie, was sich aus ihrem Innern hervorgedrängt hatte. Ihr weibliches Gefühl gewann so sehr überhand, daß sie plötzlich ein anderes Thema berührte und über gleichgültige Dinge sprach.

Aber Wolf, vom Wein und Tanz erhitzt, zudem hingerissen von der Schönheit und der lebendigen Sprache seiner Schwägerin, nicht zum mindesten aber auch in seiner Eitelkeit gereizt, gab sich nicht zufrieden.

„Du liebst mich, Martha! Ich weiß es," sagte er mit seiner früher so oft angewandten Dreistigkeit, griff ohne weiteres nach einer Rose, die an ihre Schulter geheftet war, und fuhr fort:

„Ich nehme dies als Zeichen der Bejahung! Wehe, wenn Du sie mir nicht läßt. — Ja, Du läßt sie mir gerne! Ich sehe es an Deinem Blick, an den wunderbaren Augen, die Ihr Mendelsohns alle habt und die —"

„Ah! Wir! Sie!" brach es aus Martha heraus. „Selbst in einem solchen Augenblick muß ich daran erinnert werden, daß ich eine Schwester habe, die Esther heißt und die —"

Sie stampfte mit ihrem seidenbespannten Füßchen den Erdboden und ihre Hände ballten sich.

„Martha! Martha!" flüsterte Wolf, im höchsten Grade überrascht und doch voll Befriedigung über das, was sich ihm so unerwartet eröffnete. „So leidenschaftlich bist Du? Das also war's? Ah, Du prachtvolles Geschöpf! Und ich wußte nicht einmal, daß sich ein so brennendes Herz zu mir neigte!"

„Bitte, beenden wir das Gespräch! Schon beobachtet man uns," entschied die junge Frau noch unter der Rückwirkung ihrer Eifersucht, und durch diese doch auch erinnert, was eigentlich zwischen ihnen vorging. „Du darfst nicht so mit mir sprechen, es ist sündhaft. Und ich darf Dich nicht anhören, es ist noch strafwürdiger. Und weshalb auch eine so aussichtslose Sache berühren? Was habe ich gegen eine Esther zu bieten, der Du Dein Herz geschenkt hast?"

Wolf durchlief es eisig bei diesen Worten. Sein besseres Ich erwachte und rief ihm zu, wie unvorsichtig er sich habe fortreißen lassen. Aber in der Vorspiegelung, daß es sich hier doch nur um eine Neckerei handle, daß er einer Verwandten, seiner Schwägerin gegenübersaß, und daß der nächste Tag alles wieder ausgelöscht haben würde, spannte er noch einmal den Bogen an, ließ seiner Laune die Zügel schießen und sagte:

„Ja, Martha, ich liebe Esther. Das zu leugnen, wäre unmöglich, und das Gegenteil wäre auch der schlechteste Undank. Aber höre eins: Du übst einen unendlichen Reiz auf mich aus, und in dieser Stunde kam es mir zum rechten Bewußtsein.

Sind wir nicht in gleichem Falle? Auch Dein Herz gehört einem anderen."

„Bah!" stieß die junge Frau höhnisch heraus, und in einem nicht mißzuverstehenden Tone fügte sie hinzu:

„Da Du Esther liebst, so gehe zu ihr. Sie wartet schon Deiner. Sie sieht mit eifersüchtigen Augen seit einigen Minuten zu uns herüber. Und, Wolf, laß Dir gesagt sein: Alles Halbe ist mir verhaßt! Ganz oder nichts. — Adieu —"

Wolf war starr. Eine volldeutigere Liebeserklärung hätte ihm kein Weib geben können. Ihre Worte enthielten alles, denn gerade diese Wendung verriet ihre Eifersucht, und diese ihre Liebe und ihre Leidenschaft.

* * *

Als Wolf am nächsten Tage noch einmal an sich vorüberziehen ließ, was zwischen ihm und Martha gesprochen war, erschrak er vor sich selbst. Er sah

ein, wenngleich auch nur eine tändelnde Rede über seine Lippen gegangen war, daß er einen Verrat an Esther begangen habe, und sein Unmut über sich selbst stieg so sehr, daß er die Ursachen überlegte, welche sein Verhalten leichter zu entschuldigen vermochten.

Er suchte auch etwas Schuld auf Martha abzuwälzen. Er vergegenwärtigte sich ihr früheres ernstes und zurückhaltendes Wesen und verglich es mit der leidenschaftlichen Sprache dieses Abends. Aber das befriedigte nun auch wieder seine Eitelkeit, und dazu gesellte sich der Reiz der verbotenen Frucht.

Zuletzt aber schüttelte er alle Gedanken an das Vorkommnis gewaltsam ab und beschloß, jeder Gelegenheit aus dem Wege zu gehen, Martha wiederzusehen. Es gelang ihm nach diesem Ergebnis ernster und starker Überlegung auch, Esther unbefangen ins Auge zu schauen und auf deren Frage, was Martha so eifrig mit ihm gesprochen habe, eben so unbefangen zu antworten.

„Sie ist unglücklich mit Martellier, man sieht's ihr an“ — sagte Esther. „Ich habe tiefes Mitleid mit ihr! Sie hat ihn ja nicht aus Liebe geheiratet, ich weiß es; ich fühlte, daß dieser Schritt hervorging aus Trotz und Eifersucht gegen mich. Sie neidete mir mein Glück und redete sich in diese Neigung hinein, um nicht vor mir zurückzustehen.“

Am folgenden Tage fand Wolf auf seinem Tische in dem Bureau des Ministeriums einen Brief mit einer Handschrift, die ihm bekannt war. Er öffnete unter einer gewissen Spannung und war nicht wenig überrascht, als er die nachstehenden Worte las:

„Ich muß Dich sprechen! Seit unserer Begegnung befinde ich mich in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet. Ich erwarte Dich — und wenn es auch das letzte Mal sein sollte, daß wir uns wiedersehen — heute Abend in meiner Wohnung. M. ist verreist.

Martha.

Wolf saß eine Weile wie ein Träumender. Was er eben gelesen hatte, war in Verbindung mit dem, was vorhergegangen, so außerordentlich, daß die Folgen in ihrer ganzen Bedeutung vor ihm aufstiegen. Er sah sich Martha gegenüber, hörte ihre leidenschaftliche Sprache, vergegenwärtigte sich mit nüchterner Selbsterkenntnis seine vielleicht geringe Widerstandsfähigkeit und schaute in Esthers vorwurfsvolles Auge. Auch seine Mutter tauchte vor ihm auf und ihre prophetischen Worte klangen an sein Ohr.

Und unter dieser kräftigen und guten Regung griff er nach Papier und Feder und schrieb hastig, als ob jeder Verzug ihm Gefahr bringe:

„Liebe Martha! Wir wollen, statt in einen verderblichen Taumel zu geraten, aus dem vielleicht kein Entrinnen sein würde, uns selbst wiederfinden! Ich komme deshalb nicht und bitte Dich, zu vergessen, was jüngst mein Mund sprach. Bleibe mir gut und glaube an die besten Empfindungen Deines W. R."

Und nachdem er diesen Brief abgefertigt hatte, machte er sich emsig an die Arbeit und schien völlig vergessen zu haben, was ihn noch eben so eifrig beschäftigt hatte.

* * *

Das junge Ehepaar war inzwischen in sein Haus eingezogen, und wenn irgendwo das Glück sich behaglich und ohne neidische Miene niedergelassen hatte, so schien dies bei Karl und Regine Rochau der Fall zu sein.

„Komm einmal her, Menschenkind," hob die junge Frau mit schelmischer Neckerei an, „und höre, woran das Glück der Ehe zu scheitern Gefahr läuft, und merk' Dir's! Du sollst mein eigenes Sündenregister auch gleich vernehmen. Hier, hier habe ich alles fein säuberlich notiert, aber das, was mich betrifft, lege ich Dir nur vor, damit Du einen feierlichen Schwur leistest, bei solchen Gelegenheiten niemals zu knurren. Zum

Knurren habe nur ich ein Recht, ein kaiserliches Patent, einen Schutzbrief und dergleichen neue und mittelalterliche Dinge mehr."

Karl lehnte sich zurück, schlürfte behaglich seinen Kaffee und hörte, was Regine ihm vorplauderte.

„Ein rücksichtsvoller Hausherr schafft sich so viele Stiefel an, daß er nie nötig hat, über den Korridor zu rufen: Guste, meine Stiefel, aber rasch!

Das klingt vorwurfsvoll gegen die Gattin, denn eine Guste ist immer nur ein Steuerruder an dem Hausschiff, welches die Frau lenkt. Verstanden, Waldmann Rochau?"

Karl nickte.

„Ein rücksichtsvoller Hausherr sieht sich stets, bevor er in den Salon seiner Frau tritt, vorsichtig um, ob auch Fädchen schlechter Laune auf seiner Seele sitzen, und bürstet sich vorher alles ab. Die Bürste kann in verschiedenem bestehen: das Gesicht mit eiskaltem Wasser waschen, sich einschließen und den Unmut abdampfen lassen, dreimal hinter einander Spittas Gedicht von der Geduld lesen, sich erinnern, daß die Gattin auch ihre Not mit Kartoffeln, Dienstpersonal und allzu schnell verbrennenden Steinkohlen hat, auf den Hausboden laufen und in Gottes Natur hineingucken, endlich aber, wenn alles nicht helfen

will, den Struwwelpeter lesen und sich schämen, immer noch ein Kind zu sein, statt ein — Mann.

Ein wohlerzogener Mann soll keine Morgenschuhe und keine Schlafröcke tragen, wenn er das Zimmer seiner Frau betritt. Er soll lieber ein wenig Nachahmer der Engländer sein, die wohl wissen, weshalb sie bei den Diners den Frack anziehen; es ist das Priestergewand, in welchem der Mann vor den geheiligten Altar des Hauses tritt. Alles Böse, Unfreundliche ist abgestreift, nur der teilnehmende, sanft genießende und sich seiner Behaglichkeit und seines Glückes freuende Bewohner dieser Erde ist geblieben.

Und nun höre, Waldmann Rochau, weil Du schon ungeduldig wirst und den Rest lieber ein andermal hören willst, noch eins: Ein Mann soll sich das Schnarchen abgewöhnen! Stets wird eine verständige Frau musikalische Talente schätzen, aber in dunkler Nacht ruhen selbst die schlimmsten Inquisitionsmartern des neunzehnten Jahrhunderts: die Czernyschen Fingerübungen einer Sechsjährigen auf einem gemieteten Pianoforte."

„Sehr schön! Sehr schön!" lachte Karl Rochau. „Aber nun lasse auch einmal von Deinen Pflichten hören, Du eifernde weiße Henne."

Regine nickte ernsthaft und schlug ihr Manuskript um.

Aber bevor sie sich wieder ans Vorlesen begab, sprang sie empor und umhalste ihren Mann.

„Gerade eben hattest Du einen ganz verführerisch schnurrbärtigen Kußmund. Komm her, Menschenkind. Sechs Küsse und einen zum Besehen dazu, wie beim Pochspiel meiner Kinderjahre!

Eine Frau soll nie krank sein, nichts ärgert die ewig ungeduldigen Männer mehr, als ein backenverbundenes, auf dem Sopha ausgestrecktes, auf Fragen die Antwort sentimental verweigerndes Eheweib. Sie lege sich ins Bett. Da hat er Teilnahme während der Minuten, in denen er bei ihr sitzt, und ein sanftes Mitleid bleibt dauernd in seiner Brust, weil er nicht genötigt ist, den ganzen Tag ihre trauernde Miene vor sich zu sehen. Also, sie lege sich ins Bett. Eine Frau soll nie etwas Verbranntes oder Versalzenes auf den Tisch bringen. Geschieht's einmal, mag sie den Mann unter den Arm nehmen, ihm ein Dreimarkstück in die Hand drücken und ausrufen: „Heute hat's nicht eingeschlagen, Männchen. Komm drüben ins Restaurant! Dort dampft ein herrlicher Kochtopf!"

„Hm!" schaltete Karl Rochau ein. „Aber wie wird's mit den Kindern? Gehen die auch mit? Da reichen die drei Mark doch nicht —"

„Ach Du, der Du nichts verstehst! Kinder haben ja keine Unterscheidung. Weiß ich mich doch zu er-

innern, daß unsere Gutsnachbarin immer verbrannte Milchsuppe auf den Tisch brachte, und daß ihre Zweibeinigen bei ihren Besuchen unsere unverbrannte stehen ließen. Sie glaubten, diese Zubereitung sei verfehlt. Siehst Du, Waldmann! Gewohnheit ist die Mutter der größten Abnormitäten der Welt."

„Schön, also unsere Kinder bleiben in solchem Falle —"

„Willst Du wohl gleich den Mund halten! Höre weiter:

Eine gute Ehefrau soll solche Ordnung halten, daß selbst ein revidierender preußischer Wachtmeister sich zerknirscht zurückziehen muß. Ordnung ist die Summe aller zwölf Gebote — ah! es giebt ja wohl nur zehn, Waldmann, entschuldige — aller zehn Gebote des Hauswesens. Und diese Ordnung soll sich auch auf die dem Manne gehörenden Gegenstände erstrecken, indem nämlich die Männer nie ordentlich, höchstens frivol pedantisch sind. Nur eine Ausnahme giebt's zwischen den Hemisphären der Gattenwohnung: Nie rühre an seinen Schreibtisch!

Schreibtischberührte Männer gleichen den in der Arena wildgemachten spanischen Stieren!

Eine kluge Frau soll stets — Menschenkind, nun kommt etwas, was Deinem jähzornigen Charakter behagen wird, und dann will ich heute

vorläufig meine Vorlesung schließen — schweigen, wenn der Mann im höchsten Zorn ist, und — soll niemals mündlich betteln, sondern immer ein Zettelchen hinlegen, wenn's Hausstandsgeld verbraucht ist. Sie sage auf keinen Fall: Mann, ich brauche Geld! Denn ähnliche Worte tönen wie das Summen des Tageswirrwars ohnedies den ganzen Tag um seine Ohren. Von ihr mag er's nicht auch noch hören. Sie soll wenigstens eine Ausnahme machen. Also Zettelchen! Es giebt da nun 121 Formulare; soll ich Dir die ersten 65 mal vorlesen, Waldmann?"

Karl sprang in neckischer Ungeduld auf und hielt sich die Ohren zu.

„Nein, nein, nein!" rief er. „Jetzt muß ich zu meinen Kranken und viel besser ist's, Du summierst alles in einem einzigen Kuß zusammen und versprichst durch diesen, daß Du Reginens Gebote heilig halten willst, so lange Du lebest auf Erden. O welch' eine geliebte, thörichte Plaudertasche bist Du doch!"

* * *

Am Nachmittage dieses Tages fuhr die Frau Oberamtmann bei Regine vor, um ihr einen Besuch zu machen. Sie trug einen langen, schwarzseidenen Mantel von untadelhafter Glätte und auf dem Kopfe

saß eine mit echten weißen Spitzen verzierte Kapotte, die ihr bleiches Gesicht vorteilhaft umrahmte. Sie sah allezeit sehr vornehm aus; durch ihre äußere Erscheinung ward jene natürliche Würde verstärkt, welche ihr anhaftete.

„Liebe, beste Tante — Mama!“ verbesserte sich Regine, die selbst die Thür der Wohnung in der Markgrafenstraße geöffnet und Frau Rochau den Mantel gelöst hatte. „Das ist mehr als charmant! Das ist so unglaublich nett, daß ich gleich für 35 Pfennige Kuchen zum Kaffee holen lasse. Karl ist noch drüben im Sprechzimmer und heilt die Lahmen und Blinden.“

Frau Rochau reichte Reginen freundlich die Hand und trat in das Wohnzimmer, das sie mit befriedigtem Ausdruck musterte und in dem sie sich niederließ, wie ein Mensch, der alles findet, wie er's erwartet und der darüber glücklich ist.

„Was macht Karl? Gut? Und hast Du Nachricht von Hause? Sind Deine Eltern glücklich wieder angelangt, und schreiben sie befriedigt über die Hochzeit?“

Regine nickte. „Ja, Mama! Hier ist ein Brief, und es steht auch allerlei Nettes für Dich darin. Du bekommst nächstens zwei Dutzend Schock Eier, Papas Bild und ganze Packete mit Dank für alles Gute, das Du uns gethan! So glücklich fühle

ich mich in diesen Räumen, und wie rührend, wie zärtlich hast Du für alles gesorgt."

Ein heftiges Empfinden beschlich Regine; sie stockte, fuhr sich verlegen über die Wimpern, neigte sich herab und umarmte die alte, in gleicher Rührung das Haupt neigende Frau.

Aber diese Gefühlsregung rasch wieder abstreifend, trat sie zurück, nahm dem eintretenden Mädchen das Kaffeegeschirr ab und sagte:

„Sonderbar, Mama! Auch den Eltern hat dieser Doktor Karl Waldmann Rochau so ausnehmend gefallen. Es muß doch etwas an ihm sein! Aber ich muß gestehen, mir ist er neuerdings nicht so sympathisch, denn er hat nie Zeit für mich. Immer Kranke kurieren! Als ob ich nicht so herzleidend wäre, daß er als gefühlvoller Mensch mich perkutieren müßte.

Weißt Du übrigens, Tante — Mama, — was Perkutieren heißt? Das heißt: so lange einen frierenden Menschen auf die Brust hämmern, bis er aus lauter Angst Atemnot und Herzklopfen bekommt."

In diesem Augenblick trat Karl Rochau ins Zimmer, eilte erfreut auf seine Mutter zu und ließ sich neben den plaudernden beiden Damen nieder. Und während dieses Gespräches öffnete die Magd das Zimmer und meldete einen Besuch an.

„Wer?“ fragte Regine, griff nach der Karte und las. Aber sie unterdrückte die folgenden Worte und warf einen raschen Blick auf ihre Schwiegermutter und ihren Mann.

„Martha Martellier! Soll ich sie annehmen?“ flüsterte sie Karl zu.

„Was ist's? Wer ist da?“ schaltete die alte Frau arglos ein.

„Frau — Doktor Martellier, — Mama —“

„So, so! Und ich will aufbrechen, Kinder. Ich habe heute noch einige Visiten vor —“

Sie sagte das in einem Tone, als ob die eben empfangene Mitteilung ihren Entschluß durchaus nicht beeinflußt habe, erhob sich auch sogleich, fragte, wann sie das junge Paar bei sich sehen werde, und ließ sich von Regine, die der Magd gleichzeitig einen zustimmenden Wink gegeben hatte, den Mantel umhängen. In dem Flur trafen sich die beiden Frauen und verneigten sich sehr förmlich vor einander.

Als Frau Rochau die Treppen hinabgestiegen war und eben die Hand auf den Drücker der Hausthür legen wollte, ward diese gerade geöffnet. Und nun streifte sie einen rasch eintretenden Mann so nahe, daß sie zurücktreten mußte, um nicht unsanft berührt zu werden.

„Mama!“ rief eine erschreckte Stimme, und „Wolf!“ erklang es kaum hörbar, während dieser

ehrerbietig zur Seite bog. Frau Rochau aber eilte aufgerichteten Hauptes und mit kalter Miene an ihrem Sohne vorüber.

Wolf sah seiner Mutter noch eine ganze Weile nach. Sie schritt, ohne sich umzuwenden, die Markgrafenstraße hinab und nahm ihren Weg nach der Leipzigerstraße. Als er sie unter den Menschen nicht mehr entdecken konnte, seufzte er tief auf, dann aber stampfte er mit dem Fuße, biß die Zähne zusammen und eilte hinauf zu seinem Bruder und seiner Schwägerin, bei denen er allerdings Jemanden vorfand, den er am allerwenigsten zu treffen erwartet hatte. —

Acht Tage später besuchten Wolf und Esther die seit kurzer Zeit eröffnete Kunstausstellung am Cantianplatz. Während sie die Räume durchschritten und eben ein neues Richtersches Bild bewunderten, sah Wolf Martha Martellier in Begleitung einer ihm unbekannten Dame durch den Seitenkorridor schreiten. Er forschte rasch in den Mienen seiner Frau, ob sie ihre Schwester bemerkt habe, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß dies nicht der Fall sei, zog er sie unter einem gleichgültigen Vorwande von dem Bilde zurück und wandte sich nach der entgegengesetzten Seite.

Nach einstündigem Aufenthalte fiel es Esther ein, daß sie noch vor Tisch eine Besorgung bei Gerson

zu machen habe, und sie brach, so ungern sie sich trennte, mit den Worten auf: „Gehst Du mit, Wolf, oder bleibst Du noch? Ich muß jetzt fort. Ja, Du bleibst? Gut! Aber bitte, komme nicht zu spät; wir speisen um drei Uhr."

Wolf geleitete Esther an den Ausgang, dann wandte er sich ohne Aufenthalt zurück, um ein kleineres Bild von Ehrentraut, das ihn besonders gefesselt hatte, näher in Augenschein zu nehmen. Er war seit einiger Zeit von einer neuen Passion beherrscht; er kaufte alte Möbel, Majoliken, Kupferstiche und Bilder. Das Ehrentrautsche Gemälde zu besitzen, ging ihm nicht aus dem Kopf, und deshalb zog es ihn nochmals zurück.

„Hübsch, sehr hübsch!" sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm, und als er sich fragend umwandte, stand Martha an seiner Seite.

„Ah! Martha, Du?" stieß Wolf heraus.

„Ja, ich!" erwiderte die junge Frau mit einem Anflug von Trotz in den Mienen. Sie sah überraschend schön aus. Auf dem schwarzen Haar saß ein dunkelblauer, mit gelben Rosen geschmückter Hut, dessen Atlasbänder linksseitig unter dem Kinn mit breiter Schleife geknotet waren, und dazu trug sie einen mit Schmelzperlen geschmückten Paletot, welcher

einen marineseidenen Kleiderstoff freiließ, der auf zierliche braune Stiefelchen herabfiel.

Ein verführerisches Parfüm entströmte ihr und ihre dunklen Augen blitzten. „Komm!“ fuhr sie gebietend fort. „Ich sah Dich schon vorhin und will Dich hier sprechen, da Du nicht den Mut hattest, meiner schriftlichen Einladung zu folgen, ja, neulich sogar Dich feige fortschlichst, als Du mich bei Rochaus erblicktest.“

Wolf wollte aufbrausen. Sie that ihm Unrecht. Auch ward seine Eitelkeit verletzt; aber er bezwang sich und sagte achselzuckend:

„Feigheit? Nenne das Vernünftige vernünftig, Martha, dann sagst Du das Richtige.“

Zugleich machte er eine Bewegung und bat seine Schwägerin durch ein höfliches Zeichen, ihm zu folgen.

„Hm!“ stieß die Frau achselzuckend heraus, während eine leidenschaftliche Blässe über ihr Gesicht schoß. „Aber gleichviel! Kommen wir zur Sache: Ich bat Dich, mich zu besuchen, weil ich Deinen Rat in einer äußerst wichtigen Angelegenheit zu erhalten wünschte. Schreiben konnte ich das nicht — höre denn — — Ich will mich von Martellier trennen —“

„In der That? Martha? Du willst Dich trennen?“

„Ja — das heißt — wenn's überhaupt möglich

sein wird — — Ich bin grenzenlos unglücklich und habe keine menschliche Seele" — Sie stockte; über ihr Angesicht irrten dunkle Schatten.

„Beruhige Dich, beruhige Dich," besänftigte Wolf mit lebhafter Teilnahme. „Was ich höre, setzt mich aufs Höchste in Erstaunen — Ein solcher Schritt?! Was ist denn vorgefallen — ich bitte Dich —"

„Weshalb?" erwiderte die Frau schwer aufatmend. „Ach — ach!" — Und plötzlich ganz unvermittelt abbrechend, flüsterte sie: „Liebst Du mich noch ein klein wenig, Wolf?"

„Gewiß, Martha. Du weißt es ja! Ich glaube einen besseren Freund hast Du nicht auf der Welt."

Die junge Frau zog die Mundwinkel.

„Freundschaft? Bah! Was ist das? Ich will von Wolf Rochau keine Freundschaft."

Wolf sah auf das schöne Weib; er kämpfte. Seine gute Natur sträubte sich, Martha auf diesem Wege zu folgen, und doch riß ihn ihr Liebeswerben fort.

„Liebe Martha!" sagte er ernst und ließ durchschimmern, daß es ihm schwer wurde, ihr so zu antworten. „Weshalb willst Du mich in einen so furchtbaren Konflikt mit mir selbst bringen? Wie ich zu Dir stehe, weißt Du, aber —"

„Ich will keine Aber!" — fiel Martha ein. „Das war es! Ich will eine bestimmte Antwort

von Dir, ob ich auf das verzichten muß, was auf Erden mein einziges Glück ist, oder —"

Sie hielt inne. Aufsteigende Scham, Stolz und Bitterkeit kürzten die Rede. Aber so sehr beherrschte sie doch, was ihre Gedanken Tag und Nacht gefangen nahm, daß sich ihr weibliches Gefühl nur schwach gegen die Leidenschaft wehrte.

„Bitte, komm!" sagte Wolf entschlossen. „Nicht hier, vor allen Leuten! Schon beobachtet man uns. Gehen wir, ich führe Dich nach Hause."

Sie waren kaum draußen in einen Wagen eingestiegen, als sich Martha, ihre bisherige Haltung völlig verlierend, stürmisch an Wolfs Brust warf.

„O, ich vergehe, Wolf! Habe mich lieb! Dir zu beschreiben, was in mir vorgeht, ist unmöglich. Denke Dir, daß Dich jede Minute eine heiße Flamme verzehre, und Du hast einen Abglanz von dem, was sich in meiner Brust hin und her wälzt. Ich weiß, Du wirst mich verachten; so unweiblich ist, was ich thue, so unfaßbar, daß der Mangel an Achtung Deine Zuneigung zu mir ersticken muß. Und doch kann ich mir nicht helfen, vermag ich mein Gefühl nicht zu unterdrücken!

Höre es denn, daß ich Dich schon liebte, als Du noch nicht einmal an Esther dachtest, daß ich übermenschliche Qualen erduldete, als Du um meine

Schwester warbst, und daß ich von jenem ersten Augenblick bis auf den heutigen Tag nur einen einzigen Gedanken gehabt habe, für mich den höchsten, den sich ein Mensch auszudenken vermag: Dir anzugehören!"

Und ehe Wolf wußte, wie ihm geschah, preßten sich Marthas Lippen auf die seinigen, und ehe er begriff, wie das alles gekommen war, warb er selbst um ihre Zärtlichkeit.

„Ja, ja, ich wußte es, Wolf, mein geliebter Wolf, daß der Augenblick mir werden würde" — flüsterte Martha im Sturm ihrer Gefühle. „Ich habe ihn ersehnt mit allen Fibern meiner Seele, und Nichts giebt's in der Welt, was diesem Augenblick vergleichbar wäre."

Und so redete sie auf ihn ein, und so zog sie ihn hinab in den Taumel der Leidenschaft und wußte seine Bedenken zu ersticken.

Zuletzt aber riß sich Wolf empor, sein Kampf war ehrlich.

„Ich sagte Dir, daß ich Dir gut sei, Martha" — hub er an, — „und ich bewies es Dir, da ich nun an Deinem Halse hing. Aber ich muß Dich meiden. Wir haben uns zum letzten Male gesehen! Niemals werde ich mich eines Treubruchs gegen meine Frau schuldig machen.

Noch mehr, Martha! — Nur das ihr Verwandte in Deinem Wesen zog mich zu Dir.

Ich liebe allein und werde nur allein lieben die Seele und den Körper, in dem eine Esther vor mir auf Erden auftauchte. Ich bin grausam, ja, ich weiß, daß Du mir diese Worte nie vergeben kannst, selbst dann nicht, wenn's vielleicht eine Lüge war oder meine Empfindung eine Täuschung! Wer vermöchte die rätselhaften Schwankungen zu ergründen, denen ein menschliches Herz unterworfen ist! Aber wie ich sage, muß es sein, und wenn wir beide darüber zu Grunde gehen!"

Bei den letzten Worten blitzte es in Martha auf. „Ja, ja!" rief sie leidenschaftlich und drückte Wolf tiefer in den Wagen. „Eine Lüge! Das ist das richtige Wort. Und weil's eine Lüge, werden wir uns wiederfinden. Eine innere Stimme sagt es mir. — Ohne Deine Martha wirst Du hinfort nicht mehr leben können."

Und nach diesen, unter leidenschaftlichen Umarmungen gesprochenen Worten drückte sie ihm die Hand, entglitt dem Wagen, der gerade vor der Wohnung hielt, und entschwand seinen Augen.

* * *

Als Wolf nach diesen Vorfällen Mittags neben Esther saß, war er zerstreut und in sichtlich gedrückter Stimmung.

„Was hast Du, Wolf?“ fragte die junge Frau zärtlich und schob ihm eine seiner Lieblingsspeisen hinüber.

„Nichts, nichts, Esther. Ich fühle mich nach dem Besuch der Ausstellung etwas angegriffen. Du kennst das ja.“

Und als sie das Haupt neigte, als er sah, daß sie ihm glaubte, als er sie verstohlen anblickte, wie sie vor ihm saß in ihrer abgeschlossenen Schönheit, mit dem warmen Ausdruck in ihrem ernsten Auge, wie er ihre Reinheit, ihr zartes, stilles Werben um ihn verglich mit Marthas zudringlicher und heißer Zärtlichkeit, da schien ihm das, was geschehen, so ungeheuerlich, so verdammenswert; so brennende Scham, solcher Ekel über sich selbst stiegen in ihm empor, daß er plötzlich aufsprang und sie umhalste.

„Liebst Du mich noch, meine Esther?“ flüsterte er und streichelte ihre Wangen. „O, komm, komm, küsse mich und lasse es mich hören.“

Überrascht sah Esther empor. Aber es war nur glückliche Überraschung, die sich in ihren Augen widerspiegelte.

„So möchte ich Dich fragen, mein einziger Mann!

bist Du zufrieden mit mir? Grübelst Du nicht, wenn meine Mienen oft so ernst sind? Weißt Du es endlich, daß Schweigen mein tiefstes Empfinden ist?"

Und nun drängten die Gedanken in Wolf nach einem Ausdruck. Er suchte nach Erleichterung, sprach über seine Arbeit und über seine Zukunft und erhob mancherlei Zweifel über sich selbst.

Aber er nahm auch voll Dank und voll glücklicher Befriedigung entgegen, was Esther — seine Auffassung mildernd — ihm darauf erwiderte.

„Sieh, Wolf!" sagte sie. „Ich wußte ja genau, wie Du warst, als ich meine Hand in die Deinige legte. Ja, ich will Dir noch mehr sagen: Ich weiß, daß ich noch vieles mit Dir durchzukämpfen habe. Dein lebhaftes Empfinden, Dein Schönheitssinn, Dein Ehrgeiz, Dein Drang nach dem Besonderen werden Dir und mir noch manche Enttäuschungen bereiten, aber ich bin davon durchdrungen, daß Du Deine Höhe erklimmst, und daß wir mit der Zeit immer fester zusammenwachsen werden.

Und in dieser heiligen Stunde beschwöre ich Dich: Was es auch sei, was Dir in der Brust hämmert, — und wären es selbst Verirrungen Deines Herzens — lege alles nieder an meine Brust, denke, daß Du auf der ganzen Welt keinen besseren Freund hast, der so

zu trösten, so mitzuempfinden — ja, Wolf, — so zu verzeihen versteht.

Wie ich selbst ein fehlerhafter Mensch bin, vermag ich auch die Schwächen anderer zu begreifen und zu entschuldigen, und mit solchen Anschauungen gab ich mir Dir zu eigen.

Und da Du jetzt in der Stimmung bist, Wolf, lasse mich heute einiges berühren, was mir schon lange auf den Lippen lag. Gieb nicht jeder raschen Laune gleich nach, und wenn sie auch einer an sich guten Regung entspringt. Öffne nicht so bereitwillig jedem Deine Hand und noch weniger Dein Herz: kaufe nicht so viele Dinge, an die doch später allerlei Sorgen sich knüpfen, gehe auch nicht so oft zu Deinen Wirtshausfreunden. Es ist Dir nicht gut. Dein ohnedies rasches Blut wird erhitzt, und in Deiner Erregung thust Du vielleicht Dinge, die Dich später gereuen.

Ein Mann soll nie Reue empfinden; er sei so stark, allem aus dem Wege zu gehen, was diese hervorrufen kann. Je größer nach Blutmischung und sonstiger Veranlagung der Reiz, desto schwerer ist der Kampf, aber auch um so ehrenwerter der Sieg.

Sieh, ich erhebe nie eine Einsprache in dem Moment Deiner Entschließungen, noch weniger knüpfe ich an einmal geschehene Dinge einen Tadel.

Du verträgst keinen Widerspruch in dem Augenblick; aber das liebe, das ehre, das achte ich an Dir, daß Du doch stets vernünftigen Vorstellungen nicht nur zugänglich bist, sondern auch diese auf Dich einwirken läßt.

Und glaube nicht, mein Wolf, daß ich Dich tadeln will. Berichtige mich, wenn ich irre. Oft giebt es Beweggründe für menschliches Handeln, die sich der Beurteilung entziehen. Ja, oft spricht allein das Gefühl, und das Gefühl beruht immer auf einem weisen Instinkt.

Ich sage das alles, wie ich es verstehe, und nur, nur, mein lieber Wolf, um Dich immer, täglich — stündlich — im rechten Einklang mit Dir zu wissen, Dich glücklich zu machen. Nein! uns glücklich zu machen, muß es heißen, denn die Welt ist farblos ohne Dich; alles, was ist, hat nur Bedeutung für mich, wenn ich es mit Dir in Verbindung zu bringen weiß.

Komm! Gieb mir die Hand! Deine Seele schuf Gott anders. Zu viele Saugfäden hat sie für die äußeren Erscheinungen der Welt. Wären wir auf einem Planeten, wo nur das Gute, Schöne und Wahre regierte, brauchte ich nicht Deine zagende Lehrmeisterin zu sein."

„O, still, still!" rief Wolf, von den reinsten Empfin-

dungen beherrscht, und verschloß Esthers Mund. „Zu viel der Liebe und zu viel der Nachsicht. — Ja, Esther, Du seltenes Herz, es sei Dir gelobt, daß ich dieser Stunde gedenken werde.

Liebe mich nicht weniger, indem Du siehst, daß ich ein Mensch bin. Darum bitte ich Dich!" Und tief aufatmend fuhr er fort: „Hier, hier sitzt etwas, gerade in diesen Tagen, was mich verzehrt!"

Esther forschte ängstlich in ihres Mannes Mienen.

„Sag, was hast Du? Was quält Dich? Sind's Sorgen? War etwas mit Deinen Vorgesetzten, das Du mir verheimlichtest? — Bist Du gar krank? Nein? Was ist's denn?"

Und in der Ideenverbindung und ihrem ahnenden Geiste folgend, fuhr sie fort:

„Noch eins vergaß ich, Wolf. Noch eins. Komm, lasse mich an Deiner Brust ruhen und es Dir zuflüstern, ohne Dich anzusehen. Aber präge es Dir ein, höre es, wie ein großes Kapitel aus dem Evangelium der Liebe: Solltest Du je einem Weibe — ich weiß es, es kann nur vorübergehend sein — Dein Herz zuwenden, verscheuche sie nicht, sondern lasse sie über unsere Schwelle treten. Ich weiß, schätzen wirst Du nur, was mir ebenbürtig ist, und so hat sie ein Recht — wenn sie Dich auch aus Liebe in einer Verirrung bestärkte — vor meinem Angesicht zu

erscheinen. Ich werde ihr Herz bezwingen. Nicht bezwingen durch harte Worte oder flehende Bitten, nein, Wolf, durch keinen Laut, aber indem ich ihr zeige, welch' ein vornehmeres Recht ich auf Dich habe, indem sie sieht, wie auch Du leidest in dem Kampfe. Vielleicht, vielleicht, Wolf" — und nun brach es mit flutenden Thränen aus den Augen der Frau — „gelingt es mir, diese Liebe in Freundschaft zu verwandeln, auch solche für mich zu wecken und dadurch eine böse Krankheit zu heilen. Und wenn ich auch namenlos leide, wenn auch mein Herz in Schmerzen zuckt, ich werde immer sagen: Wen er liebte, der ist meiner Achtung wert, und wen sie liebte, das weiß ja nur zu gut mein Herz."

„Zu viel! Zu viel!" stammelte Wolf, glitt nieder und umfaßte Esthers Knie. „O, mein Heiligenschein — Esther, Esther. Welche Worte! Wenn ich alles prüfe, was je im Laufe der Zeiten an großherziger Gesinnung in einer menschlichen Brust sich regte, ich finde nicht Deines Gleichen. Ja, ja — immer bist Du so gut, wie Du klug bist, immer so hingebend in Deiner Liebe, wie weise in Deinem Denken und Handeln. Wo ward diese köstliche Mischung geboren?"

Und nun schloß Esther Wolfs Mund. Was sie hörte, beglückte sie, weil sie erkannte, daß er sie ver-

standen habe, daß er nicht zürne. Aber in die Freude mischte sich ein Schmerz. Weniger starke Gefühlsausbrüche verhießen wohl eine nachhaltigere Wirkung. Sie wußte, daß der Orkan, wenn er am wildesten aufbraust, schon mit den Spuren der Ermattung kämpft.

* *
*

Einige Wochen nach diesen Vorfällen fand Wolf, der mit Esther und Frau Mendelsohn einer Vorstellung im Saaltheater des Schauspielhauses beigewohnt hatte, beim Nachhausekommen einen Brief vor, welcher ihn ganz außerordentlich beschäftigte und den er den Damen beim Thee vorlas.

In diesem teilte ihm ein der Familie befreundeter, angesehener Bankier mit, daß bei der Deutschen Kreditbank ein juristischer Beirat als Subdirektor gesucht werde. Er fügte hinzu, daß er als Verwaltungsrat derselben Wolf für diese Stelle vorgeschlagen und ihn nach Rücksprache mit dem Vorstande zu bitten habe, sich an einem näher bestimmten Tage über die etwaige Annahme zu äußern.

Er sprach, an Wolfs früher einmal hingeworfenen Wünsche anschließend, seine Freude über solche Möglichkeit aus und forderte ihn auf, jedenfalls in die Prüfung der Angelegenheit einzutreten.

Es sind — hieß es am Schluß dieser Zeilen — zwar noch Bedenken wegen Ihrer Jugend und mangelnden praktischen Erfahrungen auf diesem speziellen Gebiete, so daß noch andere und auch ein hiesiger Rechtsanwalt in Vorschlag gebracht worden sind. Aber da die Bank in wichtigen Fällen auf die alte Verbindung mit dem Justizrat K. zurückgreifen würde, so erscheinen die noch herrschenden Zweifel gegenüber Ihren sonstigen Vorzügen wohl überwindlich. Sie werden sich, denke ich, sehr bald hineinarbeiten, dem Institut nützlich werden, und namentlich auch durch Ihre umfassenden Sprachkenntnisse demselben bei vielfachen auswärtigen Beziehungen gute Dienste leisten können.

„Was sagt Ihr? Was meint Ihr? Das wäre doch mehr als ein Glücksfall, wenn ich den Posten erhalten könnte!?" rief Wolf lebhaft, fand kaum Zeit zum Sprechen und ging erregt im Zimmer auf und ab.

Beide Frauen schwiegen; sie schwiegen so beharrlich, daß Wolf aufmerksam wurde, nach seiner Zigarre griff, starke Rauchwolken von sich blies und mit einem: „Na, weshalb habt Ihr denn so starke Schlösser vor dem Mund? Freut's Euch nicht? Sagt doch Eure Ansicht!" auf sie einredete.

Frau Mendelsohn mit ihrem silberfädigen Kopf und ihren dunklen Augen lehnte sich zurück und sagte:

„Ich weiß nicht, Wolf, ob Du für eine solche Stellung paßt. Ich glaube es nicht. Dazu gehören eigene Menschen. Geldleute müssen zwei Seelen haben, eine aus Erz geschnitten, und die gehört in die Bureaux, die andere darf zart sein, wie die eines Kindes. Du aber hast nur eine Seele und wirst nie eine andere haben."

Wolf zog ungeduldig die Achseln, warf sich halb abgewendet auf einen Stuhl und knipste die Asche der Zigarre ab.

„Dann verstehst Du nicht, Mama, um was es sich handelt. Ich habe ja mit Geldangelegenheiten gar nichts zu thun, ich werde die juristischen Fragen zu behandeln haben."

„Ich glaube, Du irrst, Wolf" — fiel nun Esther ein. „Ich weiß das aus früheren Mitteilungen unseres verstorbenen Papa. Aber gleichviel! Wenn es nicht die Beschäftigung mit den eigentlichen Banksachen ist, welchen Reiz hat die Stellung für Dich? Du müßtest aus dem Staatsdienst austreten und verdirbst Dir Deine Karriere. Immerhin wirst Du prüfen, aber ich glaube, daß Mama Recht hat —"

Wolf sprang auf. Nur zu oft ärgerte ihn ihr

überlegenes Urteil. Auch in diesem Falle vermochte er nichts anderes vorzubringen, als daß er hinwarf:

„Lassen wir einmal diesen Punkt beiseite, da die Entscheidung über Wesen und Umfang meiner Beschäftigung Sache jener ist. Für mich handelt es sich um etwas anderes. Man will doch vorwärts! Und liegt in dem Anerbieten nicht eine große Auszeichnung, die mir Ehre und Vorteil bringen wird?"

„Ja, scheinbar," flüsterte Frau Mendelsohn. „Und lieber Wolf!" fuhr sie rücksichtsvoll fort. „Ich glaube, daß Du ein Mensch bist, der alles kann, was er soll, natürlich, indem Du Dein natürliches Können unterstützest, und ich wünsche Dir wahrlich, daß Du die höchsten Leitern erklimmst. Aber ich fürchte, daß Dich die Sache auf die Länge nicht befriedigen, mehr noch, daß sie Dich unglücklich machen wird. Ich sage deshalb: Scheinbar ist's etwas Bedeutsames. Viel Ehre nach außen, allein diese Stellungen sind wie die Chargen der Minister! Ich weiß das aus meines Mannes eigener Thätigkeit."

Aber Wolf war trotz der abmahnenden Stimmen längst entschlossen und sah in diesen Auffassungen nur ein ungerechtes Vorurteil, das, durch seine Mutter genährt, sich nun auch bei seiner nächsten Umgebung festgesetzt hatte.

In der That besaß er regen Geschäftsgeist, zu-

dem einen ungewöhnlich juristischen Scharfsinn und fand somit gar keinen stichhaltigen Grund, ein so außerordentliches Anerbieten abzulehnen.

Im übrigen beschloß er, mit seinem Bruder zu sprechen, und begab sich am nächsten Morgen zu diesem, um dessen Ansicht einzuholen.

Statt Karl, der schon in der Frühe vom Hause fortgeholt war, traf er Regine, und als sie ihn nach allerlei und auch seinem Thun und Treiben befragte, hielt er nicht zurück und erzählte, was vorlag.

„Und was sagt Esther?“ fragte Regine und richtete ihre forschenden Augen auf Wolf.

„Esther? Wie kommst Du auf die? Was verstehen Frauen von dergleichen?“

„O, Deine Frau versteht's!“ erwiderte jene und gab ihrer Rede durch Kürze und Betonung eine besondere Bedeutung.

Um nicht einseitig zu erscheinen, unterdrückte Wolf seine unbequemen Empfindungen und sagte:

„Esther ist dagegen. Meine Schwiegermutter auch.“

„Na, ich auch!“ erklang es aus Reginens Munde.

„Natürlich! Natürlich! Übrigens ein Glück, daß Ihr nicht mein oberster Appellhof seid.“

„Gewiß! Ja! Und verzeihe gütigst! Du hattest mich nicht einmal um meine Ansicht ersucht.“

Wolf sah Regine an.

„Bist Du beleidigt?“

Sie bewegte den Kopf.

„Doch sprich! Wenn Du nichts sagst, ist immer etwas los.“

Wolfs Worte klangen brutal.

„Weißt Du, wie Du mir häufig vorkommst, polternder Zwillings-Siamese, Schwager und Vetter?“

„Nun, — bitte?“

„Wie ein Mensch, der durchaus Dachdecker sein will, obgleich ihn schon auf einem Schemel der Schwindel befällt.“

„Hm! Sehr schön!“ — fiel Wolf, seinen Ärger nur schlecht verbergend, ein. „Und die Motivierung?“

„Braucht dergleichen motiviert zu werden? Es liegt doch auf der Hand.“

„Vielleicht auf Deiner! Auf meiner sehe ich nichts! —“ Wolf zuckte die Schultern und sah spöttisch in die Fläche seiner Rechten.

„Alter Hitzkopf,“ sagte Regine und trat ihrem Schwager mit freundlichem Ausdruck in den Mienen näher. „Immer gleich durch die Wand, wenn man mal im Geringsten an seinem Allkönnen zweifelt und ihn nicht jedesmal neben Jupiter setzt. Sieh Wolf! Richte Dich nach Esther, Deiner Frau, in allen Dingen. Kein Mensch hat eine solche klare Vor-

stellung von dem Rechten wie sie. Meinen Waldmann Rochau befrage nur gar nicht. Der ist unpraktisch, versteht's nicht! Wenn Du ihm sagtest, sie wollten Dich zum Präsidenten der französischen Republik machen, würde er auch mit dem Kopfe nicken. — Du bist ja so eine Art Halbgott in seinen Augen."

Während dieses Gespräches trat Karl in die Thür und äußerte seine Verwunderung, Wolf so früh bei sich zu sehen.

„Herr Subdirektor der Kreditbank, Wolf Rochau! — Doktor Karl Waldmann Rochau, praktischer Arzt!" — stellte Regine vor, lachte, zog sich zurück und ließ sich in einem Stuhl am Fenster nieder.

„Was heißt das?" fragte Karl.

Wolf berichtete.

„Na, und?"

„Ja, ich wollte Deinen Rat. Heute Nachmittag soll ich mich vorstellen. Kommerzienrat Cohn hat die Sache eingeleitet und rät mir dringend dazu."

„So? Er rät dazu? Hm!" sagte Karl langgezogen. Zugleich blickte er zu Regine hinüber. „Was meint Esther?"

„Esther! Immer Esther!" fiel Wolf ungeduldig ein. „Ich will doch Deine Ansicht!"

Regine lächelte und nickte ihrem Waldmann zu.

„Ich bin, offen gestanden, ganz erstaunt, daß man Dir einen so verantwortlichen Posten übertragen will. Dir fehlt doch die Erfahrung in solchen Dingen. Und glaubst Du denn, daß Dich diese Bankgeschäfte interessieren werden?“

„Ja! — gewiß!“

„Ich würde mir die Sache sehr überlegen, Wolf. Du schneidest mit Deinen jetzigen Aussichten völlig ab. Wer weiß — einige Jahre weiter — und Du kannst einen überseeischen Konsulatposten erhalten — zugleich eine Anwartschaft auf eine noch viel bessere Karriere.“

„Thorheit! Ich will nicht aus Berlin fort. Drüben von Moskitos totgepeinigt werden. — Danke! — Übrigens bin ich schon entschlossen! Kann ich den Posten erhalten, nehme ich ihn an.“

„Das wußte ich vorher!“ ertönte es aus der Fensterecke. Wolf wandte den Kopf. Regine, bei einem Häubchen beschäftigt, hatte gesprochen, aber erhob dabei nicht einmal den Blick.

Wolf wollte etwas Heftiges erwidern, aber er unterdrückte den Zorn und sprach von neuem mit Karl. Und als er diesen durch seine Überredungskunst zu immer gefügigerem Ja veranlaßt hatte, erhob sich auch wieder dieselbe Stimme vom Fenster.

„Staatsanwalt hättest Du werden sollen, Wolf.

Da wärest Du auf dem richtigen Posten gewesen! Wenn man das so hört, wie Du den armen Waldmann breitschlägst —"

„Du scheinst eine besondere Freude daran zu haben mich zu reizen, Regine" — fuhr Wolf heraus. „Wenn ich Dir einen guten Rat geben darf, bekümmere Dich um Deine Kochtöpfe, Eiersaucen und Haubenbänder. Es ist immer eigen, über Dinge zu reden, von denen man nichts versteht."

„Damit Du Dich nicht gänzlich verlierst!" sagte Regine mit vornehmer Würde, erhob sich und verschwand ohne Gruß in der gegenüberliegenden Thür.

Wolf blieb eine Weile stumm und schaute auf ein Bild an der Wand. Eine so heftige Erregung hatte ihn erfaßt, daß er gern noch einige verletzende Worte hinzugefügt hätte. Karl war peinlich berührt und sein Bruder that ihm leid, aber er stellte sich doch auf die Seite seiner Frau.

„Wirklich über alle Maßen —" stieß nun Wolf heraus.

„Du meinst?"

„Na, gleichviel —"

„Du warst im Unrecht, Wolf!" sagte Karl milde.

„Ja, ja! Du und mir zustimmen, wenn es sich um Frau Regine handelt. Ich aber sage: Weiber sind Weiber — und —"

„Bist Du doch ein Hitzkopf!“ erwiderte Karl kopfschüttelnd. „Und mit solchen empfindlichen Seiten willst Du in eine solche Stellung eintreten? Wolf! Wolf! Wirst Du Dich denn niemals ändern?“

Diese Worte schlugen nun vollends dem Faß den Boden aus.

„Adieu!“ — rief der erregte junge Mann und eilte ungestüm zur Thür.

„Adieu, Wolf!“ — Und: „Ach, ach!“ fügte der Doktor mitleidig hinzu.

„Bitte — gute Lehren und sentimentale Mitleidstöne sind überflüssig,“ rief jener zurück. Dann schloß sich hinter ihm die Thür, die laut dröhnend ins Schloß fiel.

* * *

Drei Monate später fungierte Wolf Rochau bereits in seiner neuen Stellung, und weitere sechs Monate später schwamm er schon so sehr im Fahrwasser der Börse, daß Esther nur allzu oft einen nervösen, einsilbigen und von seinen Geschäften lediglich beherrschten Mann vor sich sah.

Aber noch andere Dinge nahmen Wolf gefangen, und von diesen wußte Esther allerdings nichts.

Schon nach der letzten Begegnung mit Martha

hatte sich zwischen Schwager und Schwägerin ein Briefwechsel entwickelt, welcher der jungen Frau Scheidungspläne zum Gegenstand hatte. — In Wirklichkeit war es Martha nur halb ernst um die Sache; aber sie suchte nach einem Vorwand, sich Wolf von neuem zu nähern. Und allmählich mischte sich in diese Korrespondenz noch etwas anderes. Da waren kleine Nachsätze, die Wolf dann immer sehr beschäftigten. „Denkst Du mitunter ein klein wenig an mich, Wolf?“ — oder: „Willst Du Dich denn gar nicht ein einziges Mal bei mir sehen lassen? — Ach, wie kann ich fragen? Ein Wolf Rochau hat andere Dinge im Kopf, als sich um ein unbedeutendes Frauchen zu kümmern.“

Halb schmeichelte sie ihm, halb fachte sie seine Leidenschaft an. Stets wußte sie ein kleines Reizmittel anzuwenden, ihn ihren eigentlichen Plänen gefügig zu machen.

Vier Wochen nachdem Wolf seine neue Stellung angetreten hatte — es war im Oktober — fand er in seinem Bureau eine Karte, welche die Worte enthielt: „Ich bin heute allein im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Nach dem ersten Akte werde ich im Foyer oben sein, und zwar gehe ich dorthin mit der Absicht — Ja! Mit welcher Absicht, sollst Du selbst von mir hören. Ich muß Dich unbedingt sprechen.

Komme, wenn Du mich je ein wenig geliebt hast! — Martha."

Wolf schwankte. Schon der Ort der Begegnung gefiel ihm nicht. Überdies war es schwierig, gerade an diesem Abend sich freizumachen. Er überlegte hin und her. Endlich siegte ein Gefühl von Rücksicht und Neugierde zugleich. Etwas Außerordentliches mußte doch vorliegen.

Drei Viertelstunden nach sieben Uhr war Wolf im Foyer. Er nahm einen Platz in der Mitte des Saales und wartete. Und während er wartete, legte er sich alles in seinen Gedanken zurecht, und zwar so zurecht, wie er es wünschte.

Eine leise Stimme flüsterte ihm freilich zu, daß alle Überlegungen thöricht seien. In der That ähnelt nichts in der Welt mehr einer Seifenblase, als die moralische Anwandlung eines Begünstigten vor dem Stelldichein.

Endlich ertönte lautes Klatschen, die Logenthüren öffneten sich, und jenes Gesumme der Zwischenakte drang an Wolfs Ohr, das so charakteristisch ist für alle Theater des Erdenrunds.

Das ist ein Durcheinander von Abschütteln des selbstgewählten Zwanges, ein Gemisch von Atemholen nach Worten und Freiheit, aber auch von Drang, nun selbst wieder in der Welt eine Rolle zu spielen!

Anfänglich vermochte Wolf unter den andrängenden Menschen Martha nicht zu erkennen, endlich aber sah er eine dunkle Gestalt mit suchenden Augen die Anwesenden mustern. Und jetzt blitzte es in diesen Augen auf, und in der nächsten Sekunde stand sie an seiner Seite.

„Nun, Martha?“ fragte Wolf und trat mit seiner Schwägerin in den Korridor.

„Komm!“ sagte sie, trat an die Garderobe und legte ihre Marke auf den Tisch. „Bitte, geben Sie —“

„Du willst das Theater verlassen?“

„Ja, und Du gehst mit mir.“

Wolf sah überrascht auf.

Als sie die Treppe hinabschritten, faßte sie seinen Arm.

„Ich danke Dir, mein lieber Wolf. Und nun? Wollen wir bei Hiller soupieren —? So hatte ich es mir ausgedacht!“

„Gut, soupieren wir bei Hiller!“ erwiderte Wolf gut gelaunt und lachte. Sie sah ihn glücklich an und zog ihn auf die Straße.

„Hiller!“ Der Wagen fuhr davon, nach zwanzig Minuten hielten sie vor dem Hause Unter den Linden.

„So!“ sagte Wolf und erhob das Champagnerglas. „Jetzt erzähle. Was giebt's Neues? Du

hast mich fast erschreckt. Ist etwas Schlimmes vorgefallen?"

Statt unmittelbar zu antworten, stand Martha auf, umarmte Wolf und flüsterte:

„Ja! Schlimmes! Ich kann ohne Dich nicht mehr leben!"

„So, so! Weiter nichts!" neckte Wolf.

„Ah, Du! Weiter nichts!? Als ob meine Worte nicht die Grenze zwischen Tod und Leben wären! Alle diese kopfschüttelnden hochmütigen Verurteiler menschlicher Liebe sind ja blöde Thoren und glauben doch höchste Vollkommenheitsmenschen zu sein. Hätte die Welt überhaupt andere Farben als Grau und Schwarz, wenn nicht dieser Strom durch die ganze Schöpfung jagte?"

„Süße, thörichte Frau!" rief Wolf und zog seine Schwägerin an sich. „Und doch kann auch diese Begegnung immer nur wieder den Zweck haben, Dir zu sagen, daß es eine Heilige giebt, die eine unübersteigbare Mauer zwischen uns baute. Was sollte denn werden, wenn ich weniger besonnen wäre als Du?"

„Bist Du besonnen, Wolf? Bist Du nicht ein mittelalterlicher Ritter mit der Lanze, der alles niedersticht und alles bezwingt, und der, indem er es thut, getrost alle Folgen auf sich nimmt? Unter-

scheidest Du Dich nicht von den Wieseln, die ängstlich um ihren kleinen Standort laufen und nach dem Futter suchen? — Du bist ein Adler! Einmal sprach diejenige, die ich hasse, ein schwerwiegendes Wort. Sie sagte: Große Menschen haben auch große Fehler. Ach! begehe die einzige große Sünde, mich zu lieben."

„Und das Ende?" sagte Wolf. „Das Größte in einem Menschen ist Pflichterfüllung. Alle schönen Reden springen wie Bälle von dieser Wand ab."

„Pah! Also doch wie die anderen bist Du, Wolf!" — Martha stand auf, warf sich in das Sopha, biß sich auf die Lippen und bedeckte mit ihren Händen das abgewandte Gesicht.

Die Hände waren schön, und die Gestalt war wundervoll. Die dunklen, kräftigen Linien der Orientalin stiegen vor Wolf auf. Er sah den schwarzen Scheitel, der ihn bei Esther entzückte, er sah auf die weißen Schultern, und sein Schönheitssinn ward rege durch das Gewand, welches Martha trug.

Ein Seidenkleid in mathellem Rosa umschloß ihren Körper, an ihrem Handgelenk blitzte ein diamantbesetzter Reif, und aus ihrem Haar schossen weiße Rosen hervor, die noch gehoben wurden durch das dunkle Kolorit der Umgebung.

„Sei nicht ungerecht und sei nicht verstimmt!"

flüsterte Wolf. „Komm, Martha, kleine Frau! Sieh mich an!“

Sie schüttelte trotzig das Haupt.

„Laß mich! Laß mich!“ rief sie, sprang empor, trat an das Fenster und schaute in den Hof.

„Sei gut, — komm!“ wiederholte Wolf und wollte sie sanft berühren.

„Nein, nein, — nicht jetzt! Geh! verlasse mich! Ich will es!“

Sie stampfte mit dem Fuße, und in ihre blitzenden Augen stahlen sich Thränen des Zornes.

Wolf trat an den Tisch zurück und griff nach den Speisen. Er sprach nicht; er that, als ob sie nicht anwesend sei.

So vergingen die Minuten.

Plötzlich aber wandte sich Martha zurück, trat langsam auf Wolf zu, sank vor ihm nieder und riß ihn zu sich herab. „Behalte mich lieb. Verachte mich nicht, Wolf — Verzeih'!“

Erst in vorgerückter Nachtstunde legte Wolf den schweren, pelzgefütterten Abendmantel um Marthas weiße Schultern, und erst nach Mitternacht, mit dem neubeginnenden Tage trat Wolf in die geheiligten Räume seines Hauses und suchte vorm Einschlafen seine Gedanken zu ordnen.

„O, wie spät, mein Wolf!“ flüsterte Esther im

Halbschlaf. „Komm, gieb mir die Hand, küsse mich — Du — Du —“

Vielleicht haftete noch etwas von dem Parfum des leidenschaftlichen Weibes an ihm. Vielleicht — denn Esther zitterte. Halb drängten sich ihre Lippen zu den seinigen, halb schauderte ihr, und der schwarze Kopf sank abgewendet in die spitzenbesetzten Kissen.

* * *

Nach der vorerzählten Begegnung hatte Wolf seine Verwandten nicht wiedergesehen. Er litt selbst darunter und würde auch Karl ein gutes Wort gegeben haben. Aber Regines spöttische Weisheit war ihm mehr als unbequem, und ihr gegenüber den ersten Schritt zu thun, verboten Trotz und Eitelkeit. Selbst Esthers Zureden half nichts; überhaupt war ihr Einfluß im Schwinden. Des Mannes Gedanken waren angefüllt von ehrgeizigen Plänen und seinen vielerlei Passionen, die wuchsen, je günstiger seine Spekulationen ausfielen. Dinge, die er früher nur dem Hörensagen nach gekannt, bildeten einen Hauptgegenstand seines Denkens und Trachtens. Der Koursstand von Kredit und Lombarden beschäftigte ihn mehr, als Esther mit ihren zarten Aufmerksamkeiten, und die abendliche Geselligkeit trat wieder ganz

in den Vordergrund. Er arrangierte auch größere Gesellschaften in seinem Hause, gab Diners und Soupers und suchte vornehmlich den Umgang mit der Geld-Aristokratie, mit der er immer engere Fühlung zu nehmen bemüht war.

Sein Übermut fand Nahrung durch den Umstand, daß er im Laufe des Winters mehrere Male glückliche Proben seiner Fähigkeiten hatte ablegen können. Zufolge seiner klugen Findigkeit war es ihm gelungen, im letzten Moment einen zweifelhaften Prozeß zu gewinnen, welcher seit Jahren schwebte, und seiner Gewandtheit war auch der Abschluß einer vielumworbenen auswärtigen Emission zu verdanken, welche die Börse außerordentlich günstig aufnahm.

So schwamm er denn blind in seinem Ehrgeiz und in seinem Glück und vergaß die mephistophelische Lache des Schicksals hinter den Koulissen.

Indessen waren dies Dinge, welche sich in den Verhältnissen begründeten, für welche auch manche Entschuldigungsmomente sprachen.

Wolf war jung, temperamentvoll und zufolge seiner bedeutenden und eigentümlichen Veranlagung nicht ganz nach der üblichen Schablone zu messen.

Aber etwas anderes hatte er noch in der Zwischenzeit bewerkstelligt, was keineswegs harmloser Natur war, und der Weg dazu wurde ihm durch einen

Umstand geebnet, der, an sich in keinem Zusammenhange, doch ein verderbliches Vertrauen zu ihm erhöhte.

Es war Wolf gelungen, zu Gunsten einer alten Klientin der Bank einer Schurkerei ihres Bevollmächtigten auf die Spur zu kommen, den Menschen zu entlarven und im Augenblick der höchsten Gefahr der Dame ihr ganzes und sehr bedeutendes Vermögen zu retten. Sie hatte zugestimmt, daß mit ihrem Kapital ein Komplex im Osten der Stadt erworben werden sollte. Aber Wolf — mißtrauisch gemacht — forschte nach und ermittelte, daß es sich um eine abgekartete Sache handelte. Jener hätte einen übermäßigen Provisionsgewinn eingestrichen, und die vertrauensvolle Frau wäre in den Besitz gänzlich aussichtsloser und unrentabler Werte gekommen.

Auch in den Berliner Zeitungen war zufällig von dieser, Wolfs Umsicht und Geschicklichkeit so große Ehre machenden Angelegenheit die Rede gewesen, und die dadurch besonders in seiner Umgebung hervorgerufene günstige Stimmung benutzte er, um Frau Mendelsohns Einwilligung zu erlangen, daß Esthers Erbteil bei der Kreditbank in Depot gegeben und auf seinen Namen geschrieben wurde.

Auf dieses Depot nun gestützt, begann Wolf, von einem mit der Bank liierten Makler wiederholt animiert,

zu spekulieren, und als ihn das Glück begleitete und immer von neuem günstig war, verlor er die bisherige Besonnenheit und wagte ungeheure Summen.

Anfänglich war Frau Mendelsohn seinen Wünschen nicht eben sehr zugänglich gewesen, aber sie leitete mehr ein Erfahrungsgefühl, als ein Bedenken gegen Wolfs ehrliche Absichten. Die Dinge vollzogen sich gegen ihre Voraussetzung günstig und nur zu gern redete sie sich ein, daß sie ihren Schwiegersohn zu gering geschätzt habe.

Aber schon nach einem Jahre wendeten sich die Dinge. Wolf verlor, statt zu gewinnen, und nicht nur die Ergebnisse seiner Spekulationen gingen dahin, sondern auch das Kapital wurde in erhebliche Mitleidenschaft gezogen.

Esthers Vermögen schmolz mehr und mehr, und naturgemäß verringerten sich mit dem Schwinden dieses auch die Zinserträge, auf die Rochaus neben ihren sonstigen Einnahmen angewiesen waren. Dabei wurden die Ausgaben für den kostspieligen Haushalt und Wolfs mancherlei Neigungen und Thorheiten durchaus nicht geringer, und schließlich hatte er sich so verwickelt, daß er schon klares Denken gar nicht mehr aufkommen ließ.

Es war im Nachsommer, als Wolf eines Abends sehr spät nach Hause kam — am Mittag waren die

Papiere infolge Kriegslärms abermals gefallen, und eine eben stattgehabte Zusammenkunft mit Martha machte ihn unfrei und beklommen — sich an dem Tische des Wohnzimmers niederließ und hier, in tiefes Grübeln verloren, vor sich hinstarrte. Ein angstvolles Gefühl ließ ihn heute nicht ins Schlafgemach treten; auch stürmten die Gedanken zu heftig auf ihn ein.

Drohende Gestalten stiegen vor ihm auf. Er sah die ernste Miene in dem hageren Gesicht seiner Mutter, Martellier grinste ihn schadenfroh an, und Karls trauriges, vorwurfsvolles Auge blieb auf ihm haften. Und nach diesen sah er Regine, die mitleidig die Hand nach ihm ausstreckte, aber in deren stillem Kopfschütteln zu lesen war:

Warum bist Du nicht Esther gefolgt? Warnten wir Dich nicht? Vergangenheit, Gegenwart und — Zukunft gingen an seinem Auge vorüber. Er stöhnte und marterte sich. Er fühlte, daß er im Sumpfe steckte und nicht mehr die Fähigkeit hatte, sich herauszuwinden. Die Depots in der Bank waren bereits überschritten.

Zu den Folgen unbesonnenen Handelns gesellte sich nun Verheimlichung und Lüge. — Ja, Lüge, denn seiner Schwiegermutter und Esther berichtete er auf ihre Fragen lediglich von Erfolgen.

Und neben der Lüge stieg der Betrug auf, denn wenigstens mit seinen Gedanken hatte er Esther schon betrogen. Ein solches Geschöpf hintergehen — wie Esther!

Jetzt war es noch Zeit!

Aber sein Charakter — er fühlte es und vermochte es doch nicht zu ändern — verführte ihn noch zu folgenschwereren Schritten. Schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust. Wo war ein Ausweg aus diesem Wirrsal? Und immer wieder stieg Marthas Gestalt vor ihm auf, ihre Schmeichelreden drangen auf ihn ein, und die Erinnerung an die giftigen Süßigkeiten, die sie ihm bot, indem sie seiner Eitelkeit schmeichelte und alles, was er that, bewunderte, verzehrte vorübergehend alle ernsten Dinge, alles Vernünftige, alle nachdenkliche Reue.

Nein! Er konnte jetzt Esther nicht unter die Augen treten! Unmöglich! Es würde sich finden, was er ihr sagte, wenn er selbst am Morgen erst nach Hause kam! Irgend eine Ausrede würde er zur Hand haben, und ob sie diese glaube — gleichviel — im Tageslicht, unter der Nötigung, seinen Pflichten nachzugehen — stumpften sich die scharfen Spitzen ab. — Jetzt, jetzt ging er wieder hinaus ins Freie, auf die Straße, ins Café Bauer, in ein anderes Café, wo er im Menschengewühl, beim Gläser-

klappern, unter Kerzenschimmer und unter begehrlichen Frauenaugen seine Gewissensbisse tötete. Und er stand wirklich auf, öffnete vorsichtig die Wohnstubenthür und schob den Drücker leise ins Schloß.

Und gerade als er hinausschlüpfte, — er bemerkte es nicht — erschien im Nachtgewande eine Gestalt in der gegenüberliegenden Thür und stand wie erstarrt von diesem Anblick. Sie sah die Heimlichkeiten seiner Bewegungen, und sie wußte, daß er floh. — — Sie hörte, daß die Treppenthür leise geöffnet ward, — aber sie rührte sich nicht, — sie ließ ihn gehen.

* * *

Esther, — es war Esther — schlief nicht mehr in dieser Nacht!

Der Augenblick war nun doch gekommen! Wolf hielt nicht sein Wort; er vertraute sich ihr nicht an! — Wie? War's Wahrheit oder sah sie zu düster!? Vielleicht! Er würde den nächsten Tag reden, Trost, Rat und Hilfe bei ihr suchen. Nein, nein! Er würde nicht kommen, und deshalb mußte sie jetzt handeln! Was war alles geschehen? So lebendig stieg's plötzlich vor der Seele des jungen Weibes auf, daß sie hätte vor ihn treten und sprechen können: „Rede, beichte Wolf. Noch ist es Zeit. Und sieh,

hier ist, — wenn auch mit sorgenvoller Miene, Dein bester Freund!"

Ja, so wollte sie sprechen, und unter diesem Entschluß raffte sie sich auf und suchte ihr Lager. Aber als sie ruhte, wurden aus den leichten Höhen ihrer Vorstellungen riesige Berge, und in diesen zuckten verhaltene Feuer und warfen zuletzt brennende Körper in die aufgeschreckte Umgebung.

Eine so namenlose Angst kam über sie, daß sie wieder emporsprang und Licht anzündete. Sie sah Wolf in einem heimlichen Zimmer mit einer Frau, die ihn stürmisch umhalste und an sich zog.

Sie schüttelte sich, sie ballte die Hände, und wenn sie sich löften, fuhr sie durch die schwarzen Haare und machte die Stirn frei, auf der die Linien jenes halben Wahnsinns erschienen, die Angst und quälende Sorge eingraben.

„Wolf! Wolf!" schrie die Frau. Sie schrie es, denn neben diesem Bilde stiegen noch andere Erscheinungen auf. Wolf hatte etwas Unehrenhaftes gethan, er war entlassen, sein Name befleckt, er war ein Bettler, hatte sich vergriffen an fremdem Eigentum und sich schon gedemütigt — vergeblich gedemütigt.

Und vorher gingen noch andere Dinge, Dinge, die so entsetzlicher Natur waren, daß Esther in Angst-

schauern zusammenflog. Er trat vor sie hin und erklärte ihr, daß er ihr nicht mehr angehören könne. Nicht ein vorübergehender Rausch sei es, der ihn fortgerissen, — nein, er müsse einem fremden Weibe ganz sich zu eigen geben! War's nicht immer so, wenn der Teufel Geld jeden Genuß gefügig machte, wenn sich mit dem Rausche des Wohllebens die Unterscheidungen sittlicher Grenzen verwischten?

Endlich trat ein kühner und entschlossener Ausdruck in Esthers Mienen, etwas von jenem Ausdruck, den wir in den klassischen Köpfen großer Menschen bewundern. Sie richtete sich empor und sammelte ihre inneren Kräfte. Es sei noch nicht zu spät! — sagte ihr eine Stimme. Und die Stimme hatte Recht. Sie fühlte es.

Es war gut, daß diese schwarzen Schatten ihrer Vorstellungen vor ihr aufgestiegen waren, sie hatten sie aufgerüttelt.

Hatte sie sich Wolf Rochau nur zu eigen gegeben, um seinen Liebeseinflüsterungen zuzuhören? Nein! Sie hatte Pflichten übernommen, und diese wollte sie in Klugheit und Sanftmut üben!

* * *

Als Esther am folgenden Morgen am Frühstückstisch erschien, saß Wolf an seinem gewohnten Platz. Sobald er sie sah, sprang er empor und umarmte sie.

„Hast Du Dich geängstigt, Esther? Eben wollte ich zu Dir. Ich bin sehr spät nach Hause gekommen und mochte Dich nicht stören."

„Gewiß habe ich mich geängstigt, Wolf," erwiderte sie ohne Vorwurf in den Mienen.

„Ich war schon im Hause," fuhr Wolf, klug berechnend, fort. „In allerlei Gedanken verloren, setzte ich mich ins Wohnzimmer, um noch eine Zigarre zu rauchen. Plötzlich überfiel mich ein unruhigs Gefühl. Ich konnte nicht schlafen — und ging wieder ins Freie. Du bist nicht aufgewacht? Ich ging sehr leise, um Dich nicht zu stören."

„Nur deshalb, Wolf?" fragte Esther, setzte die eben emporgehobene Tasse vom Munde ab und sah ihrem Manne ins Auge.

Esther wollte mehr sprechen. Sie wollte ihn fragen, wo er in der Zwischenzeit gewesen sei, da er selbst keine Auskünfte gab. Aber sie schwieg. Erst nach einer längeren Pause sagte sie:

„Du wirst jetzt sehr müde sein, Wolf. Willst Du nicht lieber ruhen? Wir könnten in die Bank schicken und Dich wegen Unwohlseins entschuldigen."

Wolf schüttelte den Kopf; er bewegte ihn mit einer so sorglos-gleichgültigen Miene, als ob er sich gar nicht bewußt geworden sei, wie viele stumme, vorwurfsvolle Fragen zwischen den letzten Worten gelegen hatten.

„Nein, Esther — wir haben Ultimo! Ich kann heute nicht fehlen, und je früher ich gehe, desto besser. Ich will auch jetzt aufbrechen — —“

Es zuckte in ihm bei diesen leicht hingeworfenen Worten; er konnte es nicht erwarten, daß sie ihn entließ; er zitterte vor der Möglichkeit, daß sie ihm nachträglich eine Szene machen werde.

Aber sie sagte nichts, seine Befürchtungen waren unbegründet.

Als er aufstand, legte sie die Hände an seine Schultern.

„Schone Dich, mein Wolf! Arbeite nicht zu viel — und komme nicht zu spät zu Tisch, Du mußt nach dem Essen ein wenig schlafen.“

Nur Sorge, nur Zärtlichkeit schwammen in ihren Augen, und Wolfs Herz schmolz bei solcher Sanftmut und Herzensgüte.

„Wohl, liebe Esther,“ sagte er warm und drückte ihr die Hand. „Und heute Abend wollen wir gemütlich beisammen sein. Wir werden musizieren. Ich freue mich schon darauf.“

Noch einmal schaute er sich um. Ihr ernstes, liebevolles Auge traf ihn, und sie bewegte das Haupt, als sei nichts, gar nichts fremdes zwischen ihnen, als sei nur stille, vertrauende Liebe aus einem unbewegten Innern emporgestiegen.

Kaum eine Stunde später, nachdem sich Wolf entfernt hatte, wurde Esther von einem der Bankboten ein Brief überbracht.

„Liebste Esther! Direktor Testen ist heute Nacht plötzlich am Schlage gestorben. In der Bank herrscht große Aufregung; ich selbst bin sehr erschreckt. Er war ein braver Mensch und ich hatte ihn gern.

Ob dieser Todesfall von günstigen Folgen für mich sein wird? Auch das beschäftigt mich. Näheres mündlich.

Wolf."

Zufolge dieses Ereignisses traten die persönlichen Angelegenheiten zwischen Wolf und Esther bei ihrer Begegnung am selben Tage in den Hintergrund. Es schien nicht auffallend, daß ersterer der gestrigen Nacht mit keiner Silbe erwähnte. Er folgte so sehr den ihn durch diesen Zwischenfall allein bewegenden Gedanken, daß sie ihr ursprüngliches Vorhaben, mit ihm zu sprechen, aufgab.

Aber durch andere Umstände ward ans Tageslicht

gefördert, was ihr ahnte und was zu erfahren sie doch nur allzu große Scheu empfand.

Wolf ward nach Beendigung des Gespräches einsilbig, warf sich auf die Chaiselongue, rauchte und grübelte vor sich hin.

„Ich möchte Karl gern sprechen," stieß er plötzlich heraus. „Was sagten Rochaus, als Du gestern bei ihnen warst? War von mir die Rede?"

Esther, die fleißig arbeitend an einem Tische in der Mitte des Zimmers saß, sah empor und nickte. „Ja, Regine äußerte, es mache ihr nichts, das erste Wort zu geben, aber sie wolle nicht von Dir zurückgewiesen werden. Um Karls willen, der unter dieser Entfremdung litte, wolle sie es thun."

„Und das hast Du mir gar nicht erzählt, Esther?" fiel Wolf mit einem vorwurfsvollen Anflug im Tone ein.

„Nein! Männer müssen wissen, wie sie handeln, und die Folgen tragen. Auch fand ich es unwürdig, die Sache in dieser Weise auszugleichen. Noch mehr! Du mußt den ersten Schritt bei Deinem Bruder thun, Wolf."

„Ja, bei Karl. — Ich gebe das zu. Aber bei Regine? — an ihr ist's, mir abzubitten; — nicht um Karls willen, sondern aus ehrlicher Einsicht hätte sie längst ein Wort schreiben oder sprechen können. —

Doch gleichviel! Ich will sie morgen vor Tisch besuchen. Am liebsten möchte ich Karl noch heute Abend sprechen."

„Heute Abend? Hast Du einen besonderen Grund?"

Wolf antwortete nicht.

So ernst, so abgeschlossen, so traurig saß Esther vor ihm. Und so gut, so besonnen, so duldsam war sie. — Und er! Wolf?

Das furchtbare Geheimnis, das er mit sich herumtrug, einmal mußte es heraus! Aber, wenn er wirklich den Anlauf nahm, alles zu bekennen, Esther zu gestehen, daß er ihr ganzes Vermögen leichtsinnig verthan hatte, liefen solche Schauer durch seine Seele, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Und doch wußte er, daß sie ihm keinen Vorwurf machen werde. Aber durch seine Eröffnungen an den Tag zu legen, wie leichtsinnig er gewesen war, wie tadelnswert er gehandelt hatte, das verbot sein falscher Stolz. Und nun hatte er vielleicht die Anwartschaft auf einen angeseheneren, einträglicheren Posten.

Neues Glück eröffnete sich ihm! Immerfort ging derselbe Gedanke durch seinen Kopf: Wiedergewinnen, was er verspielt! Alles konnte noch gut werden, wenn Karl helfen wollte. — Wie war das

zu machen? Die Wahrheit durfte er ihm nicht sagen. Und Karl belügen? Nimmermehr! Aber einen Vorwand mußte er doch haben! Er würde ihn seinen Wünschen gefügig machen, wenn er ihm vorstellte, alles stehe auf dem Spiele, Ehre, Ansehen —

So sann er hin und her und gelangte zu keinem klaren Entschluß. Vorläufig stand nur fest, daß er sich mit seinem Bruder versöhnen mußte.

Esther schob den Schirm der Lampe etwas höher, wandte, als Wolf so schweigsam blieb, den Blick zu ihm und sagte:

„Beschäftigt Dich der Todesfall noch immer, Wolf?“

„Wie, was?“ fragte Wolf aus seinem Grübeln aufgerüttelt. „Der Todesfall? Nein — ja! — Weshalb meinst Du?“ —

Nun stand Esther auf und ging zu ihm. Er zitterte vor ihrem Nähertreten. Jetzt wußte er, was kommen werde. Zu schuldig fühlte er sich, um nicht zu beben vor dem, was sich aus ihrem Innern herausdrängen würde und was mit sanfter Trauer in ihrem Auge sich so deutlich widerspiegelte.

Esther litt, und vor dem Angstschrei, der sich ihrer Brust entwinden werde, bangte dem Manne aus Liebe. Aus Liebe und aus Scham!

„Wolf!“

„Esther?“

Sie lag an seiner Brust und weinte.

„Was hast Du?“

„Du weißt es.“

„Nein.“

Sie bewegte den Kopf, sie widerlegte stumm dieses falsche Nein.

„Sag’ mir alles, Wolf! Sag’ mir alles!“ klang es in seinen Ohren. — Alles? Wenn er ihr enthüllte, was ihn bedrückte, was blieb doch immer zurück — —?

Welch ein Elender war er!

Ein solches Herz zu verraten, so das Glück mit Füßen zu treten! Nichts zu sein, als ein unedles, flimmerndes Metall, ohne Gehalt. Seine Mutter stieg wieder vor ihm auf. Wie oft erschien sie ihm! Regine — Martha — Martellier —

Wolf stöhnte auf in seiner Qual.

„So will ich sprechen!“ hob Esther an, strich das Haar zurück, setzte sich neben ihn, und seine Hand fest umschließend, als ob ihm dadurch der Mut des Bekenntnisses leichter werden könne, sie sanft drückend, um ihm dadurch mit stummen Worten zu sagen: nicht als Kläger, als Freund sei sie hier, fuhr sie fort:

„Weshalb willst Du Dich jetzt, gerade jetzt mit Karl aussöhnen? Sind es geschäftliche Gründe?"

Sie sah ihm scharf ins Auge.

„Mache keine Ausreden. Sprich die Wahrheit. Die Stunde ist heilig! Antworte."

Alles lag darin.

Und da nahm Wolf alle Kraft zusammen, löste seine Rechte aus der ihrigen, glitt über sein sorgenkämpfendes Gesicht und sagte:

„Nun, höre denn, Esther. Unser — Vermögen ist verloren, so gut wie alles verloren."

Sie bewegte zustimmend das Haupt, und — „Ich wußte es," sagte sie leise. Es klang so einfach, so rührend. „Und was soll Karl?" fügte sie, sein in Scham abgewandtes Auge suchend hinzu.

„Ich kann alles wiedergewinnen, Esther, wenn er — er mir ein wenig entgegenkommen will."

Ein Dolchstoß hätte nicht tödlicher wirken können, als diese Worte. Nun auch in frevelhaftem Leichtsinn noch den braven Karl ins Unglück bringen.

„O, Wolf, Wolf!" zitterte es in der Brust des Weibes; aber kein Wort kam über ihre Lippen, kein tadelnder Blick traf den Mann, der nun aufsprang und in überströmenden Worten sprach, alles auseinandersetzte, sich entschuldigte und schon wieder voll von Illusionen war, weil sie ihn nicht gescholten, weil

der Bann von seinem Innern gelöst und seine Pläne von ihr nicht getadelt waren. Und Esther ließ ihn auch ferner ohne Einwand sprechen. Es war doch vergeblich! Je weniger Einwände sie jetzt machte, je eher fand er sich selbst wieder.

„Und Du zürnst mir nicht, Esther?“ flüsterte Wolf am Schluß seiner langen, hastigen Rede.

Daß Esther gar keine Enttäuschung, keinen Schmerz an den Tag legte, ängstigte ihn fast. War seine Schuld so groß, daß ihr die Worte fehlten? Lag in ihrem Schweigen der strengste, vernichtendste Tadel?

Nein! Sie war eben so gut, verstand alles — und fand Entschuldigung für ihn in den widrigen Umständen.

Esther schüttelte das Haupt.

„Wenn Du mich nur lieb behältst!“ sagte sie. „Alles andere ist gleich! Hast Du mich ganz so lieb wie früher? Bin ich allein Dein Alles auf der Welt?“

Glühende Eisen drangen in Wolfs Seele. Er hätte am liebsten aufschreien mögen. Mehr noch! In dem Ekel über sich selbst wäre ihm eine Kugel in die Stirn in diesem Augenblicke eine Erlösung gewesen.

Er küßte sie, statt ihr zu antworten, er umhalste

sie, um die Antwort zu umgehen. Noch saßen Wahrheit, Scham und Ehrgefühl in seinem Innern.

* *
*

Unter der Nachwirkung der erregenden Gespräche und der schlaflosen Stunden schlummerte Wolf später am Abend ein. Esther saß neben ihm. Träume schienen ihn zu ängstigen, häufig öffnete er den Mund und warf sich hin und her.

Aber er schlief, und dies schien Esther ein Wink für ihre Pläne. Sie eilte an den Schreibtisch, setzte einen Brief an Regine auf, klingelte und befahl der Magd, diesen sogleich fortzutragen.

Das Schreiben lautete:

„Meine liebe Regine! Sorge dafür, daß Karl morgen Vormittag nicht für Wolf zu Hause ist, besser auch, Du vermeidest eine Begegnung mit ihm aus irgend einem Grunde, wenn er nach Dir fragt. Ich muß Euch Beide in wichtiger Angelegenheit sprechen und werde gegen zehn Uhr dort sein."

Und so geschah es.

„Ist's möglich?" rief Karl in furchtbarer Erregung, als Esther mit rücksichtsloser Offenheit erklärte, wie die Dinge lagen. Noch nie hatte Regine ihren Mann so gesehen. Der ruhige Karl war völlig verwandelt.

„Der Bube!“ rief er und ging in heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Und ich? Was soll ich? Was will er von mir?“

„Deshalb komme ich eben,“ hub Esther sanft an und ließ durchblicken, wie sehr sie der harte Ausdruck berührte. „Ich wollte Dich bitten, ihm keinerlei Gehör zu schenken, Dich vorbereiten, daß er kommen würde, Dich ersuchen, ihm ins Gewissen zu reden. Er soll nicht wiedergewinnen wollen, sondern sich in das Unvermeidliche fügen, nicht verzweifeln, sondern den Verlauf betrachten als eine Lehre! Und noch eins. Zürnt ihm nicht. So vieles dient zu seiner Entschuldigung. Das Glück hat ihn überschnell begünstigt, sein Temperament ist rasch — geschlossenere, stärkere Naturen würden vielleicht gestrauchelt sein. — Im Grunde ist's doch nur das Drängen nach dem Großen, nach dem von der gewöhnlichen Alltäglichkeit Abweichenden, was ihn fortriß, und besser — ein Vermögen zu verlieren, als —“

„O, Du herrliche Seele!“ fiel Regine ein und umarmte Esther, die ihre Thränen nicht zurückzudrängen vermochte. — „Und ein solches Geschöpf konnte Mama Rochau von sich stoßen!“

Karl nickte, aber noch immer war die Empörung zu stark in ihm, um sich einer weichen Empfindung hinzugeben.

„Also auch noch seine eigenen Aussichten, die meinigen vielleicht, wollte er dransetzen, um das Glück von neuem zu versuchen!“ stieß er heraus. „Wie Recht, wie Recht hatte meine Mutter, und wie wenig verdient er das Vertrauen, welches man ihm schenkt. Wenn die Herren in der Bank erfahren, wie leichtfertig er mit dem Hab und Gut seiner Frau umgegangen ist, werden sie sich wohl überlegen, ihm das Schicksal des Instituts in die Hand zu legen.

Nichts ist es mit besseren Aussichten! Ein Unglück ist es sogar. Heraus muß er aus dem ganzen Geschäftsgetriebe. Ihr hattet Recht. — Alles müssen wir daran setzen, um ihn in ein anderes Fahrwasser zu bringen. — Wolf. Wolf! Wie empörend hast Du gehandelt!“

„Ich teile vollkommen Deine Ansicht,“ hub Regine an. „Aber nicht so wollen wir die Dinge auffassen. Wie Esther es meint und will, ist's gut. Ruhig und besonnen werden wir vorgehen, und der erste Schritt wird sein, Wolf durch bestimmtes Verweigern von einem noch verderblicheren Wege abzuleiten. Sprich auch nicht zornig mit ihm, Waldmann Doktor, sei ernst und entschieden, aber pflanze gute Hoffnungen vor ihm auf. Wolf ist im Grunde ein braver und ein guter Mensch. Schwächen haben wir alle, und die Folgen der seinigen sahen wir voraus. Nun

heißt's nützen, heilen, versöhnen von seiten aller derer, die ihn lieb haben."

Esther sprang empor und warf sich an Reginens Brust. Sie hatte keine Worte, aber sie weinte verzehrend. Und so bedürftig war sie des Trostes, daß sie erst wich, als endlich die vorgerückte Stunde sie an ihre Pflichten mahnte.

Als Wolf abends nach Hause kam, war er in sehr ernster Stimmung und gegen Esther äußerst wortkarg. Während sie das Abendbrot bereitete, setzte er sich ans Klavier und phantasierte, und dann sprang er wieder empor und starrte auf die Straße.

„Ist es Dir gefällig?" fragte Esther mit sanfter Stimme. Wolf, aus seinen Gedanken aufgeschreckt, wandte sich hastig um, dann ging er, den Kopf neigend, neben ihr ins Speisezimmer. Aber er sprach nicht, aß rasch und sah nicht einmal zu ihr auf.

Endlich brach Esther das Schweigen.

„Warst Du bei Rochaus, Wolf?"

„Ja!"

„Nun?"

„Ach! Er ist ein Pantoffelheld! Für alle Fälle von Regine instruiert! Ich habe nie in meinem Leben einen solchen Ärger gehabt, und ich bereue nur, daß ich denen überhaupt ein gutes Wort gegeben habe."

„Mein Wolf! Warst Du nicht heftig? Ich weiß es nicht! Ich denke so! Du wirst Dir alles überlegen, morgen ruhiger denken!“

„Gewiß nicht! Und jetzt, jetzt, wo ich in der Bank die glänzendsten Aussichten habe! Schon heute kam die Neubesetzung zur Sprache, und es fielen Äußerungen, aus denen hervorging, daß man in erster Linie an mich denkt — —“

„Aber dann ist doch alles gut! Was willst Du noch mehr, Wolf? Deine Einnahmen werden sich erhöhen, die Zinsen unseres Vermögens können wir bei richtiger Einschränkung entbehren. Gieb doch die anderen Gedanken auf! Und Wolf! Ist es nicht denkbar, daß Du Karls Bürgschaft für neue Spekulationen mißbrauchen könntest? Wo liegt die Gewähr fürs Gelingen?“

„Gerade, als ob ich die drüben in der Markgrafenstraße sprechen hörte! Zu verlieren ist nichts, höchstens zu gewinnen.“

„Reizt Dich denn das Geld so?“

„Reizen, Esther!? Nein, ja! Ist es nicht natürlich, daß man Verluste wieder einholen möchte!? Bin ich es nicht Dir, — Deiner Mutter schuldig?“ Wolf sprang bei diesen Worten auf. „Wenn ich bedenke, daß das alles hin ist, ich könnte gegen die Wand rennen!“

„Ja, so ist es!“ fiel Esther sanft und vorwurfsvoll ein. „Dich hat der Spielteufel erfaßt! Armer Wolf! Wer rettet Dich?“

„Spielteufel? Das sind solche Weiberschwätzereien. Spekulieren ist so gut eine geschäftliche Thätigkeit wie jede andere, welche ihren Lohn trägt.“

„Oder nicht trägt! Das eben ist's! Es ist kein Erwerb aus ehrlicher Arbeit.“

„Dann sind auch Politiker Narren und andere dazu. Die Menschen urteilen, wie sie es verstehen. Eben so viel Umsicht, Einsicht, Erfahrung und Glück gehört zu der Ausnutzung der Chancen des Geldmarktes, wie zu tausend anderen Dingen. Am grünen Tisch in Homburg ward einst gespielt. Das war Spiel.“

„Gut, nehmen wir an, daß Du in der Sache Recht hast. Aber fassen wir einmal die Konsequenzen ins Auge. Es ist doch eine Thatsache, — verzeih, jeder Vorwurf liegt mir bei der Erwähnung fern — daß Du unser Vermögen verloren hast, daß Dir das Eingeständnis schon eine Pein ist, daß dieser Umstand Dich sogar in Deiner weiteren Karriere hindern, ja sie illusorisch machen kann! Ist denn ein solches Geschäft ein gutes, ehrliches Geschäft, zumal, wenn keinerlei Nötigung dazu vorlag?

Und weiter: Angenommen, daß es Dir durch

Karls Hilfe gelingt, den Verlust wieder einzuholen — ich weiß nicht, ich verstehe es nicht, aber ich denke nur, um solche Summe wieder zu gewinnen, bedarf es eines großen Anlagekapitals — was dann? Du wirst abermals das Glück versuchen und vielleicht von neuem und mehr verlieren! Hast Du überhaupt ein Recht, mit fremder Menschen Geld dergleichen zu unternehmen?"

„Ach, das ist's ja nicht allein" — stieß Wolf zu Esthers Schrecken heraus.

„Nicht allein, Wolf?" wollte Esther rufen, aber sie bezwang sich. „Nicht allein?" forschte sie ohne Erregung in der Stimme.

Wolf antwortete nicht.

Nun stand alles auf dem Spiel; Esther wußte jetzt, daß Wolf noch Verpflichtungen hatte. So lag die Sache. Es schnitt ihr in die Seele, sich dies klar zu machen; sie sträubte sich dagegen, aber ihr nüchterner Verstand wußte nur zu gut, daß sie sich nicht täuschte.

„Wie viel brauchst Du, Wolf? Ich weiß jetzt, daß Du noch Vorschüsse zu decken hast, daß Du deshalb in solchen Sorgen bist, daß die Enthüllung dieser Thatsache Dich beschäftigt. Es handelt sich um Ehrensachen. Gut! Sprich! Jetzt stehe ich ganz an Deiner Seite!"

Wolf wollte leugnen, aber bei diesen hochherzigen Worten fand er keine Gegenrede, und schweigend, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, warf er sich aufs Sopha.

„Wie viel, mein Wolf?" tastete Esther mit sanfter Miene sich ihm nähernd.

Wolf bewegte abwehrend die Schultern.

„Ist's eine große, unerschwingliche Summe?"

Die Hände lösten sich von des Mannes Antlitz.

„Nein, Esther, aber es ist doch sehr viel."

„Und sagtest Du das Karl?"

Wolf verneinte kopfschüttelnd.

„War es Recht, Wolf, den wahren Grund zu verheimlichen und war es besonnen, klug, — war es ehrenhaft, um Launen willen auch sein Vermögen aufs Spiel setzen zu wollen? Konntest Du nicht voraussetzen, daß er Dir das abschlagen würde? Ich wollte Dich gestern nicht durch Widerspruch reizen; ich hoffte auch, ich hoffte — O, o, Wolf — —"

„Was ist, Esther? Du weinst? Zerschneide mir das Herz nicht."

„Ja, Wolf, ich weine um Dich. Ich hoffte, daß Dein besseres Ich Dir das selbst sagen werde. Ich hatte so großes Vertrauen zu Dir."

Eine lange, stumme Pause trat ein. Die Welt lag tot und grau vor den beiden Menschen, die vor

Jahren sich ihren goldenen Himmel aufgebaut und an die Beständigkeit des Glückes geglaubt hatten! Wie ganz anders war's geworden! Wie trostlos lag die Zukunft da. Schon nach wenigen Jahren war alles dahin, schien vernichtet, Glück, Ehre, Existenz —

Und wie helfen? Esther sann und sann. Noch blieb das Vermögen, von dessen Zinsen ihre Mutter lebte. Aber es knüpften sich zahlreiche Legate an dieses; kaum ein Dritteil kam dermaleinst zwischen Esther und Martha zur Verteilung, und keinerlei Aussichten waren vorhanden, keinerlei Möglichkeit gab es, auf die Kapitalien jetzt irgendwie zu rechnen!

Einer konnte helfen! — Esther faßte einen Entschluß, aber sie unterdrückte, was durch ihr Inneres ging, und warf nur einige Worte hin:

„Es giebt vielleicht einen Weg, Wolf," hob sie an. Ich werde darüber nachdenken. Aber nur Klarheit! — Wie groß ist die Summe, die Du brauchst, um Dich frei zu machen?"

Sie zitterte vor seiner Antwort. Wolf nannte den Betrag, und die Frau atmete auf.

* * *

Doktor Karl Rochau saß neben Regine im Wohnzimmer. Eben war er von einem Krankenbesuch heimgekehrt, und noch lagen die Spuren scharfer Ermattung auf seinem ernsten Gesicht.

„Na, ja! Merk's Dir! Die Erlaubnisscheine werden morgen fertig gedruckt sein! Und von jetzt ab hast Du Dir jedesmal einen zu lösen, wenn Du Dich zu einer abnormen Zeit fortschleichen willst. Nein, nein, wirklich. Es ist gar kein Grund zu einer lächelnden Miene, wie Du sie jetzt aufsteckst. Die Sache ist sehr ernsthaft. So geht das nicht länger. Ich will auch etwas von meinem jungen Leben haben. Wie Du nun wieder abgespannt aussiehst! Polizeilich verboten werden sollte das Erkranken um nächtliche Zeit!"

„Es ist gar nicht das, Regine," erwiderte Karl. „Es ist etwas ganz anderes, was mich beschäftigt. Die Sache mit Wolf. Sie geht mir nicht aus dem Kopf. Es muß etwas geschehen!"

„Natürlich! Den letzten Rock würdest Du hingeben, sogar den mit dem verführerischen Schnitt, — wie der unbesonnene alte Abraham den Isaak, würdest Du Deine Regine auf dem Opferaltar opfern, um um — Wolf! Na, es ist schon nicht mit den üblichen fünf Sinnen zu fassen.

Es muß etwas geschehen! rufst Du aus. Und wir können betteln gehen wohl über die braune Haid'."

„Sei einmal verständig, höre, Schatz. Ich sprach Esther, ich war bei ihr, um Näheres zu erfahren. Die Sache ist ganz anders, viel schlimmer noch. Wolf hat eine Verpflichtung, eine Schuld von etwa 33 000 Thalern zu lösen, und deshalb, deshalb —"

„So? So? Die hat er noch über Esthers Million Mark verspielt —?"

„Nun ja — eben. Und es handelt sich gar nicht um neue Spekulationen, es handelt sich um Deckung dieser Summe, und wenn, wenn sie nicht beschafft wird, dann —"

„Dann ist der Herr Direktor bloßgestellt und kann Gott danken, daß man die Sache verschleiert, ihm Zeit giebt, allmählich abzutragen. Und dann ist's nichts mit höherer Stellung, vornehmer Miene und allen eingebildeten Eigenschaften, die er doch nun einmal nicht hat. So, — na, — Waldmann, — offen gesprochen — auch das überrascht mich nicht. Und noch mehr, Waldmann, — Du! Du, hörst Du nicht?"

„Du bist so hart, Regine! Es sieht Deinem guten Herzen gar nicht ähnlich —"

„Stillgeschwiegen, Tyrann! Also! noch mehr, Karl! Ich bin nämlich — ganz Deiner Ansicht."

„Na, was ist denn das nun wieder?"

Karl sah seine Frau ein wenig verdrießlich an, aber seine Mienen glätteten sich nur zu bald, als er in ihrem Auge las, wie sie es meinte.

„Braver Kerl!" flüsterte er gerührt.

„Bitte, keine männlichen Zärtlichkeitsworte, Waldmann. Mit meinem guten Willen und Wollen ist doch gar nichts gethan! Oder glaubst Du vielleicht, Du unverbesserlicher Sanguiniker, daß ich Mittwochs, statt in den Wohlthätigkeits-Verein zu gehen, irgendwo im Geheimen Coupons von meinen Papieren abschneide?

O, Waldmann!" fuhr sie fort, schnellte in die Höhe, sah ihn mit blitzenden Augen an und machte unglaublich drollige Gesten. „Waldmann! Hast Du etwa die Unbesonnenheit, mich für eine Kapitalistin zu halten? Ah! Nur deshalb umschmeicheltest Du mich, nur deshalb schwärmtest Du von meinen Fischotteraugen, nanntest mich die duftende Brennnessel Deines Daseins! (Nein? Nanntest Du mich nicht so!? Gut!) und besangest mich einmal in einem Vierzeiligen.

Na, na! Nun äußere Dich freimütig, ohne Furcht und Fehle —!"

„Sei nun vernünftig und höre zu" — fiel

Karl ernst, aber überglücklich ein, daß er keinen Widerstand fand.

„Ich habe mir folgendes gedacht: Ich versuche die Sache in der Bank zu ordnen, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Wolf seine Stellung aufgiebt.“

„Sehr schön gedacht! Er wird sich hüten! Und was dann?“

„Wolf muß in die Rechtsanwalt-Karriere! Da gehört er hin, und bei seinem Namen und Ruf wird's ihm nicht fehlen. Eigentlich ist die Idee von Esther.“

„Ja! Natürlich! Wie immer, was dieses prachtvolle Geschöpf ausspintisiert!“

„Ich will deshalb mit Mama Rochau sprechen. Selbstverständlich werde ich nicht sagen, daß es sich um Wolf handelt. — Wir könnten morgen Abend zum Thee hinübergehen und dann —“

„Ja, hingehen können wir, müssen wir sogar endlich einmal! Aber von Mama Geld? Keinen Pfennig!“

„Na, es kommt darauf an, wie's angefangen wird.“

„Natürlich! Wenn Du schöne Märchenlügen ersinnst. Aber Du und lügen! Der talentloseste Lügner zwischen Berlin und dem Südpol bist Du!“

Am nächsten Abend saßen Rochaus in der Wilhelmstraße und lobten Mama Rochaus Thee und Schinkenschnittchen. Die alte Dame war in der letzten Zeit gealtert, ihr Schnurrbart schien noch mehr gewachsen

und die durchsichtigen Hände zeigten trotzige blaue Adern. Sie sprach über ein neues französisches Buch, welches sie gelesen, und das sie sehr beschäftigte. Es war eine ihrer Eigentümlichkeiten, daß sie die frivolen Romane der Franzosen ohne Skrupel las, deutsche Erzeugnisse ähnlichen Inhalts aber wie den bösen Feind von ihrer Thür verbannte.

Die Werke einer Nathusius, ein Thomas a Kempis und ein Gesangbuch standen neben den gehefteten Hachettes im Bücherschrank friedlich beisammen. Auch berichtete sie von den Vereinen, denen sie angehörte, von ihren Besuchen, tadelte die Köchin und äußerte Zufriedenstellendes über ihren Hauswirt, bat Karl, sich die Kaktus im Nebenzimmer anzusehen, und beriet mit Regine über einen neuen Herbststoff, welcher in Packpapier eingeschlagen auf einem Sessel lag. Es war heute durchaus keine Anknüpfung möglich, selbst Reginens Kunst, eine gute Überleitung auf Karls Pläne herbeizuführen, schien scheitern zu wollen.

Endlich nahm der Doktor die „Vossische Zeitung“ in die Hand, blätterte darin und sagte mit einem fast unnatürlich kühnen Anlauf:

„Ah, hier, hier! — Dabei fällt mir ein, Mama, eine große Bitte! Ich brauche 30 000 Thaler. Willst Du mir die leihen?“

Die alte Dame sah empor, als ob Karl etwas

ganz Unverständliches gesagt habe. Es schien ein Scherz. In Folge dessen guckte sie auch nur einen Moment von einer Wollstick-Arbeit auf, welche beide Damen gerade eifrig musterten, und erwiderte nichts.

„Nun, Mama? Du antwortest nicht? Ich brauche das Geld. Ernsthaft — —“

Jetzt streifte Mama Rochau Reginens Gesicht, sah ihrem Sohn klar ins Auge und sagte:

„Wozu könntest Du eine so große Summe brauchen. Karl? Du irrst Dich! Das ist nicht für Dich, und für andere habe ich kein Geld. Ich brauche es, so lange noch der alte Kopf auf den Schultern sitzt.“

„In der That! Es ist für mich!“ fuhr Karl beharrlich fort. „Und noch einmal: Ich bitte Dich freundlichst und dringend darum. Die Zinsen werde ich Dir vierteljährlich so prompt zahlen wie Dein Bankier.“

Die Alte schüttelte den Kopf und zog die Mundwinkel tief herab. Als sei Staub hineingefallen, so dunkel erschienen sie.

„Ich bedaure, lieber Karl, ich leihe kein Geld aus. Und damit beenden wir wohl das Gespräch! — Geht Ihr denn morgen Abend ins Rubinsteinsche Konzert?“

Regine bestätigte und fand sogleich einen unbefangenen Ton. Die Alte that's doch nicht; so war's schon klüger, die Angelegenheit leicht zu nehmen.

Als sich Rochaus am Spätabend trennten — Karl hatte fast gar nicht mehr gesprochen, während die beiden Damen eifrig schwatzten —, sagte dieser beim Abschied zu seiner Mutter:

„Ich werde nie wieder eine Bitte an Dich richten, Mama. Gute Nacht!“

Der alte Kopf kam in heftige Bewegung; selbst das Unterkinn flog hin und her. Und nur die wenigen Worte lösten sich aus dem Munde der alten Frau:

„Nichts für Wolf, alles für Karl! Das ist meine Antwort, mein lieber Sohn!“

„Siehst Du!“ sagte Regine, als sie auf die Straße traten und sie ihre Hand unter Karls Arm schob. „Wer hatte Recht! Dein göttliches Weib oder —?“

* * *

Viele Beschäftigte an Tischen und Pulten; fleißige Federn.

„Herr Doktor zu sprechen?“

„Bitte, mein Herr; Sie werden schon erwartet.“

Und das Geschäft ward offenbar äußerst glatt erledigt. Wenigstens rieb sich Doktor Ernst Martellier, als sein Klient sich entfernt hatte, vergnügt die Hände und ging mit befriedigter Miene an die unterbrochene Arbeit. Bald darauf ward abermals Jemand gemeldet.

„Wer?“

„Ich weiß nicht, eine Dame.“

Martellier sah auf die Karte und sprang rasch empor.

„Ich lasse sehr bitten —“

Aber er sprach nicht nur diese Worte, sondern eilte, den Schreiber beiseite schiebend, an die Thür und führte nach wenigen Sekunden Esther Rochau ins Zimmer.

„Esther? Du? Welche Überraschung. — Bitte hier, — oder hier. Wo Dir gefällig ist. — Willst Du nicht ablegen?“

Esther schüttelte den Kopf. Sie war bleich, wie ein Mensch nach langer schwerer Krankheit, und in ihren Mienen lag ein zurückweisender Ernst, der Martellier erschreckte.

„Lediglich eine geschäftliche Angelegenheit führt mich zu Dir,“ hub sie mit eisiger Kälte an. „Höre ohne Einleitung, was ich Dir zu sagen habe, was der Grund meines Kommens ist.“

„Bitte!“ schob Martellier mit enttäuschter Miene und in einem eben so veränderten Tone ein. Auch lehnte er sich an die Stuhllehne, als ob irgend ein Unbekannter ihm eine Sache vortragen wolle, bei welcher sein gewohnter, herzloser Verstand allein eine Rolle zu spielen habe.

„Ich brauche dreißigtausend Thaler und bitte Dich,

mir diese auf eine näher zu vereinbarende Zeit gegen gute Zinsen zu leihen. Wie notwendig ich sie brauche, wirst Du aus meinem Schritt ermessen."

Martellier riß die Augen auf. So außerordentlich war das, was er hörte, daß er im ersten Augenblick keine Antwort fand.

„Du, Du, Esther, Geld? Was ist? Ja natürlich. Gewiß wird es sich machen lassen, wenn ich auch nicht selbst — das heißt — ich möchte Dich doch bitten, mir etwas näher zu erklären. — Die Sache kommt so überraschend —"

„Nein, Erklärungen vermag ich so wenig wie besondere Sicherheit zu geben. Es muß Dir meine Person, sowie mein einfaches Ansuchen genügen —"

„Du scherzest" — fiel Martellier ein und steckte in immer stärker aufsteigendem Verdruß, und in diesem auch seine alte überlegene Ruhe zurückgewinnend, eine sehr herablassende Miene auf. Die Worte „ohne Sicherheit" beunruhigten ihn aufs Höchste. Es mußte sich doch etwas ganz Ungewöhnliches zugetragen haben, und Vorsicht war geboten.

Esther zitterte. Ihre Sache schien bereits verloren. Dieser eine Satz sagte genug. Eine artige Miene zu heucheln, war ihr unmöglich gewesen. Mußte sie für Unterlassung dieser büßen, oder hatte sie Martellier immer noch zu hochgeschätzt? Nicht aus guter

Gesinnung, aber aus Klugheit werde er sich ihr gefügig zeigen, hatte sie gehofft. Unter der Wucht dessen aber, was auf dem Spiele stand, fuhr sie fort:

„O, nein! Zum Scherzen bin ich durchaus nicht aufgelegt. Und nun noch einmal: Willst Du mir, da Dir die Vermögensverhältnisse der Mendelssohnschen Familie bekannt sind, den genannten Betrag ohne Wenn und Aber überlassen?"

„Gestatte nur, liebe Esther, Dir zunächst mein Befremden darüber auszudrücken, daß Du diese Angelegenheit in einer Form vorträgst, die fast den Eindruck hervorrufen könnte, es geschähe mir eine — eine besondere Ehre durch Erfüllung Deiner Wünsche. In Geldsachen treten andere Faktoren ein, als in dem gewöhnlichen Firlefanz des Lebens. Du scheinst das zu vergessen."

Martelliers Miene war so empörend, so insolent, sein Benehmen war so roh, — daß Esther hätte aufspringen und ihn an der Gurgel packen können. Aber sie beherrschte sich und sagte stolz:

„Ja, Sie haben das richtige Wort gesprochen, Herr Doktor Martellier. Es geschieht Ihnen eine Ehre, daß Esther Rochau Ihnen eine Bitte vorträgt. — Was Sie als Ihre Empfindung hinzufügen und was Sie sonst noch an Ihre Sätze hingen, übergehe ich."

In Martellier gärte es. Die gewohnte Selbstbeherrschung drohte ihn zu verlassen, Zorn und Aerger wühlten in ihm. Immer war sie ihm überlegen durch ihre Würde und vornehme Ruhe. Immer hatte sie Recht, und immer fand sie die geeigneten Worte.

„Ihre Ansicht in Ehren, aber ich bedauere, diese Auffassungen nicht teilen zu können, gnädige Frau. Auch weiß ich sicher, daß ich mich diesen später — durch welche Umstände immer, — nicht anschließen werde. Es scheint somit, daß unsere Unterredung —"

„Nein, nicht beendigt!" rief Esther, sprang empor und richtete sich vor Martellier in ihrer vollen Gestalt auf.

„Nicht beendigt, — denn ich bitte nicht mehr um ein Darlehn, sondern ich erhebe einen Anspruch an jenes Darlehn, durch das einst Doktor Martellier sich seine selbstverschuldeten Enttäuschungen belohnen ließ. Wann kann diese Summe in die Kasse der Frau Esther Mendelsohn zurückfließen?"

Auch Martellier hatte seinen Platz verändert. Er biß die Lippen unter dem blonden Schnurrbart, und die Finger seiner Rechten schoben sich leidenschaftlich hin und her.

„Sie scheinen nicht zu wissen, gnädige Frau, daß Ihre Frau Mama mir seinerzeit eine Schenkung

machte. Wünscht sie diese rückgängig zu machen, würden Sie sich zunächst als Bevollmächtigte der Frau Esther Mendelsohn zu legitimieren haben. Nachdem dies geschehen, wäre ich nicht abgeneigt, wegen eines Theils —"

„Genug! genug!" — brach's aus Esther hervor, und so laut hervor, daß Ernst Martellier die angelehnte Thür schnell ins Schloß drückte. „Treiben Sie nicht auch noch Schacher!"

„Sie bedienen sich seltsamer Ausdrücke, gnädige Frau," höhnte Martellier. „Der letztere klingt sogar aus Ihrem Munde mehr als seltsam —"

„Ah!" rief Esther, die nur zu gut verstand, und die zitternde Hand preßte sich auf die Brust. „Auch das noch! Sogar das gemeine Vorurteil benutzt jetzt der Mann, der schmeichelnd um das Geld derer buhlte, die noch den Namen ihrer jüdischen Vorfahren tragen. Sieh! Mensch! Hier hast Du ein Beispiel! Hier zeigt sich die erbärmliche Verdächtigung unter der diejenigen zähneknirschend und machtlos leiden, welchen Gott so gut große Seelen gab wie denen, welche sich das Recht der Unterscheidung anmaßen. Du bist ein Jude, ein Jude mit blondem Haar, nicht jene, die Du verunglimpfen möchtest. Du wagst in Deinem gemeinen Hochmut zu Gericht zu sitzen über die, welche Dir alles geben wollten und

gaben: ihren Leib, ihre Seele, ihre Liebe, ihre Treue, ihr Geld! — Christ oder Jude. Gleichviel! Der wahre Mensch kennt nur den Menschen, und im Verkehr verdient nur der den Namen in jenem verabscheuenswerten Sinne, dem das Geld über alles geht, über Gewissen, Sitte, Pflicht und Ehre.

Und jetzt gehe ich, Herr Doktor Martellier! Wo eine Wüste ist, vermag man keine Blumen zu pflücken, und verwünscht sei der Entschluß, je Ihre Schwelle betreten zu haben.

Noch mehr! Sollte ich selbst betteln gehen und hungern müssen, sollte ich gar durch Ihre Hand vom Tode errettet werden können, der Hand eines Ernst Martellier würde ich eher fluchen, als sie jemals ergreifen!" —

Esther faßte mit krampfhaft geschlossener Bewegung nach den Handschuhen, die sie abgestreift hatte, richtete sich empor, würdigte den Mann, aus dessen Augen wilde Blitze schossen, keines Blickes und verließ das Gemach.

Aber während sie die Treppe hinuntereilte, murmelten ihre bebenden Lippen: „Was nun? Mein armer, armer Wolf!"

Wenn es sich um Abhilfe in der Not handelt, werden Berge zu Hügeln, und Thäler zu Gräben. Was bisher in weiter Ferne schwamm, naht sich

schmeichelnd und hat alle scharfen Ecken abgestoßen. Der Mensch sieht nur sich, und sein Ich kriecht in alles, was ihn umgiebt.

So wälzte auch Esther, während sie nach ihrer Wohnung fuhr, einen Plan nach dem anderen in ihrem Kopfe hin und her, und nur einen wies sie immer von neuem als unausführbar zurück: ihre Mutter für Wolf zu gewinnen.

Sie zitterte schon bei dem Gedanken, daß diese jemals erfahren könnte, was geschehen war. Nicht so sehr der Verlust des Geldes, als vielmehr die Enttäuschung würde unberechenbar heftig auf sie wirken. Aber von diesem Umstande abgesehen, war auch eine Flüssigmachung von Kapital an dieser Stelle nicht denkbar.

Auch auf Martha richtete Esther ihre Gedanken, um ebenso rasch zu erkennen, daß ohne Martelliers Zustimmung kein Erfolg möglich sei.

Verwandtschaft und Freundschaft? Überall anpochen und der klugen Spürnase der Welt — sicher ohne Nutzen — Wolfs Schwächen preisgeben?

Nein; — auch das war alles nichts! Nur noch einen Weg gab es: Mama Rochau!

Aber schon gellte es in Esthers Ohren: „Verzichte auf die Jüdin, und der Weg zu meinem Herzen und zu meiner Hand steht Dir offen“

Als Esther sich dies ausmalte, zitterte sie so gewaltig, das Blut drängte sich so mächtig zu ihrem Herzen, so benommen war sie von ihren Vorstellungen, daß sie nicht einmal bemerkte, daß sie vor ihrer Wohnung angelangt war. Als sie hinaufstieg, kam auch Wolf gerade nach Hause, und als er sie sah, rief er warm und eindringlich: „Esther! Liebe Esther!“

Hastig wandte sie sich um. Da stand der Mann, an dem ihr Herz hing mit allen Fasern, um den sie sich sorgte und um den sie weinte, für den sie noch eben in ihren Gedanken ihr Glück, ihr Leben hatte hingeben wollen.

„Ich habe fast alle Stimmen im Verwaltungsrate,“ rief er, die Treppe hinauf stürmend. „Eben erfuhr ich's. Alles kann noch gut werden. Alles ist noch wieder zu gewinnen: aber Geld, das Geld, Esther, die 30,000 Thaler müssen zur Stelle. Wo kommst Du her? Warst Du unterwegs in dieser Sache?“

„Ja und nein!“ erwiderte Esther unter wechselnden Empfindungen. Wie liebte sie ihn in diesem Augenblick, trotzdem sie nicht gut hieß, was er sprach. Aber Alles war so kräftig, so gesund, so lebendig in ihm. In dem scharf geschnittenen Gesicht lag so viel Energie, so viel Vertrauen zu sich selbst, und gerade

heute blitzten aus seinen Augen die Funken der alten zärtlichen Liebe.

* * *

Gegen Abend desselben Tages erklärte Wolf, daß er in seiner Privatangelegenheit Schritte zu thun beabsichtige und nicht zum Thee bleiben werde. Alle denkbaren Möglichkeiten, das Geld zu beschaffen, waren zwischen ihm und Esther noch einmal ohne Ergebnis überlegt worden, und so fand die letztere es begreiflich, daß ihn die Unruhe forttrieb.

Auch Martelliers war in diesem Gespräch gedacht worden, aber Esther schüttelte den Kopf und wies jeden Versuch als völlig nutzlos zurück.

Sie gewann es nicht über sich, Wolf einzugestehen, daß sie bereits um seinetwillen ihren Stolz gebeugt, und daß dieser in solcher Weise verletzt worden war.

„Wenn mir Martellier jene Summe, die er seinerzeit aus dem Deiner Mutter zustehenden freien Verfügungs-Kapital empfing, überlassen wollte, dann wäre mir geholfen," äußerte Wolf selbst. „Es war ein besonderes Benefiz, das ihm unter ungünstigen Verhältnissen gewährt ward. Nun sind diese für mich eingetreten. Was dem einen Recht, ist dem anderen billig."

Aber Esther hatte hinreichende Gründe, ihrem Manne diesen Gedanken auszureden, und er selbst schien zu schwanken, weil Mama Mendelsohn dadurch in die Sachlage eingeweiht ward. Karl und Regine waren verschwiegen, aber Ernst Martellier würde, war auch äußerlich ein gutes Verhältnis zwischen ihnen eingetreten, schon dafür sorgen, daß der alten Dame nichts verborgen blieb.

„Und mit wem willst Du heute Abend sprechen, Wolf? Von wem erhoffst Du möglicherweise noch Hilfe?“ fragte Esther, als ihr Mann sich zum Fortgehen rüstete. „Eine so große Summe, ohne Sicherheit, ohne Bürgschaft, — wer wird sich dazu entschließen? Daß Karl die letztere nicht verbürgen will, weiß ich.“

„Bah! Er würde es schon gethan haben, Esther, und kann es auch thun, aber Madonna Regina, zu der er täglich und stündlich betet, zieht den Ablaßtopf zurück und droht ihm mit ewiger Verdammnis. So ist es. Aber gleichviel. Karl gehe ich ohnedies nicht noch einmal an.“

„Ganz und gar Unrecht thust Du Regine, Wolf,“ erwiderte Esther. „Glaube mir, Du hast keine bessere Freundin, und wenn sie das Geld hätte, Du wärest längst aus allen Sorgen. Freilich, eine Bedingung würde sie stellen.“

„Sie? Bedingung? Was heißt das? — Rede!“

„Ein andermal, Wolf —“

„Nein, nein, erkläre. Das macht mich neugierig. — Mir scheint, Ihr habt Euch gegen mich verbündet? Nun? — —“

„Nein, Wolf. Ich teile aber die Ansichten Deiner Geschwister.“

„Na, was ist denn das?“ stieß Wolf ungeduldig heraus, legte Hut und Stock noch einmal auf den Tisch und trat Esther näher. „Sprich! Ich will es.“

„Gut denn!“ erwiderte die junge Frau. „Ich denke, — wir denken, — Du thätest am besten, — Deine Stellung in der Bank aufzugeben —“

„Ich will den Teufel thun!“ brauste Wolf auf. „Im Gegenteil. Ich werde Euch noch einmal beweisen, was ich kann! Wieder verdienen will ich, im größten Stil Geschäfte machen, und wir werden noch einst lächeln, daß der Verlust einer Million und hunderttausend Mark dazu, mich fast in einen Kopfhänger und Pantoffelhelden verwandelt hätte. Ah! Wenn ich nur den Posten in der Bank erhalte, habe ich Kredit genug. Dann schaff' ich's mir! Aber erst muß ich diese Sache ordnen! Ich muß sie ordnen, weil ich der Schuldner unseres Instituts bin. Davon hängt alles ab!“

Und nun entwickelte Wolf der erschreckt und er-

staunt aufhorchenden jungen Frau, welche Zukunfts-Ideen er hatte. Er wollte große Fabriken begründen, Eisenbahnen bauen, Terrains erwerben und Anleihegeschäfte im großen Stil betreiben!

Aber nicht für die Bank und nicht in seiner jetzigen Stellung! Etwa nach einem Jahre gedachte er sich selbständig zu machen und alle seine Pläne zu verwirklichen. Was wälzte sich nicht alles in der Seele dieses unruhigen und ehrgeizigen Menschen hin und her.

Einmal riß seine beredte Sprache sogar Esther hin! Hatte er doch vielleicht Recht? War ihr Denken zu kleinlich — mußte sie ihm folgen auf der Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte? Nein! Nein! Selbst wenn die kühnsten Hoffnungen sich erfüllten, immer mehr würde sein wirkliches Glück sich abbröckeln! Und ihr eigenes?

War, was sich jetzt täglich bot, die Erfüllung ihrer einstigen Hoffnungen und sicheren Voraussetzungen?

Und was hatte sie eben gar erfahren! Seine Verpflichtungen waren an der Stelle zu decken, wo man eben im Begriff stand, ihm das größte Vertrauen zu schenken!

Aber Esther schwieg und hielt ihren Mann auch

nicht zurück, als er nun endlich sich zum Fortgehen rüstete.

„Adieu, meine liebe Esther. Ich komme nicht zu spät, aber gehe Du schlafen und sorge Dich nicht. Es wird noch alles gut werden!“

So schieden sie.

* * *

Esther wandte sich am folgenden Morgen, nachdem Wolf eben ins Bureau gegangen war, in die Küche.

Noch wäre nichts entschieden! hatte er ihr gesagt. Aber er sei bester Hoffnung!

Ganz in Gedanken verloren, griff sie nach einem Päckchen Briefe, das auf einem Nebentische lag. Eines der Mädchen war beschäftigt, Wolfs Kleider zu reinigen. Was sie in den Taschen gefunden, hatte sie herausgenommen und einstweilen beiseite gelegt.

Da fielen die Augen der jungen Frau auf eine Handschrift, die sie kannte.

„Mein heißgeliebter Wolf“ —

Es schwindelte ihr vor den Augen; sie raffte zusammen, was sie fand und eilte ins Wohngemach. Vor den Dienstboten zu verbergen, was ihren Mann bloßstellen konnte, war ihr erster Gedanke.

Nun las sie, und während sie las, preßte sie die Hand auf die pochende Brust.

„Ich erwarte Dich heute Abend bestimmt bei mir. Ernst ist im Klub und kommt spät nach Hause. Wir werden alles überlegen, mein teurer Wolf! Verzage nicht. Ich habe einen Plan, durch den Dir alles werden kann, was Du wünschest. O, wie mein Kopf in Sorgen um Dich brennt! Stündlich gedenke ich Deiner, und neben allem — Ach, ach! — Du weißt es, mein kühner Falke. Ich umarme und küsse Dich! Behalte lieb Deine Martha."

Esther sprang empor und maß wie ein eingesperrter Panther das Zimmer. In ihrer Hand zitterte das Papier; ihre Arme bebten, ihr Busen flog — ihr Atem ging, als dringe ein heißer Strom aus plötzlich aufgebrochenen Quellen.

„Wolf — Wolf!" schrie die Frau. — Nun aber riß es an ihrem Herzen, nun glaubte sie, daß es springen müsse.

In diesem Augenblicke ward draußen an dem Thürschlosse gedreht.

Was war das —? Kehrte Wolf zurück? Ja! Ohne Zweifel hatte er bemerkt, daß er seine Papiere vergessen. Er kam, üm sie zu holen.

Rasch fort, fort! — Esther flog durch die Zimmer in die Küche, fand hier den Rock, — nahm ihre

ganze Willenskraft zusammen, um vor dem Mädchen unbefangen zu scheinen, und schob, vor dieser versteckt, die Briefe in die Seitentasche.

Und jetzt hörte sie auch schon Wolfs Schritte im Schlafgemach und nun trat er in die Küche.

„Haben Sie das Gemüse besorgt? — Heute muß Eis bestellt werden. — Anna, hören Sie? — Ah, Wolf, Du?“

Die beiden Menschen, die sich gegenüberstanden, waren bleich vor innerer Erregung. Mit raschem Blick forschte Wolf in Esthers Zügen. Ihre Blässe fiel ihm auf, auch schien ihm etwas Fremdes in ihrem Auge zu schimmern, aber ihre Miene war sanft, während sie sprach.

Also das Glück hatte ihn begleitet! Die Briefe waren nicht entdeckt! Wolf atmete auf.

„Ich habe meine Briefschaften vergessen. Ist mein Rock hier? Ich fand ihn nicht im Schlafzimmer.“

„Des Herrn Rock, Anna.“

Wolf nickte, nahm gleichgültig die Papiere an sich, sah nach der Uhr, um seine Eile zu rechtfertigen, murmelte etwas von Zeitverlust und verließ Esther mit flüchtigem Kuß.

Schwankend erreichte diese das Wohnzimmer. Sie ließ sich nieder und suchte einen klaren Gedanken

zu gewinnen. Starren Blickes, todesblaß saß sie da. Ihre Augen schienen fast aus den Höhlen dringen zu wollen. Der Mund war geöffnet; ihr Körper zitterte. — Und dann brach sie plötzlich zusammen und fiel auf die Erde.

„Esther! Esther!" rief eine zärtliche Stimme. Nach langer, schwerer Besinnungslosigkeit schlug die Ohnmächtige die Augen auf und schaute um sich. Da standen mit besorgten Mienen die beiden Mädchen. Da stand Regine mit ihren guten, festen Augen.

„Ah! Gott sei Dank! Du hast uns wirklich Angst gemacht, mein liebes Herz. Was ist? Was ist, meine teure Esther?"

Regine winkte den Mädchen. Die beiden Frauen waren allein.

Esthers Zustand beunruhigte Regine aufs Aeußerste. Nachdem jene sich einigermaßen erholt hatte, forschte sie nach den Ursachen und war mit ihrer Klugheit darauf gefaßt, etwas zu hören, was mit der Angelegenheit in Berührung stand, welche augenblicklich diesen engeren Kreis so ausschließlich beschäftigte, daß alles übrige in den Hintergrund trat.

Karls Gedanken waren so sehr auf Wolf gerichtet, daß er selbst für Regine keinen Blick hatte, und in dem Widerstreit zwischen Wollen und Unvermögen litt er um so sehr, nachdem er sich durch die

wenig geschickte Art eines Versuches bei Mama Rochau jede Möglichkeit zum Helfen verscherzt hatte.

Aber Regine litt nicht minder, wenn sie auch der Ansicht war, daß es nur ein einziges, dauernd wirkendes Heilmittel geben könne, und zwar: die Dinge ihren Gang gehen zu lassen. Nichtsdestoweniger hatte sie am folgenden Tage einen Vorwand genommen, ihre Schwiegermutter zu besuchen. Sie wußte bestimmt, daß die alte Frau das Verlangen trug, etwas zu hören, und sie hoffte in der Unterredung eine Anknüpfung zu finden, die Wolf günstig sein könne.

Mehr aber dachte sie noch an die Zukunft. Ihr ahnte, daß der Augenblick kommen werde, wo entweder Mama Rochau werde handeln müssen, oder wo die alte Frau Mendelsohn für die Ehre ihrer Kinder einzutreten gezwungen sein würde. Für diesen Fall im voraus die Wege zu ebnen, wünschte Regine, und dieser Gedanke leitete sie insbesondere.

Und wirklich sagte die Frau Oberamtmann im Laufe des Gesprächs:

„Um übrigens die Vorfälle des gestrigen Abends zu berühren, was macht Karl? Grollt er noch? Nicht wahr, mein Kind, Du hast verstanden, wie ich es meinte. Ich weiß nichts, — ich will auch nichts Näheres hören. — Aber hier sitzt ein Gefühl in mir, ein so

ängstliches, trauriges, seit gestern. — Ich blicke in die Zukunft —"

Und nach einer Pause:

„Ist mein Sohn Wolf — — ist er krank?"

Regine sah ihrer Tante in die ernsten, bekümmerten Augen. In diesem Augenblick war ihr Mitgefühl so stark, daß sie alles hätte enthüllen mögen. Die Stimme der Frau Rochau war weicher als sonst; der Drang zu hören und sich auszusprechen war unverkennbar.

Aber wie immer, war's auch heute nur ein aufzuckender Blitz; jetzt lag schon wieder der gewohnte harte Zug in ihren Mienen.

„Nein, Mama!" erwiderte Regine. „Wolf ist nicht krank, aber ich glaube — er bedarf — Deiner — bedarf Deiner dringend. Willst Du Dich denn niemals wieder zu ihm wenden?"

Und seltsam! Da sagte die Frau die Worte, welche Esther bereits in den Ohren geklungen. Fast wörtlich drangen sie über ihre Lippen:

„Wolf kennt meine Bedingungen. Er lasse die Jüdin — und mein Herz, meine Thür und meine Hand sind ihm offen."

Nach diesen Worten, die keine Gegenrede aufkommen ließen, mußte Regine davon abstehen, den Gegenstand ferner zu berühren, und in sehr bedrückter

Stimmung nahm sie Abschied. Hier war keine Hilfe für Wolf. Fürsorge und Liebe aber hatten sie nun heute zu Esther getrieben. Sie fühlte, daß diese ihrer bedürfe.

„Hat Wolf Hoffnung sich herauszuwickeln?“ begann sie, nachdem die junge Frau sich aufgerichtet hatte.

Esther nahm ihre ganze Kraft zusammen und gab Antwort. Obgleich sich ein unsagbares Gefühl gegen Wolf in ihr festgesetzt hatte, obgleich dieses jedes andere Denken verzehrte, antwortete sie ruhig und erwähnte auch der Aussichten, welche ihr Mann neuerdings zu haben glaubte. Freilich ließ sie auch nicht unerwähnt, daß sie selbst nicht die geringsten Hoffnungen daran knüpfe.

„Und an Mama Mendelsohn könnt Ihr wirklich gar nicht denken, Esther?“ hub Regine noch einmal an, während sie bereits in Hut und Mantel stand und die Handschuhe zuknöpfte. „Das ist ganz unmöglich?“

Esther bewegte traurig den Kopf.

„Es wäre der letzte, wahrscheinlich doch nutzlose Versuch! Wenn ich den mache, weil ich eben für Wolf ‚muß‘, dann —“

„Dann?“

„Ach! Ach!“ Die Stimme brach. Aus Esthers

Augen fluteten heiße Thränen. So verlassen, so gänzlich hilflos war der Ausdruck in ihrem Gesichte.

„Esther! Esther!“ rief Regine tief bewegt. „Ist noch etwas Besonderes vorgefallen? So seltsam erscheinst Du mir heute! Alles klingt so hoffnungsvoll und Du hast etwas in Deinem Wesen, was mich beunruhigt, mich zögern läßt, Dich überhaupt zu verlassen. O, komm! Sprich Dich aus! Kann ich Dir helfen?“

Esther saß da wie ein Marmorbild. Die Hände lagen matt gefaltet in ihrem Schoße, und die Welt schien ringsum für sie erstorben.

„Wer kann mir helfen?“ flüsterte sie vor sich hin, und dann vernehmlicher: „Glaubst Du, Regine, daß, daß — O, wo ist ein Ausweg aus diesem Wirrsal!? Ich habe schon kein klares Denken mehr.“

„Du wolltest mich etwas fragen, Esther?“ schob Regine sanften Tones ein.

„Ja, Regine! Glaubst Du, daß es ganz unmöglich sein würde, daß Wolfs Mutter —“

„Helfen? Ach nein, mein Herz. Karl hat schon versucht, und —“

„Nun?“

„Vergeblich! Ich selbst habe —“

Regine stockte.

„Du selbst? O, sprich, was erwiderte sie?“

Regine wollte aus Schonung schweigen, und eine Unwahrheit zu sprechen, vermochte sie nicht.

„Es ist besser, Du sagst mir alles, Regine!" drängte Esther. „Nur aus klarer Einsicht vermögen vernünftige Entschlüsse hervorzugehen. Fürchte auch nicht, mich durch irgend etwas zu betrüben. Was könnte mich noch erschrecken?"

Der letzte Satz klang so trostlos, daß Reginens Augen sich feuchteten.

„Wolfs Mutter hat bereits in unzweideutiger Weise eine Antwort gegeben," erwiderte sie zögernd und blickte voll Mitleid in die schmerzerfüllten Gesichtszüge Esthers. „Sie steht auf dem alten Standpunkte" — —

„Und der ist?" trieb Esther, obgleich sie nur zu gut wußte, was sie hören werde.

„Du oder sie —!"

„Ah!" hauchte die arme Frau und drückte die Hand gegen Stirn und Schläfen. Ihr war, als ob es in ihrem Kopfe zerspringen müsse.

* * *

Nachdem Regine Abschied genommen hatte, griff Esther nach Hut und Mantel und trat auf die Straße. Hier rief sie nach einem Wagen und begab sich zu ihrer Mutter. Die Dienerschaft erklärte, daß Frau

Mendelsohn ausgefahren sei, um Frau Doktor Martellier einen Besuch zu machen.

Voll Unruhe, jedoch rasch entschlossen, nahm nun Esther ihren Weg dorthin.

„Die gnädige Frau sei zu Hause!" hieß es bei ihrer Ankunft, „aber Frau Mendelsohn sei nicht anwesend."

Esther überlegte, aber unter dem Drange eines unterwegs in ihr aufgestiegenen Gedankens, ließ sie sich ihrer Schwester melden und nahm wartend im Wohngemach Platz.

Vor ihr stand Marthas Arbeitstisch mit allerlei zierlichen Dingen. Die Räume waren überaus hübsch, fast verschwenderisch eingerichtet, aber eine kalte Atmosphäre und eine übergroße Ordnung, verscheuchten die Behaglichkeit.

Bald darauf trat Martha, die blendend schön aussah, ins Zimmer und begrüßte Esther mit leichtem Kopfneigen.

„Verzeihe! Ich war gerade beim Ankleiden." Mit diesen Worten trat sie ohne Überraschung auf Esther zu und streckte ihr die Fingerspitzen entgegen.

Aber Esther berührte kaum die dargebotene Hand, richtete einen kalten Blick auf ihre Schwester und sagte:

„Ich möchte Dich in wichtigen Dingen sprechen! Sind wir ungestört?"

„Gewiß! Was hast Du? Du bist ja so feierlich!“

„Nicht eben feierlich, aber so wund in meinem Innern, daß ich nicht umsonst die Frage an Dich richtete. Was wir einander zu sagen haben, ist für keines anderen Ohr. Ich will mit Dir über Wolf sprechen. Du verstehst mich vielleicht jetzt.“

Martha zuckte zusammen. Sie verstand nur zu gut, aber sie verneinte achselzuckend. Ein Zug höhnischen Trotzes malte sich sogar auf ihrem Gesicht, der Esther das Blut in die Schläfen trieb.

„Nun denn, Martha. Du bist eine Erbärmliche! Wenn unser Vater erlebt hätte, was aus Dir geworden ist, er würde —“

„Mit welchem Rechte wagst Du —“ fuhr die Frau, unter purpurroten und bleichen Farben wechselnd, auf.

„Mit welchem Rechte?“ Esther maß Martha mit einem stolzen Blick. „Sieh! Wenn Du mir zu Füßen gefallen wärest in diesem Augenblicke und hättest mich zu versöhnen gesucht für das namenlose Leid, das Du mir angethan hast, wenn Du Dein Vergehen eingestanden und mir gesagt haben würdest: ‚Töte mich, aber ich konnte nicht anders! Wie eine Krankheit saß die Leidenschaft in

mir, mein besseres Ich erstarb —' ich hätte, obgleich tausend Flammen in mir lodern, Dich aufgehoben.

Aber Du trittst mir entgegen nicht wie eine Bemitleidenswerte, sondern wie eine — ja —," hier hob sich Esthers Stimme und Blitze zuckten aus ihren leidenschaftlichen Augen, „wie ein schamentblößtes Weib, wie eine —"

Martha warf den schwarzen Kopf zurück, schlug die Arme auseinander und ballte die Hände. Sie sprang auf ihre Schwester zu und wollte sprechen, aber Geberden und Töne erstarben, als diese sich vor ihr aufrichtete und sie in gerechter Empörung mit den Blicken des beleidigten Weibes bannte.

„Recht so! Auch das noch!" hob sie an. „So verwildert bist Du in Deinem Innern, so verdorben haben Dich Haß und Eifersucht, so blind hat Dich Deine unnatürliche Leidenschaft gemacht, daß Du, da ich nun komme, um Dich an Deine Pflichten, an Tugend und Sitte zu mahnen, Dich an mir vergreifen möchtest. Doch genug! Mit wenigen Worten sind wir zu Ende: Schwöre, daß Du Wolf nicht wiedersehen, daß Du büßen willst, was Du an mir gefrevelt, und ich will im Andenken an unsern Vater versuchen —"

„Ich schwöre nicht, und ich will auch nicht büßen!" rief Martha, schüttelte den Kopf und biß die weißen

Zähne auf einander. Ich will auch von Dir keine Verzeihung, sondern ich habe von Dir Rechenschaft zu fordern. Nie kam ein Wort über meine Lippen, aber heute sollst Du es hören, und zurufen will ich es Dir noch in Deiner Todesstunde, daß Du mich zu dem gemacht hast, was ich bin, daß Du mich vergiftet und alles in mir getötet hast.

Wolf Rochau kam als Gast in unser Haus wie so viele andere. Stets stand ich zurück. — Esther! Esther! tönte es aus allen Ecken und Winkeln.

Wer fragte nach Martha Mendelsohn! Esther war die Schöne, die Kluge, die Allbegehrte, zudem ein selbstbewußtes und reiches Mädchen.

Von dem einen auf den anderen übertrug sich ein Bewunderungstaumel, den sie durch kluge Zurückhaltung zu nähren wußte.

Aber als nun doch ein Mensch sein Herz freundlich auch zu derjenigen wandte, die niemand bisher beachtet, obgleich auch sie die Natur nicht vernachlässigt, obgleich auch sie ein Anrecht hatte auf Liebe und Mitgefühl, da ward ihr auch dieser geraubt. Dieser eine — war Wolf Rochau!

Seit Jahr und Tag trug ich diese Liebe still mit mir herum. Wenn dieser Mann sich mir näherte, klopfte mein Herz, in schlaflosen Nächten tauchte sein Bild vor mir auf, — kurz, ich liebte ihn so leiden-

schaftlich, wie nur ein Mensch einen anderen zu lieben vermag.

Und ich hatte ein Recht, diese Neigung mit ihren Hoffnungen in mir zu nähren, denn zweifellos war ein starkes Gefühl zu mir auch in ihm lebendig. Jeden Tag glaubte ich, er werde mir das Wort sagen, das mein Glück entschied; unmöglich schien's mir, daß es nicht geschehen werde. Freilich! Keine Silbe war über seine Lippen gekommen, aber ich sah es an dem Aufleuchten seines Auges, ich fühlte es an der Art und Weise seiner Begegnung.

Und in diesem Augenblicke erklärte Esther, die seit Jahresfrist ihre Wahl getroffen, daß sie nicht ihren Verlobten, sondern diesen Wolf Rochau liebe, und wenige Monate später, während Martha unsagbare Leiden ertrug, faßte sie seine Hand fürs Leben.

Konntest Du die Flamme löschen, die in Deinem Herzen aufstieg? Machtest Du nicht alle Voraussetzungen zu nichte, stießest Du nicht Sitte und Brauch beiseite, als Du, — gar am Tage vor der Hochzeit — dem Verlobten ein: „Geh, ich will Dich nicht!" zuriefst? Und Du wagst — selbst bezwungen von der Liebe, die über allen Satzungen der Menschen steht, die Gott in unsere Herzen legte, und die derselbe Gott auch nicht aus Laune wieder aus dem Innern herausreißen darf, weil er sonst ein falscher,

tückischer Gott wäre — mir vorzuwerfen, ich sei um meiner Handlungsweise willen nicht wert, meines Vaters Tochter zu heißen? Wohl! Ich weiß, was Du erwidern willst. Das Schicksal hatte gesprochen. Wolf Rochau ward Dir zuerteilt; ich mußte verzichten! Und ich that es auch.

In meinem grenzenlosen Schmerz — ich schwöre es bei dem Höchsten und Heiligsten — in einem mir selbst unfaßbaren Taumel der Verzweiflung verkaufte ich mich einem Menschen, den Dein Scharfblick trotz seiner Maske bezeichnet hatte als das, was er ist: ein Elender! Ich freilich hielt dies lediglich für eine, wenn auch nicht wissentlich falsche, aber Deinen neuen Plänen bequemere Verurteilung.

So! Und nun komme ich auf den zweiten Teil dieses Dramas!

Ich hasse, ich verabscheue, ich verachte den Mann, dessen Namen ich trage. Alles, was ich erbärmlich finde, sehe ich in ihm. Nach wenigen Monaten, schon nach kürzerer Zeit erkannte ich, daß ich einem falschen und berechnenden, einem herz- und seelenlosen Egoisten mich zu eigen gegeben hatte. Aber ich hielt aus, ich hielt auch ferner aus um meines Kindes willen.

Und dann sah ich Wolf Rochau wieder! Er begegnete mir zuvorkommend, — ungezwungener, weil wir nun Verwandte geworden, und von seiner alten

Neigung glaubte ich zu spüren, und die Funken, die auf mich herabfielen, wurden von neuem zu Flammen.

Und dennoch schwöre ich, und jetzt schwöre ich einen heiligen Eid, — ich nahm nur von diesem Manne die Brosamen, die von Deinem Tische fielen.

Er sprach bis zur heutigen Stunde von der heiligen Gestalt, die zwischen uns stehe, und diese nannte sich Esther. Die Liebe des Mitleids führte ihn zu mir, keine Liebe, wie ich sie brauchte und ersehnte.

Aber ich will, obgleich ich Dir dies unter allen Qualen der Eifersucht und des furchtbaren Verzichtes zu seiner Ehre bekenne, Dir auch hier zurufen:

Ich habe nur den einen Gedanken, diesen Mann mein eigen zu nennen und den Platz einzunehmen, den Du an seiner Seite hast.

Sitte! Ja, Sitte hielten unsere Vorfahren hoch, und diese ist in den Frauen des Volkes, dem wir einst angehörten, so vornehm ausgeprägt, daß — ich weiß es — mein Thun als eine Ungeheuerlichkeit erscheint.

Wer aber kann wagen, über mich Gericht zu sitzen, durch dessen Inneres nicht tobte, was ich seit Jahren erlitten habe. Kein Kampf? Ich darf sagen: ich habe gekämpft wie nie ein Mensch, und — irrte ich, unterlag ich, — nun, ich bin ein Mensch!

Esther hatte abgewandten Auges zugehört. In ihrem Herzen wogten so viele widerstrebende Empfindungen, daß ihre Zunge anfänglich wie gelähmt war.

„Ich verzichte auf eine Erwiderung!“ sagte sie endlich tonlos. „Was mich zu Dir führte, hast Du gehört, und die Wirkung dieser Unterredung kennt nur der Gott über uns. Aber eins, zum Schluß, zum Abschied! Nicht Dein Richter will ich sein, aber auch nicht der Sklave Deiner Leidenschaft. Was ich zu thun habe, weiß ich. Lebewohl!“

Martha wollte aufspringen. Wie mit Messern drang's in ihre Brust, denn was sie an Esther verschuldet — sie wußte es nur zu gut.

Aber mit den letzten Worten war auch diese schon verschwunden, und nur die leeren Räume starrten die Frau an. —

Nachdem Esther Martha verlassen hatte, faßte sie in ihren Gedanken zusammen, was als unabänderliche Thatsache zu nehmen und woran noch Hoffnungen zu knüpfen waren. Für Wolf stand nicht nur alles auf dem Spiel, sondern auch für ihr eigenes zukünftiges Glück. Wenn er sich von ihr trennte, konnte er Hilfe bei seiner Mutter finden, auch Martha konnte ihm diese gewähren, würde sie sicher gewähren um den Lohn seines Besitzes — —

Esther schauderte. — —

Gab's denn gar keinen anderen Weg? Konnte Frau Mendelsohn nicht doch vielleicht helfen? Immer wieder mußte sie diese Fragen verneinen. Die junge Frau schüttelte sich in angstvollem Seelenleiden.

Nach dem eben stattgefundenen Gespräch stand eins fest: Mama Rochau hatte Recht behalten. — Wolf hatte sich nicht bewährt! Und wer litt und würde darunter leiden? Sie, sie selbst. Ihr Vertrauen hatte er getäuscht. Ehrlos hatte er gehandelt. Ehrlos? — Noch einmal vergegenwärtigte sich Esther, was Martha ihr gesagt hatte. Aufrichtig überzeugend klangen deren Worte: „Ich nahm nur die Brosamen, die von Deinem Tische fielen. Mitleid führte ihn zu mir. Von dem heiligen Bilde, das zwischen uns steht, von Dir sprach er bis zur heutigen Stunde.“ War's Wahrheit? War's nicht falsche, berechnende Lüge um Wolfs willen? Aber hatte nicht Martha geschworen, alles durch einen Eid bekräftigt — —?

Esther atmete auf. Sie glaubte, weil sie hoffte. Nicht verloren, noch zu retten! Wenn sie nun handelte, handelte, wie ein Mensch, der um sein Recht kämpft und dies rücksichtslos bis aufs Äußerste verteidigt, dann gewann sie sicher für alle Zeiten den Preis.

Um so fester knüpfte sie ihn an sich für die

Zukunft, wenn sie ihm zur Seite stand, nicht als das eifersüchtige, beleidigte Weib, sondern als ein der höchsten Opfer fähiger Freund. Ja, als ein Freund, der die Hand ausstreckte, obgleich die, welche sie faßte, ihr selbst erbarmungslose Wunden geschlagen!

Gut! Also fort mit allen Rücksichten und Bedenken. Frau Mendelsohn mußte alles wissen; sie konnte vielleicht doch helfen!

Esther fertigte einen Boten ab und ließ sagen, daß sie später zu Tisch nach Hause kommen werde. Sie fuhr abermals zu ihrer Mutter.

„Ah, meine liebe Esther!“ rief die alte Dame, die sich eben zu Tisch setzen wollte.

„Ich suchte Dich bei Martha“ — fiel Esther ein. „Warst Du dort? Ich muß Dich sprechen, aber ich störe Dich? — Ich warte. — Wir plaudern. — Später sage ich Dir, was mich zu Dir führt.“

Frau Mendelsohn sah arglos empor, aber sie schrak zusammen, als sie in das todblasse, abgehärmte Gesicht ihrer Tochter blickte; es war nicht mehr dasselbe; — Um Jahre schien's gealtert seit den letzten acht Tagen.

„Du siehst sehr angegriffen — krank aus. — Du beunruhigst mich. Was ist, mein Kind? —

Sprich, sprich, was hast Du?" rief sie in höchster Besorgnis.

Sie verließ sogleich den Tisch und zog Esther ins Wohngemach.

„Schütte Dein Herz aus!" sagte sie, wie jemand der alles weiß, aber dem andern die Beichte abnehmen will.

Noch zögerte Esther. Dieser Frau einzugestehen, wie die Dinge lagen, war die größte That ihrer Selbstverleugnung! Nirgends bäumten sich Stolz und Scham so sehr auf wie jetzt. War's seltsam? — Nein! — „Einen" Menschen will jeder auf der Welt haben, der an ihn glaubt, vor dem er nicht ganz enthüllt sein möchte mit allen Schwächen und und Irrtümern, die Menschen anhaften.

Aber schnell verflogen die Zweifel und Bedenken. Klarheit, Wahrheit und rasches Handeln! Das waren die Worte, die allein ein Recht hatten. Alles übrige war nebensächlich.

„Du hast Recht, Mutter!" sagte Esther. „Ich bin krank, so krank, daß ich mich zu Dir flüchte und Dich um Heilung bitte. Du bist die einzige, die einzige, die sie vielleicht gewähren kann. Höre: Wir sind völlig ruiniert. Wolf hat nicht nur mein ganzes Vermögen verspielt, er braucht sogar, um seine Ehre — hörst Du Mutter, um seine Ehre, sein Ansehen, zu retten, 100 000 Mark."

Das war zu viel! Die alte Frau riß die Augen auf, wollte sich erheben, wollte sprechen, aber sie sank wie vernichtet, zusammen.

Das war also das Ergebnis! Das war das Glück von Esthers Ehe mit Wolf Rochau! —

Voll Schrecken versuchte die junge Frau ihre Mutter zu stützen, aber schon hatte sich Frau Mendelsohn wieder aufgerichtet. „Sprich weiter!" hub sie gefaßt, aber mit einem fremden, liebeleeren Ausdruck in den Mienen, mit einem Ausdruck an, den Esther nur einmal, und zwar damals beobachtet hatte, als sie Ernst Martellier sein Wort zurückgab.

Und Esther antwortete und sprach — sie begriff es selbst nicht — wie ein nüchterner Geschäftsmann, der das Unabänderliche voll Ruhe erörtert und seine Entschlüsse wägt.

„Ich kann nicht helfen," erwiderte die Frau, nachdem jene geendigt hatte. Jedes Mitgefühl schien in ihr erstorben, selbst für ihre Tochter.

„Ohne Zustimmung der Kuratoren vermag ich überhaupt nichts. Schon die Summen, die ich damals für Dich erbat —"

„Wie, Mutter?"

„Erbat, um die Täuschung berechtigter Hoffnungen zu mildern, stießen auf die größten Schwierigkeiten. Es

hieße auch alle Brücken für Deine Zukunft abbrechen, wenn ich thäte, was Du wünschest.

Laß die Dinge gehen! Dein Mann mag sich zahlungsunfähig erklären; er hat's ja auch nicht besser verdient. Komm zu mir! Du wirst nicht darben. Es ist der beste Rat, den ich zu geben, die beste Hilfe, die ich zu gewähren vermag."

Esther zuckte zusammen. Hatte sie Recht, die alte Frau? Hier sprach der nüchterne Verstand; das Praktische, das Ende der Dinge ins Auge Fassende in der Mendelsohnschen Natur kam zur Geltung.

„Einen Weg gäbe es höchstens. Martellier hilft seinem Schwager um der Ehre des Namens willen."

„Den habe ich schon versucht —" stöhnte das geängstigte Weib, kaum mehr Herr seiner selbst.

„Er weigert sich?" fragte die Frau kalt, ohne Überraschung. Auch in ihr schien gegenwärtig alles erstorben.

Die Gestalt ihres verstorbenen Mannes stieg vor ihr auf. Sie erinnerte sich, wie er sich gemüht und gespart hatte, wie beruhigt er aus der Welt ging, da so reichlich für die Seinigen gesorgt war, so reichlich, daß auch seine Gedanken sich noch anderen zuwenden konnten indem er Legate festsetzte. — Und nun war alles verthan für ein zweifelhaftes Glück.

Geld! Geld! Welcher Teufel saß in diesem einen Wort.

„Und Wolfs Mutter?"

„Sie thut nichts!" flüsterte Esther.

„Nichts? Selbst unter solchen Verhältnissen nicht?"

„Ja, wenn er die Jüdin läßt, — dann —"

„Ah!"

Ein Zug solcher Empörung trat in das Gesicht der alten Frau, daß Esther erschrak. Sie ballte die Hände und ihre Lippen schlossen sich fest aufeinander.

Nach einer Pause sagte sie:

„Was hattest Du Dir gedacht, Esther? Sprich! Ich sollte eintreten, und alles sollte bleiben, wie es ist? Ist Deinem Manne seine neue Stellung sicher? Oh, wie kann ich fragen? Es ist ja nicht möglich. — Also, wie hast Du Dir die Zukunft ausgemalt?"

„Ich weiß nicht. — Ich weiß es jetzt nicht. — Ich weiß nur, daß ich Wolf liebe, und daß ich mein Leben — ja — mein Leben für ihn opfern würde. Mutter, liebe Mutter! Überlege! Deine Esther ist so krank — hilf ihr! — Sei erbarmend. — Zürne nicht, tröste! Wenn Du wüßtest, wie es in mir aussieht!"

„Ich weiß es — ich fühle mit Dir, Esther!" sagte die Frau sanft, wenn auch ihre Mienen keine Teilnahme verrieten. „Sieh! wenn ich mich weigere,

so bin ich wie ein Mensch, der um der Liebe willen sein Kind züchtigt.

Wolf muß den ganzen Abgrund kennen lernen, vor den er Euch gestellt hat. Nur so ist ihm zu helfen, nur in einem Nein liegt die Gewähr für eine geordnete Zukunft. Diese Erwägung ist aber etwas für sich. Ich weiß, die Kuratoren werden nicht zustimmen. Mag er sich arrangieren, wie's täglich geschieht beim Spiel an der Börse."

„Er schuldet der Bank das Geld, Mutter —."

Die Frau holte in tiefster Beängstigung Atem. Die Bedeutung dieser Worte erkannte sie nur zu gut.

„Ich werde noch einmal mit Martellier sprechen" — sagte sie dann plötzlich entschlossen. „Ich werde gleich anspannen lassen —"

„Nein! Nein! Mutter!"

Esthers innerstes Empfinden lehnte sich dagegen auf, daß ihr Hilfe werden sollte aus der Hand einer Martha. — Martha! — Wenn auch das noch ihre Mutter wüßte!

Knüpfte sie nicht neue, verderbliche Fäden zwischen Wolf und jener, und würde nicht Martellier, — wenn er wirklich einwilligte, frohlocken, daß sie nun doch — keine mit dem Tode Kämpfende, nein, eine Lebende — kam und die Hände nach ihm ausstreckte?

„Ich will nicht, daß Du diesen Schritt thust,

Mutter. Frage mich nicht warum. Wenn Du mich je geliebt hast, versprich mir, Martellier in dieser Angelegenheit nicht anzusprechen. Was geschehen konnte, ist geschehen, und alles war vergeblich."

„Nun, Esther! So müssen die Dinge ihren Lauf nehmen! Glaube mir, so hart und herzlos diese Entscheidung Dir erscheinen mag, Du wirst es mir noch danken."

„Nein! Nein!" rief Esther aufspringend. „Du irrst! Die Ehre steht über allem! Die Pflicht gegen diejenigen, welche Wolf so großes Vertrauen schenkten, gebietet! Geld zerrinnt und kann wiedererworben werden; die Ehre nicht! Ich weiß es, ich heile Wolf auch ohne die furchtbare Lehre. Was ich will, steht fest in mir.

Schaffe mir die Summe, und ich finde mein Glück zurück, — voll zurück. Ich rechne in Zukunft weder auf Dein Geld, noch auf das der Rochaus. Arbeit und Pflichterfüllung sind Magnete, die das Glück unwiderstehlich anziehen. An ihnen werden wir uns von neuem aufrichten. Ein neues Leben, ein Leben, frei von aller Verblendung!"

Frau Mendelsohn stand auf und klingelte.

„Fahre jetzt nach Hause. Dein Mann braucht Dich," sagte sie fest. „Gegen Abend komme ich zu Euch. Was auch geschieht, Esther, — nimm's als

das Beste. Verzage nicht — sei stark. — Und noch eins: Ich achte, ich liebe Dich, mein teures Kind, wie keinen Menschen."

Und nun standen wieder der alten Frau die silberfreundlichen Punkte in den dunklen Augen. Nun fühlte Esther an dem Händedruck, daß hier, wenn auch nicht ihr einziger, doch ihr bester Freund war auf dem ganzen Erdenrund.

* * *

Als Esther nach Hause zurückkehrte, fand sie weder Wolf, noch eine Nachricht, die sein Ausbleiben erklärte. In ihrer Sorge und Bedrängnis erging sie sich in allerlei Vermutungen. Bald sah sie ihn in der Bank voll Unruhe und Zweifel, bald hilfesuchend bei Freunden und Bekannten, und dann auch immer wieder in Marthas Nähe. Kam er nicht, weil er ihr nicht vor die Augen zu treten wagte? Vielleicht! Und die Hilfe, die er suchte, hatte er sie bei Martha gefunden, und konnte sie — Esther — noch atmen, wenn das Geld Martelliers — ihrer Schwester — Wolf rettete?

Sie stellte sich auch vor, wie Wolf ihr begegnen, was zwischen ihnen zum Ausdruck gelangen mußte und welche Folgen das haben konnte.

So zerrissen war das Herz der gequälten Frau, daß die furchtbarsten Entschlüsse immer von neuem in ihr emporstiegen. Wenn sie nun Wolf für immer von ihrer Gegenwart befreite? Was dann? War ihm das von Nutzen? Nein? — Ja? Ja, doch! — Dann trat er wieder über die Schwelle des mütterlichen Hauses, und bereitwillig würde ihm die alte Frau gewähren, was er verlangte.

Aber durften Unverstand und so maßloses Vorurteil frohlocken? Sollte jene Frau Recht behalten? Esther liebte Wolf, und sie sollte sich freiwillig von ihm trennen? Sie hatte Pflichten übernommen, und bei schweren Schicksalsschlägen wollte sie sich feige flüchten? — Nein, fort mit solchen Gedanken, die nur der Verzweiflung entspringen konnten.

Sie blieb auf ihrem Platze, harrte aus, was immer kommen mochte, und — suchte sich ihr Glück zurückzuerobern.

Mitten unter diesem Widerstreit ward ein Brief gebracht, den Esther hastig aus den Händen des Mädchens nahm.

Er war nicht von ihrem Manne, sondern von ihrer Mutter. Frau Mendelsohn schrieb:

„Meine gute Esther! Ich habe weder Kommerzienrat Meyer, noch Herrn Aron getroffen. Unglücklicherweise ist der erstere heut' morgen nach Wien

gereist, und ohne ihn ist in der Angelegenheit gar nichts zu thun. Ich habe Herrn Aron schriftlich gebeten, gegen Abend vorzusprechen, und ersuche Dich, ebenfalls mit Deinem Manne zu kommen. Wolfs persönliches Erscheinen ist von Wert.

Versuchen will ich, ob ich helfen kann. Ohne die Zustimmung der Herren will ich aber nichts unternehmen. Das ist mein fester Entschluß, und ruhige Überlegung wird Dich einsehen lassen, daß vielleicht mehr sorgende Liebe für Euch in der Weigerung liegt, als in der Gewährung.

Sei stark mein liebes Kind. Ich umarme Dich voll Zärtlichkeit."

Esther hatte kaum geendet, als sie von draußen Geräusch vernahm und Wolf glückstrahlend ins Zimmer trat.

„Alles in Ordnung, Esther! Alles in Ordnung! Ich erhalte morgen früh das Geld. — Welcher Stein ist von meinem Herzen gefallen!"

Er trat auf sie zu und umarmte sie stürmisch.

„Du hast Dich wohl geängstigt, daß ich nicht kam? Nun, jetzt ist's gut, und damit ist auch das Übrige geebnet.

Morgen war der letzte Tag! Ich mußte es haben! Und morgen ist auch die Entscheidung wegen der — —

Aber Du bist so ernst? Du freust Dich nicht? Was hast Du, Esther?"

„Nichts! Nichts! — Ich freue mich, aber eines ängstigt mich —"

„Nun?"

„Höre, Wolf! Willst Du mir ein Versprechen geben? ein Versprechen bei Deiner Ehre als Mann. Du weißt, daß ich nichts Unverständiges verlange."

„Natürlich! Ich soll nun doch den Posten in der Bank ausschlagen? Ist's das, Esther? Unmöglich!"

„Nein, etwas anderes, Wolf."

„Ah! Also das nicht? Gut, so lasse hören! Dann bin ich einverstanden!" rief Wolf unter den gehobenen Zweifeln erleichtert. „Was also?"

„Du mußt versprechen, ohne zu wissen," hub Esther feierlich an und sah ihrem Mann fest ins Auge. Sie zuckte nicht. Sie wußte, daß sein Schicksal vielleicht dadurch besiegelt ward.

„Nun denn, ich verspreche!"

„Du nimmst keine Hilfe von Martellier oder Martha an!"

„Esther!" rief Wolf. So furchtbar war der Eindruck ihrer Worte, daß der Mann taumelte und sich nach dem Herzen griff. Auch trat Leichenblässe auf seine Stirn, und statt etwas zu erwidern, schritt er ans Fenster und starrte hinaus.

Esther aber sank in einen Stuhl. In ihrem Innern hämmerte es, in ihren Schläfen pochte das Blut. Nun war der Augenblick gekommen. Wolf wollte sich umwenden und rufen: „Nun bin ich entehrt! — Das eben so mühselig errichtete Gebäude stürzt zusammen. Ich mache Dich dafür verantwortlich! Gieb mir mein Wort zurück!“ — Aber die Zunge klebte ihm am Gaumen. Wie ein Vernichteter stand er da, und nur hin und wieder drang sein schweres Atemholen durchs Gemach.

„Höre mich, Wolf,“ hub Esther mit bebender Stimme an — „und unterbrich mich nicht. Diese Stunde ist heilig; sie entscheidet über Tod und Leben unseres Glücks! Willst Du mich hören?

Was Deine Mutter fürchtete, als sie mir Deine Hand verweigerte, hat sich erfüllt, Wolf. Du vermochtest Dich nicht zu beschränken. Deine Erfolge machten Dich nicht bescheiden und weise. — Noch mehr, mein teurer Wolf, — sie machten Dich auch nicht besser! Daß in der Beschränkung erst der Meister, hast Du noch nicht einmal gelernt zu begreifen, viel weniger hast Du danach gehandelt!

Was gelobtest Du mir einst, und welche Rechte hatte ich abzuleiten aus Deiner Liebe? Ich will es Dir sagen: Du wolltest uns glücklich machen!

Bist Du glücklich? Bin ich es, da Du es nicht

bist? Nein, Wolf. Du bist hastig, unruhig, voll Sorge! — Nicht still genießest Du, was Dir beschieden ward, sondern von Ehrgeiz erfüllt, durch unüberlegte und leichtsinnige Handlungen in Gefahr gebracht, verbrennst Du inwendig und vernichtest Dein und mein Glück.

Du hast so gute, große Eigenschaften. In Dir ist so viel Licht, daß auch starke Schatten vorhanden sein müssen. Ich tadle Dich kaum, ich bemitleide, ich weine um Dich.

Kehre um! Noch ist's Zeit. Wirf den eitlen Tand von Dir! Werde, was Du warst, ein von dem Drange nach dem Guten erfüllter Mensch, ein besonnener, strebsamer Mann, und werde wieder ein — treuer, liebevoller — Gatte Deiner Frau, mein Wolf — — —" Sie stockte unter Thränen und fuhr nach einer Pause fort:

„Trage auch die Folgen Deiner Handlungsweise wie ein Mann, wenn Hilfe von anderer Seite Dir nicht werden sollte.

Suche Dich zu arrangieren durch allmähliche Abzahlungen! — Keiner soll — darf etwas verlieren. — Wir verlassen Berlin. Inzwischen werden wir überlegen, was geschehen kann, wie und in welcher Weise Du Deinen eigentlichen Beruf wieder aufzunehmen vermagst.

Thue aus Liebe zu uns, was ich Dich bitte, Wolf. Es soll der Prüfstein sein, daß ich noch Deine alte, geliebte Esther bin."

Wolf wandte sich um und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Esther entging nicht, wie er kämpfte.

„Ich sehe," hub er endlich an, „daß Du weißt, daß mir von Martellier Hilfe werden kann. Steht meine Ehre Dir höher oder Deine Laune?"

„Wolf!" rief Esther. — „Wenn Du nur dies Wort nicht gesprochen hättest!"

Sie brach zusammen und wandte sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von ihm ab.

„Ich verstehe Dich nicht" — stieß Wolf ungeduldig heraus. Seine Worte klangen hart und grausam.

Esther wollte aufspringen. Ihre leidenschaftliche Seele schrie nach einer Antwort, aber auch jetzt bezwang sie sich und sagte:

„Eine Laune, Wolf? — Nun, so höre denn, was ich verschwieg aus Rücksicht gegen Dich. Ich war bereits bei Martellier, und er schlug mir das Darlehn ab. — Und wie schlug er es ab! Daß er Dir es nicht gewährt hat, weiß ich also!

In dieser ernsten Stunde warst Du nicht einmal

wahr gegen mich, Wolf! — Wer versprach Dir das Geld oder leistete Bürgschaft? Antworte mir!"

Wie ein Blitzstrahl fiel's auf Wolf nieder, keine Silbe kam über seine Lippen.

„Nun, ich will es Dir sagen, da Du mich zwingst zu reden, da Du den Mut nicht hast, mir Antwort zu stehen! Martha versprach es Dir!

Und so wahr ein Gott lebt über mir, wenn Du das kleinste Silberstück aus den Händen derjenigen nimmst, die mir erbarmungslos Deine Liebe rauben wollte, dann sind ewige Scheidewände zwischen uns aufgebaut. Ich weiß alles, Wolf! Unter namenlosen Qualen habe ich geschwiegen. Dich zurückgewinnen wollte ich allein durch meine Liebe, mehr noch: durch Dich selbst, durch Dein besseres Ich! Und in dieser Erkenntnis der Dinge stellte ich die Anforderung an Dich: dort nichts zu nehmen, mutig zu tragen, was Du verschuldet — und in der Folge zu verzichten auf alles Das, was Dich entfremdete Deinem Glück — und Deinem Weibe. Was ich leide, was ich gelitten habe, weiß nur Gott, der mein Herz kennt, der die Liebe zu Dir in mein Inneres pflanzte.

Und nun noch einmal: Esther — oder der furchtbare, verderbliche Leichtsinn —?"

Aber ehe das junge Weib aussprechen oder sich

zu besinnen, ehe sie noch eine Antwort auf Wolfs Angesicht zu lesen vermochte, hatte er sich der Thür zugewandt und diese aufgerissen.

„Wohl, Esther sei die Losung für alle Zukunft! Aber so hoch wie Esther steht mir meine Ehre!“ — rief er und war im selben Augenblick ihren Blicken entschwunden.

Als Wolf die Treppe hinabstürmte, trat ihm Karl entgegen, den trotz der schweren Verstimmung der Drang getrieben hatte, sich persönlich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen.

„Wolf!“ —

„Was soll's?“ — Die Worte klangen abstoßend.

„Du willst gerade das Haus verlassen? Ich komme, um nach Dir zu sehen, zu hören, ob alles gut verlaufen ist. Ich bin voll Sorge um Dich.“

„Ja, wie Ihr alle mit Worten! Denn wo ich handle und durchdringe, durchschneidet Ihr mit Eurer schulmeisterlichen Pedanterie meine Pläne. So muß ich ja fallen und das Hohngelächter um mich hören.“

„O, Wolf, Wolf! Ich erkenne Dich nicht! Ist das der gute, vorurteilsfreie Mensch mit dem ritterlichen Sinn?“

„Ja, ich bin derselbe Mensch, aber unter veränderten Verhältnissen urteile ich anders. Für mich ist das Leben und Dasein keine Kinderstube mit be-

dächtigem Ammengeschwätz. Ich wollte vorwärts, Großes erreichen! Wohl, ich strauchelte, aber mit offenen Augen mich in die Grube zu stürzen, dazu reicht der ritterliche Sinn nicht aus, von dem Du sprichst."

„Komm, Wolf! Tritt mit mir in Deine Wohnung. Wir wollen ruhig, besonnen sprechen. Laß ab von diesem störrischen Wesen."

„Ein ander Mal! Jetzt muß ich handeln. Was ich mit allen denkbaren Mitteln und Mühen erreicht, muß ich rückgängig machen, um nicht wortbrüchig zu werden. Gelingt es mir, dann will ich noch einen Schritt thun, und wenn dieser nicht zum Guten ausfällt, nun, dann lebe wohl, Karl Rochau!"

Karl Rochau schüttelte den Kopf und faßte trotz Widerstrebens Wolfs Hand.

„Du bist krank, Wolf. Ich fühle es, Dein Pulsschlag geht überschnell. Ich bitte, ich beschwöre Dich, bleibe ruhig und töte in der Unruhe und Sorge, die Dich beherrscht, nicht Dein besseres Ich. Ich weiß es, mit diesem hat das, was Du sprichst, keine Gemeinschaft. Die Verzweiflung spricht aus Dir und in solcher Stimmung planen und handeln war noch stets vom Übel."

„Mensch, mache mich nicht rasend!" rief Wolf und riß sich von seinem Bruder los. „Du beurteilst

die Dinge, wie sie Dir erscheinen, nicht wie sie sind. Ich wiederhole Dir: Ich muß handeln, weil ich Esther eben ein Versprechen gab. Ich hatte mir das Geld verschafft. Sie hat mir das Wort abgerungen, es an dieser Stelle nicht zu nehmen! Ohne Kampf meinen Kopf auf den Richtblock legen, will ich nicht. Um aber zur Ausführung zu bringen, was mir noch bleibt, muß ich sogleich Schritte thun. Begreifst Du nun? Geh' zu Esther — Tröste sie!"

Wolfs Stimme ward weicher. „Sage ihr, was ich Dir eben mitteilte, und glaube, daß ich weiß, was ich zu thun habe."

Nach diesen Worten verschwand er mit eiligem Schritt, und Karl Rochau stieg bedrückt die Treppe hinauf.

* * *

Am Nachmittage dieses ereignisvollen Tages ward an der Klingel der Rochauschen Wohnung in der Wilhelmstraße gezogen. Die alte Frau, die mit einer starkberänderten Brille lesend im Wohnzimmer saß, schrak zusammen, als das Mädchen ihr eine Meldung machte, und im nächsten Augenblick auch schon ihr Sohn Wolf vor ihr stand.

Er war bleich und das Haar hing ihm verwirrt um die Stirne. Seine Augen glühten, und ohne ein

Merkmal der Befangenheit, nein, voll trotziger Entschlossenheit näherte er sich seiner Mutter und sagte:

„Ich will, ich muß mit Dir reden, ehe ich einen verzweifelten Schritt thue, mich mit gebundenen Händen meinem Schicksal überliefere, Mama. Es ist mir sogar in meiner jetzigen Stimmung gleich, ob ich ihn thue, aber um Dir Herzeleid zu ersparen, um jeden Vorwurf von mir abzuwälzen, Dein Mitgefühl und Deine Liebe zur Rettung meines Namens nicht noch einmal angerufen zu haben, stehe ich vor Dir.

Du trenntest Dich einst von mir unter der Ahnung, daß ich so vor Dir erscheinen werde, wie es heute geschieht. Lassen wir unerörtert, ob Du im Rechte warst, ob mein Charakter mein Schicksal war, oder ob die Verhältnisse stärker als mein Wollen.

Heute bin ich ruiniert und Ehre und Ansehen sind vernichtet, wenn Du mir nicht Hilfe zuwendest. Frage mich nichts. Nur eins: Die Frau, der Du mißtraust, hat sich bewährt, sie hielt mehr, als kühnste Erwartungen voraussetzen durften. Du wirst es erfahren, denn was Dein besseres Wissen mir vorschreiben wollte, sprach ihr Mund jeden Tag, redeten ihre Augen jede Stunde, zeigte sie durch aufopferndes Handeln jetzt in den Zeiten, wo ich niemanden hatte wie sie! Noch mehr! — Das, was Du mir prophezeitest als mein rechtes Glück nach schwerer Prü-

fung, wird mir durch Esther werden. Ein Wille von Stahl, ein geläuterter Verstand, und ein Herz — ein Herz, das nicht von dieser Welt ist!

Ihre Liebe war immer nur Geben, und sanftes, duldendes Verzichten stand wie ein Engel daneben. Höre, höre, Mama, der ich in diesem Augenblick mein Inneres vor Dir ausbreite, wie vor dem Schöpfer; ohne Scham, wenn auch nicht ohne Reue bekenne, daß ich strauchelte, — sie gab das Höchste, was ein Mensch zu geben vermag: Verzeihung für alle meine Verirrungen, selbst für die, welche eine Frau fast niemals vergiebt.

Und so rette zwei Menschen! Rette den, der Dein Sohn ist und den Du doch liebst, trotz der Rinde, die Du jahrelang um Dein Herz legtest, rette auch sie mir bei dem Gebot der Menschlichkeit und schaffe mir die Ruhe, nach der mein Inneres verlangt und die vernichtet ist für immer ohne Deine Hilfe.

Ich verlange Dein bürgendes Wort für eine größere Summe, die ich brauche, bald brauche, und die mir unter Deiner Sicherheitsgewähr zu Gebote steht.

Sieh, Mama, ich hatte das Geld, aber Esther nahm mir in gerechtem Bedenken das Wort ab — diese Hilfe dennoch auszuschlagen. Und das in

einem Augenblick, wo alles auf dem Spiele steht, wo der Verlust meines Ansehens und meines Namens sie nicht minder schädigt, ja, wo unsere ganze Existenz in Frage gestellt ist."

Die alte Frau hatte bleich und wie vernichtet zugehört. Abgewendeten Blickes saß sie in ihrem Stuhl, und nur die Finger ihrer mageren Hände faßten ineinander und lösten sich in krampfhaften Bewegungen. Wolf kniete vor ihr nieder und legte sein bleiches, von Sorge und Qual zerwühltes Gesicht in ihren Schooß.

„Mama!"

Die alte Frau zog die Schultern empor und suchte vergeblich ein heftiges Zittern zu bannen, das durch ihren Körper flog. Ein furchtbarer Kampf malte sich in den Zügen ihres Angesichts. Zwar kam Wolf wie ein verlorener Sohn über ihre Schwelle und rief: Deine Worte haben sich erfüllt. Der Augenblick ist da; ich bekenne! Vergieb! Aber sie, die getaufte Jüdin war es, die sein Schutzengel geworden, die ihn zu dem gemacht hatte, was aus ihm geworden. Gerade diese Ehe hatte Wolf geläutert, diese Verbindung war zu seinem Glück geworden, wenn er auch bittere Erfahrungen hatte machen müssen.

Der Mensch mit seinem übertriebenen Ehrgeiz, mit dem Mangel an Beschränkung, mit dem raschen

Leichtsinn, mit all den Eigenschaften, die bei solchem in Fülle sich neigenden Glück Nahrung gefunden, kehrte zu sich selbst zurück und gewann endlich die Unterscheidung zwischen Vorstellung und Wirklichkeit, gelangte endlich zu einer Selbsterkenntnis, ohne welche der Mensch im Leben in dauernde Konflikte geraten muß.

„Mama, Mama!“ rief Wolf noch einmal, als sie schwieg. „Alles gebe ich hin für die Ehre meines Namens. Alle meine Pläne, Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft habe ich ausgelöscht. Nein, das ist nicht das richtige Wort, aber alle meine Gedanken sind auf ein bescheidenes Leben gerichtet, auf ein ruhiges Glück an der Seite dieses edlen Wesens, in dem Verkehr und in dem Zusammenhang mit Dir und mit meinen Geschwistern. Sieh, ich demütige mich vor Dir um ihretwillen.

Sobald ich meine Verpflichtungen gelöst habe, nehme ich Urlaub. Ich erhalte den Posten eines ersten Direktors; er gehört zu meiner Reinigung, aber ich werde ihn nicht antreten ohne das sichere Gefühl, seiner wert zu sein; ja ich will verzichten — ich schwöre es — wenn ich erkenne, daß die Erfahrungen nicht stark genug auf mich wirkten.

Und nun wende Dein Angesicht zu mir, sieh mich mit dem alten Blicke an, und — schenke mir, indem Du gewährst, Deine alte Liebe.“

Schon war die alte Frau besiegt, schon wollte sie die Arme ausstrecken, ihren Sohn zu umfangen, aber das unbedachte Wort: „ich demütige mich vor Dir um ihretwillen“ — ließ sie von neuem erstarren.

Nicht sie! Esther war's also, um die er alles ihr zu Füßen legte. Sie, sie, die Jüdin!

„Komm morgen wieder!“ sagte sie kalt und richtete sich stolz empor. „Heute vermag ich Dir nicht zu antworten. Und nun gehe. Ich hörte, was Du sprachst, und was Dein Recht ist, soll Dir werden.“

Voll furchtbarer Enttäuschung blickte Wolf seine Mutter an. Er forschte in ihrem Angesicht. Aber es war ernst und scheinbar gefühllos wie bei seinem Eintritt, und stumm und bis in den innersten Winkel seiner Seele erkältet, entfernte er sich.

Wie ein Trunkener nahm er seinen Weg durch die Wilhelmstraße, schritt über den Belle-Alliance-Platz und ließ sich — von einem heftigen Drange nach Sammlung geleitet — auf eine der Bänke nieder. Hier saß er lange und grübelte vor sich hin. Er achtete nicht der Vorüberschreitenden, nicht des immer dunkler sich herabsenkenden Abends und nicht des Gebrauses, das von den einmündenden Straßen auf ihn eindrang.

Mit abwesendem Blick sah er auf die vorübereilenden Pferdebahnwagen, hörte er das Lachen

verspätet sich tummelnder Kinder und den Ruf der Dienstmädchen, die sich zum Heimgang vom Spielplatz rüsteten. Nun wurden die Straßenlaternen angezündet, auch die kleinen Lichter an den Droschken blitzten auf, und durch Dunst und Dämmerung leuchteten die Scheiben der Fenster des gegenüber liegenden Cafés und des Hutmacher- und Zigarrenladens in dem Eckhause an der Brücke.

Was hatte sich heute alles ereignet und was war das Ende aller Dinge? Abgeschnitten von jeder Hilfe durch eigene Schuld und vor Esther entehrt! Wie hatte sie Kenntnis erhalten von seinen Zusammenkünften mit Martha, oder worauf gründete sich ihr Verdacht? Wolf ließ alle Ereignisse in der Erinnerung an sich vorüberziehen und gelangte immer wieder auf ein und denselben Umstand. Esther mußte Marthas Brief gefunden und gelesen haben! Nun kam ihm ihr trauriger Blick an jenem Morgen in Erinnerung, nun vermochte er sich ihr seltsames Wesen zu erklären. Und doch hatte sie geschwiegen. Und von Esther wanderten seine Gedanken wieder zu seiner Mutter. Wenn sie nun nicht half, sie, vor der er sich eben gedemütigt hatte? Wenn der kommende Tag ihn vor die Notwendigkeit stellte, zu gestehen: Ich bin Schuldner der Bank und kann nicht bezahlen, – ich

trete freiwillig zurück von dem Amte, das Ihr mir übertragen wollt?!

Wie? Der Schwiegersohn der reichen Frau Mendelsohn konnte keine Sicherheit stellen für eine solche Summe, der Sohn der Frau Oberamtmann Rochau mußte erklären, er könne keine Hilfe herbeischaffen, um Ehre, Ansehen und Stellung zu retten?

Nein! Nein! Und abermals nein! Verzichten konnte er auf die Zukunft um den Preis der Ehre und des Namens; aber jenen im Verwaltungsrat bekennen, daß er ein zahlungsunfähiger Schuldner in solcher Höhe sei, während sie noch sein Depot für intakt hielten? Niemals!

So stand es um den Mann, dem man die Verantwortung und das Schicksal eines solchen Instituts in die leitenden Hände legen wollte?

Wolf starrte durch die Boskets in den dunklen Abend. Ringsum lautes, bewegtes, hastiges Leben! Ein Theil der ungeheuren Stadt streckte hier vor seinen Augen die Arme aus, sog ein und spie aus wie ein überdurstiges, unersättliches Ungeheuer. Menschen: Männer, Weiber, Kinder; Wagen, Droschken, Thiere im Staub und Dunst —

Ein brennendes Gefühl der Lebenslust, ein Zittern, das alles verlassen, nicht mehr sehen, daran

nicht mehr teilnehmen zu sollen, nicht mehr zu atmen, zu herrschen und zu genießen, bemächtigte sich des Mannes. Leben, leben! Und dann doch wieder: Sterben! Fort! Keine nagende Gedanken, keine Sorge, keine Qual, keine Reue mehr! Nach acht Tagen, ach! nach achtundvierzig Stunden war schon vergessen, ob Wolf Rochau gelebt und eine Rolle in der Welt gespielt hatte! Alles glättete, besänftigte die Zeit mit ihrem raschen Schritt, alles überdeckte sie mit einem Schleier, zuletzt mit dem Grabe der Vergessenheit.

War's nicht gleich, ob jener, der im Altertum Mucius Agricola hieß, ein Schurke gewesen; ob ein Nürnberger Ratsherr sein Vermögen verspielt und jüngst der Kassierer Abel Cohn das Weite gesucht hatte? Wer fragte nach Mucius Agricola, nach dem Nürnberger Ratsherrn, nach Abel Cohn unter den Millionen jedes Tages seit tausend Jahren? Alles wurde vergessen, und die Leichenrede am Grabe — die laute oder die stumme — hörte sie der Tote? Wurden nicht alle Thränen, auch das größte Herzeleid durch die Zeit verwischt. Starb ein menschliches Wesen aus Gram? Ja, eins starb aus Gram: Esther Rochau. Ihr ernstes und schwermütiges Auge stieg vor dem Manne auf. Er hörte sie seinen Namen flüstern, sie umarmte ihn mit ihren festen,

zärtlichen Armen und sprach zu ihm in den rührendsten Ausdrücken:

„Sei ein Mann! Begreife, daß ich alles verstehen, alles verzeihen kann. — Richte Dich auf! Büße, wie eine vornehme Natur, nimm von neuem den Kampf des Lebens auf und zeige, daß der Kern ein guter war, daß alle Schlacken endlich abgestreift sind. Habe den Mut der Wahrheit, der Überzeugung. Sei ein Charakter!“

Und weiter: Rechts an der Wand in Wolfs Arbeitszimmer hing eine Pistole; im Schubfach links befanden sich Blei und Pulver.

Oben auf dem Hausboden war ein stilles, einsames Plätzchen. Die Sonne schielte furchtsam durch eine gläserne Dachpfanne, feiner Staub irrte in den schräg herabfallenden Strahlen; Balken und altes Gerümpel dufteten.

Wolf spürte den Geruch. Nun war er oben. Er horchte. War nicht hinter ihm ein Geräusch, als ob ein Mensch ihm langsam folge? Nein, er war ganz allein. So still war's. Durch das geöffnete Fenster des Daches gegenüber drang ein Lufthauch; das schnelle Zwitschern hastig schwirrender Schwalben traf sein Ohr. Wolf horchte. Auch das Summen der bewegten Welt draußen schlug vorübergehend an den geschärften Sinn.

Er zog die Pistole hervor. Seine Mutter, Esther, Karl, Regine — Martha! — Nun sprangen die Gedanken plötzlich ab. Martha! Martha! Er nahm ihr Anerbieten nicht an, er wies ihre Bürgschaft zurück! — Sie würde fragen, forschen. Ah! Esther wußte alles. — Und Martha würde verlangen, daß er an ihrer Seite stehe und zu ihr halte, jetzt vor allem sich zu ihr bekenne! — Und was lachte ihm aus der Zukunft entgegen? Daheim ein in seinem Vertrauen und seiner Liebe geknicktes Geschöpf, das er doch so zärtlich liebte, und hier das leidenschaftliche, ihn an sich reißende, immer neue und stärkere Opfer begehrende Weib.

Ja! So würde sich alles gestalten. Martha hatte ihrem Manne erklärt, sie werde und wolle Wolf helfen. Allen seinen Einwänden, seinem Achselzucken, seinem Hohn, seinen zornigen und widerstrebenden Worten und Geberden hatte sie ihren Willen gegenübergestellt. Mein ist das Geld und nach meinem Gutdünken habe ich die Verfügung, insbesondere, wenn es sich um meine nächsten Anverwandten handelt! Bloßgestellt hatte sie sich um seinetwillen, ihr Inneres hatte sie aufgedeckt ihrem Manne, dem sie doch Treue gelobt und die dieser, was immer geschehen, im Recht war, zu fordern. Und sie würde kein Gegenopfer verlangen? War's nicht auch feige,

erbärmlich, dann sie zu lassen in ihrem Schmerz, ihrer Verzweiflung?

Aber dann raffte sich Wolf gewaltsam auf. Fehlte er, so hatte er doch ein großes Ziel vor Augen gehabt; verließ ihn das Glück, so war er doch sonst ein pflichttreuer Beamter gewesen. Mehr noch! Seine Führung, die Resultate seines Wirkens waren Veranlassung zu größerem, ja, einem außerordentlichen Vertrauen. Hatte er da nicht ein Recht, für sich eine Ausnahme-Beurteilung zu erbitten? Vermochte er nicht stets durch seine Rede zu überzeugen und die Menschen seinem Willen gefügig zu machen? Und war's nicht kräftig, männlich, kühn, trotz offenen Bekennens seinen Platz zu behaupten, sich sogar einen besseren zu erobern!?

Ja, so sollte es sein! Verweigerte Mama Rochau eine Hilfe — und sie würde verweigern, er fühlte es — dann blieb noch ein Weg.

Er trat am nächsten Tage in der Sitzung vor den Verwaltungsrat, deckte alles auf, wies auf die widrigen Umstände hin, bekannte auch seine Fehler, aber rief das Wohlwollen der Versammlung an. Für seine Thätigkeit, für seine Erfolge forderte er einen höheren Lohn, weil er ihn fordern mußte: Nachsicht. Er gab sein Wort, daß alle Nebenrücksichten zurücktreten, seine Hoffnungen und Wünsche

fortan ausgelöscht sein sollten, und daß allein ihn der Gedanke beherrschen und allein sein Handeln darauf gerichtet sein werde: die Interessen der Bank zu fördern.

Und wenn's gelang, war das nicht ein Triumph sondergleichen?! Gewann er sich nicht vielleicht die Achtung derer zurück, die er hatte hineinblicken lassen müssen in die innersten Tiefen seiner Seele? War's nicht eine Reinigung für alles? Würde das nicht im Sinne Esthers sein, die — er wußte es — nur aus zärtlicher und weiser Sorge für die Zukunft so riet, wie sie es gethan?

Würde nicht das auch seine Mutter versöhnen? Hatte er dann nicht ehrlich gebüßt? Gebüßt? Vielleicht nicht, wie das gerechte Schicksal mit der Binde vor den Augen es forderte. Aber überwunden hatte er, wovor Tausende zurückgeschreckt sein würden, sich selbst erobert hatte er, was er schwachmütig im Begriff gewesen war, völlig dahin zu geben. Nein! Nicht sterben! Keine Pistole, kein Pulver, nicht der zerschmetterte Kopf eines Feiglings! Aufrecht! Ein Mann: wenn auch ein Mensch mit Schwächen und Fehlern, wenn zur Zeit auch ein Zerpflückter, Gemarterter und Verlassener in dem großen Drangsal des Lebens!

Und unter solchem Entschluß sprang Wolf empor. Und — fort mit Martha! — Nicht wie ein Feig-

ling! Aber auch hier wie ein Mann, wie ein Mensch mit endlich gewonnenen festen Grundsätzen, nicht mit den Worten der Ehre, nein, mit der That.

Als Wolf seine Wohnung erreichte und in den Flur trat, fand er die Thür geöffnet und Esther weder in einem der vorderen Gemächer, noch im Speisezimmer. Auch dieses stand nach dem Korridor offen.

Im Begriff, nach der Dienerschaft zu rufen, trat ihm das Hausmädchen unter einem Ausruf befriedigter Überraschung entgegen, fügte aber mit besorgter Miene hinzu:

„Herr Direktor, die gnädige Frau ist sehr krank, Herr Doktor Rochau ist drinnen; eben sollte ich zu Frau Mendelsohn fahren und sie holen.“

Wolf erbleichte und eilte durchs Ankleidezimmer ins Schlafgemach. Vor der Thür aber begegnete ihm Karl Rochau, legte den Finger zum Zeichen des Schweigens auf den Mund und sagte, leise auftretend und Wolf mit sich fortziehend:

„Geh jetzt nicht zu ihr, lieber Wolf. Sie schläft zum Glück —“

„Was ist, was ist?“ flüsterte jener, für den Augenblick ganz fassungslos.

„Das kleine Wesen, das Dir Deine Frau schenken wollte, hat zu früh das Dasein erblickt —“

Wolf starrte seinen Bruder an und wollte sich in einem heißen Drange zurückwenden.

„Nein, ich wiederhole! Jetzt nicht! Sie ist so schwach, daß Dein Anblick — irgend eine Aufregung — ihr höchste Gefahr bringen könnte. Komm ins Wohnzimmer. Anna sitzt am Bette. Ich habe ihr gesagt, was zu thun ist, und daß sie mich ruft, wenn Deine Frau erwacht."

Wolf richtete nun hastige Fragen an den Doktor. Er zitterte vor der Mitteilung, daß die Gemütserregungen der letzten Tage dieses Ereignis hervorgerufen haben könnten. Und die Angst und Sorge wurden auch nicht entkräftet.

„Ich fand Esther, als ich Dich verließ, in einem ohnmächtigen Zustande auf der Erde liegen. Regine erzählte mir, daß Deine Frau bereits einen ähnlichen Anfall gehabt habe. — Du weißt —"

„Nein —"

„Nun wohl. Sie befand sich unter den Händen der Mädchen, als ich eintrat. Nachdem wir sie wieder zu sich gebracht hatten, traten mit Krämpfen verbundene Erscheinungen auf, die mich veranlaßten, sie sogleich ins Bett schaffen zu lassen. Das Übrige ist Dir bekannt. Unsagbar hat Deine Frau gelitten, Wolf. Offenbar haben die jüngsten Ereignisse —"

Karl unterbrach rücksichtsvoll seine Rede, und

Wolf sprach keine Silbe. Durch seine Brust zogen furchtbare Schauer, und daneben stieg ein so heißes Verlangen nach Esther auf, daß sich seine Augen feuchteten.

„Ich habe zu Deiner Schwiegermutter gesandt. Ihr wurdet dort erwartet! Es wird gut sein, wenn diese in der Nacht bei Deiner Frau bleibt. Ich wollte schon zu Regine schicken, aber es ist besser so. — Und nun erzähle, Wolf. Was hast Du ausgerichtet?“

„Nichts!“

„Nichts?“

„Nein! Ich war bei unserer Mama.“

Doktor Rochau sah in höchster Überraschung empor und Wolf berichtete mit tonloser Stimme. So bedeutungslos erschien ihm alles jetzt, Geld, Stellung und Ansehen! Was war das gegen diese Sorge! — Esther krank, sterbenskrank, geknickt durch ihn! Ein Doppelleben hatte er vielleicht getötet. Und diese Gemütsstimmung blieb die ganze Nacht, während er an ihrem Bette saß und in ihre blassen, ganz veränderten, aber in ihm gerade jetzt so viel Mitleid, Trauer und Liebe hervorrufenden Züge schaute.

„Morgen, morgen!“ erwiderte er seiner Schwiegermutter auf ihre tastende Frage nach dem Stand seiner persönlichen Angelegenheiten. „Heute nichts

mehr von diesen Dingen. — Alles ist gleich. Esther, Esther, meine heißgeliebte Esther —"

Der Mann kniete neben seiner Frau. Was würde er darum gegeben haben, wenn sie ihn einmal hätte mit dem alten Blick anschauen können! — Sie vermochte es nicht. — Ihr fehlte die Kraft; — sie konnte nicht einmal denken! Sie lag wie eine Sterbende!

* * *

Wolf traf am nächsten Morgen trotz aller Seelenqualen seine Vorbereitungen. Die Ereignisse hatten seine Entschlüsse befestigt. Ja, so erfüllt war er von dem, was er nunmehr als Recht und Notwendigkeit erkannt hatte, daß er nicht einmal eine Frage an Frau Mendelsohn richtete.

Aber auch an die Hilfe seiner Mutter dachte er nicht mehr. Er überlegte, was Esther gutheißen werde. Was in ihrem Sinne war, sollte geschehen, und was er thun wollte — er fühlte es — war in ihrem Sinne.

Und so mochte es denn geschehen und so kam der Augenblick, der über des Mannes Schicksal entscheiden mußte. Ein Bankdiener meldete, daß die Herren des Verwaltungsrates versammelt seien und daß man ihn erwartete. Seltsam beklommen war Wolf zu

Mute, als er diesmal den Konferenzsaal betrat! Wie ein vor ein Schwurgericht Geladener kam er sich vor.

Nach Erledigung verschiedener Gegenstände der Tagesordnung, die namentlich die Bilanz und die endgültige Festsetzung der Dividende betrafen, nahm der Vorsitzende das Wort und berührte die Frage des neu zu besetzenden Direktorpostens. Er verkündete, daß in der Vorversammlung beschlossen worden sei, ihm, Rochau, die gleichberechtigte Stellung zu übertragen, und beglückwünschte Wolf zu dieser Entscheidung.

„Gestatten Sie mir denn zuerst, Ihnen die Hand zu drücken und die Hoffnung auszusprechen, Herr Direktor, daß für Sie und das Institut daraus das Beste erwachsen möge."

Mit diesen Worten erhob sich der Präsident, und auch die übrigen Herren thaten ein Gleiches.

Aber bevor noch ein Händeaustausch stattfinden konnte, bat Wolf ums Wort.

„Erlauben Sie, hochgeehrte Herren" — hub er an — „daß ich noch einen mich persönlich angehenden und die Interessen der Bank nicht minder betreffenden Punkt berühre, bevor ich mich über die Annahme des mir in so ehrenvoller Weise angetragenen Amtes, ja selbst über mein Bleiben in der Bank entscheide.

Eins sei vorausgesetzt: Meine Frau liegt seit gestern — zufolge einer Frühgeburt — sterbenskrank darnieder. Ich habe die ganze Nacht gewacht, und es ist begreiflich, daß die Eindrücke dieses Zwischenfalles ein klares Denken trüben. Ich bitte deshalb wegen Inhalt und Form meines Vortrages um Ihre Nachsicht."

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet. Ein Diener der Bank erschien und blieb, einen fragenden Blick auf Wolf richtend, in der Thür stehen.

„Was ist?" rief Wolf ungeduldig, aber die leise geflüsterten Worte: „Aus Ihrer Wohnung, Herr Direktor. Ein eiliger Brief. Er soll sofort an Sie abgegeben werden" — ließ ihn innehalten.

Unter einer entschuldigenden Bewegung gegen die Versamlung riß Wolf das Schreiben auf, das von Frau Mendelsohns Hand war.

„Lieber Wolf!

Eben hat Esther ihren ersten lichten Augenblick und ist nach Deines Bruders Meinung außer Gefahr. Sie benutzt ihn zu den flehenden Worten, Dir zu helfen.

Gut, ich will es thun! Ich helfe aus Dank gegen den Schöpfer, den ich auf den Knieen bitte, mir mein armes, teures Kind zu erhalten.

Esther Mendelsohn."

Einen Augenblick kämpfte Wolf einen furchtbaren Kampf. Alles war nun gut! Er war gerettet durch sie, durch Esther! Nun brauchte er keinerlei Nachsicht anzurufen. Er konnte, die schwere Krankheit vorschützend, abbrechen, die Sitzung zu verschieben bitten, morgen erklären, daß nur gewisse Familienverhältnisse, oder was sonst, Bedenken in ihm wachgerufen hätten, den Posten anzunehmen.

Nun war alles geebnet! Nichts mehr von Spiel und Schulden! Keine Offenbarung von Schwächen und Leichtsinn! Zugreifen! Die Position behaupten! Das war sein Gedanke.

Fort endlich mit der sentimentalen Kinderstuben-Moral der Weiber! Fort damit!

Aber dann stieg doch Esthers flehender Blick vor ihm auf. Sei kein Scheinmensch, sondern ein rechter Mann, der bereit ist, zu büßen, wenn er fehlte, der nicht täuschen will, sondern dessen Rede: Nein, nein — Ja, ja — sein soll im besten Sinne! Und auch seine eigene Auffassung warf er für die Beurteilung seiner Handlungsweise mit in die Wagschale und gab sich guten Hoffnungen hin. Zuletzt gedachte er seiner Mutter, und ein kühner Trotz half fördern, was als Grundgedanke sich festgewurzelt hatte. Wenn er nun trotz offenen Bekennens siegte und so bewies,

wie falsch, hart und ungerecht alle ihre Voraussetzungen gewesen seien —!? Unter diesen Eindrücken raffte sich Wolf empor. Sein Entschluß war gefaßt, und er nahm seine Ansprache fest und ohne Schwanken wieder auf.

Er berührte seinen Bildungsgang, hob die mangelnden Erfahrungen bei Übernahme seiner Stellung hervor, sprach von seinen Leistungen in überzeugender, aber bescheidener Weise, gelangte auf das Spiel an der Börse, beleuchtete dies in seiner doppelten Natur, berichtete von seinen eigenen Glücksversuchen, den großen Erfolgen und den späteren Rückschlägen und schloß, indem er alles noch einmal zusammenfaßte, mit der Erklärung, daß er augenblicklich sogar Schuldner der Bank in der mehr erwähnten Höhe sei.

„Ich bitte Sie, meine Herren," endete er wörtlich seine Rede, „bei Ihrer Entscheidung keine Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Familie meiner Frau, daß eventuell meine eigene diese Summe decken wird. Ich vermag es heute noch nicht zu sagen. Ich glaube, ich hoffe es, aber ich wünsche, daß Sie lediglich nach den vorliegenden Thatsachen entscheiden."

Wolfs Worte riefen eine ungeheure Wirkung hervor. Nicht zum wenigsten hatte der Umstand bei der auf ihn gefallenen Wahl den Ausschlag gegeben, daß er selbst ein so vermögender Mann war.

Nun erklärte dieser — derselbe Mann, über eine Million verspielt zu haben, ja, ohne sichere Unterlage sogar Schuldner der Bank zu sein während nach allen Usancen, insbesondere nach denen dieses Instituts, niemand, wer es immer sein mochte, den kleinsten ungedeckten Kredit in Anspruch nehmen konnte.

Wäre es nicht ebensowohl möglich gewesen, daß Wolf, von der Spielwut hingerissen, die Bank in schwerere Verluste gebracht hätte?

War's nicht als ein Wunder anzusehen, daß ein Mensch, der leichtsinnig eine volle Million — das Erbteil seiner Familie — verspielt hatte, die Kassen der Bank unberührt ließ? Und — hatte er sie denn unberührt gelassen? —

Noch in derselben Stunde ward Wolf von dem Vorsitzenden mitgeteilt, daß die sofortige Berichtigung der Schuld, mindestens aber eine vollgültige Bürgschaft erwartet werde. Man hoffe, daß diese bloße Aufforderung hinreiche. Der Aufsichtsrat könne zu einer abwägenden Entscheidung überall erst gelangen, wenn diese Angelegenheit zufriedenstellend geordnet sein würde. Man verhehle ihm nicht, daß seine Eröffnungen einen höchst ungünstigen Eindruck hervorgerufen hätten. Man erteile ihm auch bis zu einem Definitivum Urlaub.

Das alles klang sehr peremptorisch und keines-

wegs ermutigend, und Wolf verließ den Ort seiner bisherigen Wirksamkeit wie ein Geschlagener.

* * *

Obgleich die Mitglieder des Aufsichtsrats beschlossen hatten, daß über diesen Zwischenfall überhaupt und jedenfalls nicht vor einer endgültigen Erledigung gesprochen werden sollte, hatte doch das Bankpersonal Kunde davon erhalten, und durch dieses gelangte die überraschende Neuigkeit auch bald ins Publikum. Nach zwei Tagen sprach die ganze Börse von dem Ereignis, und Martellier war bereits zu Ohren gekommen, daß Wolfs Entlassung unzweifelhaft erscheine.

Sein erster Gedanke war, sich um den Posten zu bewerben! Weniger die Vorteile reizten ihn, als das brennende Verlangen, über Wolf und Esther zu frohlocken. Seit den letzten Vorgängen sann er nur auf Rache; seine gemeinen Eigenschaften drängten nunmehr zu einem entscheidenden Schritt.

Nachdem er sich seine Stellung in der Welt gesichert, seine Praxis erweitert und das Vermögen seiner Frau vergrößert hatte, verlangte es ihn ohnehin auch nach Erreichung äußerer Ehren. Wenn er den Posten in der Bank erhielt, erklomm er einen neuen

Gipfel zu Ansehen und Erfolg, während Rochau nach wenigen Jahren nichts anderes geworden war als ein vornehmer Bettler!

Mehr noch! Rochau hatte seinen Namen verunglimpft! Jahre konnten vergehen, ehe dieser wagen durfte, von neuem Vertrauen in Anspruch zu nehmen. Sie selbst, Esther, lag geknickt auf dem Sterbelager, und dem großen, unvergleichlichen Wolf war die Schuld beizumessen!

Wenn sie doch am Leben bliebe! Martellier hoffte dies sehnsüchtig. Sich an ihrer Demütigung, an ihrem gebrochenen Stolze zu weiden, war nicht minder sein heißes Verlangen, als in die trostlosen Züge Marthas zu blicken und durch die Thatsachen auch dieser zu beweisen, welch' ein unwürdiger Mensch dieser allbewunderte Rochau sei. Vielleicht würde man Martellier in der öffentlichen Meinung verdammen, wenn er als Wolfs Nachfolger auftrat! Aber auch dem würde er zu begegnen wissen durch die gleißnerische Rechtfertigung, daß seine Frau mit seiner Zustimmung Wolf die nötige Summe zur Deckung der Bankschuld habe vorschießen wollen. Es war nicht seine Schuld, daß dieser — aus welchen Gründen immer — die Hilfe abgelehnt hatte. Daß Martellier also keinerlei selbstische Wünsche geleitet, daß er im Gegenteil seinem Schwager Ehre, An=

sehen und Stellung hatte erhalten wollen, war ersichtlich.

Unter solchen Gedanken und Überlegungen kam Martellier mittags zu Tisch und war so guter Dinge, daß er sein Kind in ungewöhnlich liebevoller Weise hätschelte. Absichtlich legte er seine Unempfindlichkeit gegen die Vorgänge in der Rochauschen Familie an den Tag. Er wußte, wie sehr seine Frau diese Gleichgültigkeit kränken werde.

Marthas Zustand war ein unbeschreiblicher. Alles drängte sich zusammen, um ihr Inneres mit quälendsten Sorgen zu erfüllen. Wenn Esther fast hoffnungslos darniederlag, fühlte sie sich schuldig. Alle ihre Voraussetzungen hatten zudem eine bittere Enttäuschung erfahren.

Nach den grausamen Scenen mit Martellier, welche den alleinigen Zweck verfolgt hatten, Wolf, ihren heißgeliebten Wolf zu retten, erklärte nun jener plötzlich, Hilfe nicht annehmen zu können.

Das große Opfer, das sie gebracht, indem sie ihre Gefühle für ihn verraten, war umsonst gewesen; die Aussicht, jenen durch diese Hilfe fester an sich zu knüpfen, eine weit geringere geworden. Noch wußte sie die Gründe der Ablehnung nicht, ahnte nur, daß Esther verweigert habe, aus dieser Hand Wohlthaten zu empfangen! Ihr eheliches Glück war vollends

vernichtet, denn nun hatte sie nicht einmal mehr das Recht, die Schuld an einer solchen Entfremdung ihrem Gatten allein beizumessen.

Und dieser Mensch, den sie haßte, wie sonst nichts auf der Welt, triumphierte jetzt über sie und alle übrigen, die ihn einst so wegwerfend beurteilt hatten. Sicher würde die Welt ohne Kenntnis des Zusammenhanges auf seine Seite treten.

Und so herzlos, so gemein war die Denkungsart Martelliers, daß er sie in jeder Weise zu kränken suchte. Keine Vorwürfe drangen aus seinem Munde; ihre Liebe oder deren Verlust hatte gar keine Bedeutung für ihn, aber Hohn und Spott über denjenigen, der ihrem Herzen nahe stand, goß er aus, weil er sie dadurch um so empfindlicher zu treffen wußte. Jetzt leitete ihn nicht einmal die Befürchtung, daß sein Benehmen ähnliche Wirkungen hervorrufen könne wie vor wenigen Tagen, als Martha eine Verfügung über ihr Vermögen in Anspruch nahm, und er ihr keinen wirksamen Widerstand entgegen zu stellen vermochte. Er fühlte, daß sie einen zweiten Versuch nicht machen würde; sie war innerlich gebrochen durch Enttäuschung, Gram und Herzeleid.

„Na, also der Herr Direktor Rochau demissioniert! Es steht jetzt fest; alles ist ans Licht gekommen“ — hob Martellier an und schnitt gleich-

gültig mit dem Messer in ein Brötchen. Martha wollte eben ihrem Kinde die Serviette vorbinden, hielt aber bei diesen Worten inne, als ob sie ein Stich ins Herz getroffen habe. Wolf hatte also anderweitig das Geld nicht erhalten! Alles war umsonst gewesen! Das erhellte aus dieser Mitteilung!

Der Mann, den sie liebte, war entehrt, und die Umstände wiesen ihn um so mehr auf Esther an?

Oder täuschte sie sich? War hier etwa doch noch die Brücke, zu ihm zu gelangen, ihn für immer an sich zu knüpfen? Sie wollte, sie mußte ihn sprechen. Angst und Unruhe verzehrten sie.

Totenblaß saß sie da, berührte kaum die Speisen und sprach in gezwungener Weise mit ihrem unbefangen plaudernden und sie mit Fragen bestürmenden kleinen Mädchen.

„Die Angelegenheit scheint Dich ja nicht im Geringsten zu interessieren," fuhr Martellier fort, als seine Frau keine Silbe erwiderte und auch in der Folge eine Miene machte, als ob er überhaupt kein Wort geredet habe. „Oder hast Du vielleicht schon direkte Mitteilungen von dem Herrn Direktor? Gewiß, so wird's sein! Nun, was meldet er denn mit seinen gewöhnlichen Illusionen?"

Die Frau erhob das Auge und maß Martellier mit einem unbeschreiblichen Blick. Sie sagte nichts.

Etwas von Esthers vornehmer Würde umgab sie und bewirkte einen starken Aufruhr in des Mannes Brust. Selbst wenn diese Mendelsohns die Schuldigen waren, wenn zu erwarten stand, sie würden in dieser Einsicht sanfter, nachgiebiger sein, verließ sie ihr angeborener Stolz nicht.

Sie waren nicht gedemütigt, sie standen mit ihrem geschlossenen Wesen über ihrer Umgebung. Sie ließen fühlen: „Ich irrte, aber mein Irrtum war menschlich! Was Du thatest, war unwürdig, klein — erbärmlich!“

„Antworte, wenn ich mit Dir spreche“ — herrschte Martellier seine Frau an.

Martha erhob sich, nahm ihr Kindchen an die Hand, klingelte und übergab dieses dem Mädchen: „Geben Sie Martha zu essen — auch Nachtisch. Geh, mein Liebling! Ich komme gleich hinüber! Geh, geh, weine nicht! Was hast Du denn?“

Das Kind begriff, daß sich etwas zwischen Vater und Mutter gedrängt hatte. Es forschte in den Mienen seiner Mama, und sein Herzchen war beängstigt durch den schmerzlichen Ausdruck, durch die Thränen, die sich unter ihren Lidern hervorstahlen.

Nun waren die beiden Ehegatten allein. Aber zunächst ward kein Wort gesprochen. Eine unheim-

liche Ruhe ging dem Ausbruch ihrer tobenden Empfindungen voraus.

Der zweite Gang ward gebracht. Martha hob die Deckel von den Schüsseln, legte Löffel hinein und schob ihrem Manne die Speisen mit ruhiger Höflichkeit hinüber.

Es lag darin ein leises Entgegenkommen, eine scheinbar den Trotz abwerfende Unterordnung, die Martellier überraschte, milder stimmte.

Auch die Entfernung des Kindes, Marthas Rücksicht auf dasjenige Wesen, das doch beider Liebe verkörperte, ihr gemeinsames Eigenthum war und sie bis auf den heutigen Tag wenigstens in einer Hinsicht noch verknüpft hatte, endlich aber, und nicht zum mindesten Martelliers Absicht, immer noch etwas anderes zu scheinen, als er war, bewirkte, daß er, statt in dem gereizten Tone fortzufahren, seine Frau sanfter anblickte und in die Worte ausbrach:

„Du ißt ja gar nicht! Du bist blaß! Fehlt Dir etwas? Soll ich zum Arzt senden? Sprich, was hast Du?“

Alles kam nun auf die Antwort an. Martha wußte es, in dieser lag Friede oder entscheidender Kampf.

Einen Augenblick schwankte sie, und doch glaubte sie, ersticken zu müssen, wenn sie nicht sprach.

Sollte sie reden? War's der rechte Augenblick? Da stieg Wolf wieder vor ihr auf. Alles für ihn — ja für ihn! Und das war entscheidend.

„Dir Deine Frage zu beantworten, wäre Komödie!" antwortete sie. „Es ist Dir ja völlig gleich, ob ich gesund oder krank bin. Du weißt nur zu gut, was in meinem Innern vorgeht, was mir die Blässe auf die Wangen treibt. Jeder Satz, den Du sprichst, ist ein berechneter Dolchstoß, mich zu verwunden, Deinem Triumphe, Deinem Haß Nahrung zu geben. Ich durchschaue Dich ganz. Was sich in den letzten Tagen vollzogen hat, giebt mir den Beweis, daß Du schlecht bist, daß nichts Gutes in Dir wohnt, daß Du weder Gefühl noch Verständnis hast für das Wesen anderer, daß Du nicht einmal darauf sinnst, ein erträgliches Verhältnis zwischen uns herzustellen. All Dein Handeln ward bestimmt, Deiner verletzten Eitelkeit Nahrung zu geben. Wäre ich nicht reich, würdest Du mich längst aus dem Hause gestoßen haben, nicht einmal unser Kind wäre ein Bindemittel geblieben. Und weil ich Dich durchschaue und nichts anderes in mir wohnt als tiefste Verachtung, ja Ekel, der so groß ist, daß ich mir lieber den Tod wünsche, als an Deiner Seite ferner zu leben, magst Du heute meinen Vorschlag hören: Wir lassen uns scheiden! Ich verspreche, daß ich

jedes Urteil über Dich und namentlich das eben gefällte für mich behalten will. Die wahren Gründe unserer Trennung soll die Welt nie erfahren; ich werde erklären, daß wir in Frieden auseinander gegangen seien. Mein Kind behalte ich. Ich kaufe es Dir ab."

Martellier hatte sprachlos, bebend vor Wut, zugehört. Diese schonungslose Aufdeckung der Wahrheit drang wie mit glühenden Messern in seine Seele; am liebsten würde er die Frau, die vor ihm saß und mit ihrer kalten Stimme sprach, erwürgt haben.

„Weib!" schrie er, und seine Augen traten fast aus den Höhlen. „Du hast die Stirn, mir das zu erklären und stempelst mich zu einem Elenden und zu dem Schuldigen zugleich? Du wagst, mir Vorschläge, ja Vorschriften zu machen? Du willst Dich frei machen, um — um — Nein und abermals nein —"

Martellier hielt inne. Er knirschte mit den Zähnen, und sein Körper bebte. Martha aber erhob sich, drückte beide Hände auf die pochende Brust, und indem sie ihren Mann mit einem Blick musterte, in dem sich ein schreckenerregender Haß und eine maßlose Verachtung widerspiegelten, verließ sie das Gemach.

* * *

Wolf fand weit größere Schwierigkeiten die fragliche Summe zu beschaffen, als er ursprünglich geglaubt hatte. Aber auch die nicht unerheblichen Zinsen wurden berichtigt, obgleich die Kuratoren sich anfangs gegen eine noch höhere Summe auflehnten. Frau Mendelsohn hatte bei Esthers Zustand scheinbar jeden anderen Gedanken verloren, ja, schien ihre sonstige Energie ganz eingebüßt zu haben. So warm sie fühlte, so vornehm ihre Anschauungen waren, die Vorgänge hatten doch einen zu großen Eindruck auf sie gemacht und ließen zunächst nichts als Bitterkeit gegen Wolf in ihr zurück.

Wie hatte sie sich nach dem Lächeln eines Enkelkindes gesehnt! Und als nun Esther endlich ein solches Glück in Aussicht stand, ward nicht nur diese Hoffnung zerstört, sondern zu dem Verlust gesellten sich auch noch die übrigen Sorgen für Gegenwart und Zukunft.

Und das alles hatte dieser Mann allein durch seinen Leichtsinn verschuldet! Leben, Ehre und Vermögen seiner Angehörigen waren von ihm aufs Spiel gesetzt worden!

Unter Esthers wiederbelebtem Blick schmolz wohl Frau Mendelsohns Herz, aber als nun die nüchterne Wirklichkeit an sie herantrat, als die Männer, die ihr Gatte an ihre Seite gestellt hatte, in gewissen-

hafter Überlegung berieten, ihren Unmut und ihre Bedenken nicht zurückhielten, als die Stimmen der Vernunft und der Erfahrung sprachen, erhob sich in ihr das Gefühl der Verantwortung für Esthers Zukunft nicht minder als für die eigene.

Und dann quälte sie doch wieder der Gedanke, daß der Name ihrer Tochter und ihres Sohnes Schaden leiden würde! Und dieser Gedanke war so mächtig, daß sie zuletzt alle Bedenken beiseite schob, andere Erwägungen nicht mehr aufkommen ließ und Wolf bewilligte, was er verlangte.

Einmal gedachte sie auch der Mutter des Mannes, für den sie dieses Opfer gebracht hatte.

Wie hochmütig war ihr die Frau in der Wilhelmstraße begegnet! Und wer war's nun, der Ehre und Ansehen des Rochauschen Namens rettete — —?

Die erregte Szene zwischen Martha und Martellier hatte zur Folge, daß die erstere sogleich an Wolf einige Zeilen richtete. Sie überwand ihr Zögern und die Befürchtung, ein solches Schreiben könne in unrechte Hände gelangen. Auch hatte sich ihrer eine so verzweifelte Stimmung bemächtigt, daß die Folgen eines solchen Schrittes ganz in den Hintergrund traten.

* * *

Wolf hatte eben Esthers Krankenlager voller Sorge verlassen und war mit Doktor Karl Rochau ins Wohnzimmer getreten, als die Magd ihm Marthas Brief überreichte. Eine heftige Unruhe bemächtigte sich seiner, sobald er die bekannte Handschrift erblickte.

„Was ist, Wolf? Von wem? Nachrichten aus der Bank?“ fragte Karl, der seinen Bruder ängstlich beobachtet hatte.

Wolf schüttelte den Kopf.

„Die Entscheidung von dort kommt erst in den nächsten Tagen,“ erwiderte er. „Übrigens, hast Du denn gehört,“ unterbrach er sich, „daß Martellier sich um meine Stelle beworben hat!?“

„Martellier? Nicht denkbar!“

„Nicht denkbar?“ gab Wolf bitter zurück und löste das Kouvert. „Nichts ist bei diesem Hallunken unmöglich! Ich meine, nach dieser Probe, lieber Karl, werden Dir wohl auch endlich die Augen geöffnet sein.“

„Vielleicht wird man ihm den Posten angetragen haben,“ schob Karl begütigend ein. „Die Dinge verhalten sich in der Regel anders, als das Geschwätz der Welt berichtet.“

Wolf wandte sich achselzuckend ab, trat ans Fenster und entfaltete Marthas Schreiben:

„Ich muß Dich so bald wie möglich sprechen.

Etwas so Bedeutsames hat sich ereignet, daß ich keine Sekunde ruhig bin, bevor ich Dir mein Herz ausgeschüttet habe. Zudem quält mich mehr, als ich Dir zu beschreiben vermag, die Sorge um Dich. Ist alles verloren? Weshalb gedachtest Du in diesen zwei Tagen nicht einmal Deiner Dich so grenzenlos liebenden Martha."

Karl schaute voll Besorgnis auf seinen Bruder. Er sah, wie er die Stirn gegen die Scheiben preßte, und hörte sein schweres Atemholen. Tiefes Mitleid erfüllte seine Brust.

Nun wandte sich Wolf rasch zurück. „Hat Mama gar nichts verlauten lassen?" stieß er heraus. „War Regine bei ihr? Was hat sie gesagt? Ich vergaß, Dich zu fragen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er mit unsicherer Stimme fort:

„Du findest Esther heute wieder schlechter, Karl? Du fürchtest sogar Schlimmes? Rede, rede! Nein, rede nicht! Laß mir die Hoffnung." — Und nach einer Pause: „Ich weiß schon nicht mehr, wo meine Gedanken sind, — weiß nicht, ob ich überhaupt noch welche habe."

Er sank in einen Stuhl, bedeckte sein Angesicht mit den Händen und stöhnte.

„Heute Nachmittag will Regine Mama besuchen.

Sie wird forschen und gegen Abend zu Euch kommen. Und sorge Dich nicht um Esther, Wolf. Es ist wahr, ihr Befinden läßt noch zu wünschen; aber das ist begreiflich. Es war die Krisis in dem Verlauf der Krankheit —“

„Und könnte denn noch irgend etwas geschehen, was — was —“ Wolf hielt inne und starrte vor sich hin.

Zu viel war, was auf ihn eindrang! Zu viel der Selbstqual und Sorge. Karl trat mitleidig auf seinen Bruder zu und ergriff unter tröstenden Worten seine Hand. Wolf aber ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Gegen Abend dieses Tages wartete er am Brandenburger Thor, zunächst der Königgrätzer Straße. Er hatte nicht gewagt, Martha in ihrer Wohnung aufzusuchen, sie vielmehr brieflich ersucht, ihn an dem von ihr bezeichneten Orte zu erwarten.

Er war kaum angelangt, als ein Wagen hielt. Seine Schwägerin, bleich, mit ernster Miene, beugte sich heraus, und Wolf stieg zu ihr ins Koupee. Er gab dem Kutscher Anweisung, nach Westend zu fahren, und das Gefährt flog rasch dahin.

„Du hast mich zu sprechen gewünscht, Martha!“ hub Wolf an. „Du bedarfst meiner? Sprich, was

kann ein Mensch wie ich noch für einen anderen thun?“

Wolfs Mienen waren so verschlossen und seine Stimme klang so fremd, daß Martha erbebte. Neben der Sorge, ihn wegen ihrer Angelegenheiten gerufen zu haben, stieg's frostig in ihr empor bei seinem kalten Ton, und ihre eifersüchtige Liebe erging sich in den schlimmsten Vorstellungen. Aber mit ihrem starken Willen schüttelte sie rasch von sich ab, was sie bedrückte, warf sich an seine Brust, suchte sein Auge und rief stürmisch:

„Ist das mein Edelfalke, mein großer, starker Wolf? Verzage nicht, teurer Mann! Richte Dich auf! Wenn wir zusammenhalten, bieten wir einer Welt Trotz!“

Wolf schüttelte den Kopf. Er berichtete ausführlich von der Unterredung mit Esther, von der Entstehung und von dem Verlauf ihrer Krankheit, von dem Vorfalle in der Bank und seiner Mutter.

„Ist's nicht genug,“ schloß er, „um einen Menschen nachdenklich zu machen, ihm Mut und Hoffnung zu rauben? Und nun kommt noch die Sorge um Dich. Wie viel hast Du für mich gewagt, und wie wenig vermag ich Dir zu vergelten! Sieh', alles ist so hoffnungslos — — — Aber lassen wir meine

Angelegenheit, auf die ich zur Zeit nicht einzuwirken vermag. Sprechen wir von Dir! Erzähle, was Dich bedrückt, und ich werde zu helfen suchen, wie Dein bester Freund."

„Freund! Immer Freund!" rief Martha. „Welch' ein kaltes Wort! Bist Du mir denn gar nichts anderes, Wolf?"

Während Martha erzählte, vergaß Wolf die eigenen Sorgen. Seine Gedanken waren ganz bei ihr und ihrem Kummer. — Er biß die Zähne zusammen, als sie ihm berichtete, mit welcher Schadenfreude Martellier von seiner Demission gesprochen, und wie er sie verwundet hatte durch seine spitzen Reden.

Und als sie nun ans Ende gelangte und auch noch berichtete, was sie — aus welcher berechnenden oder verzweifelten Stimmung heraus — ihrem Manne zum Schluß mitgeteilt hatte, als sie weiter sprach, ihn liebkoste und auf ihn einredete, ihm nach ihrer Scheidung von Martellier eine glänzende Zukunft an ihrer Seite eröffnete, heitere, glückliche Bilder vor ihm aufsteigen ließ und endlich in die Worte ausbrach: „Wahrlich, Esthers Tod wünsche ich nicht, aber nicht minder ersehne ich mein Glück neben Dir, der Du zu mir gehörst nach allen natürlichen Ge=

setzen! Nicht wahr, mein Wolf? Gehören wir nicht zu einander? Liebst Du mich nicht? Hast Du nicht neben Deiner Liebe auch Mitleid mit dem armen Weibe, das unsagbare Qualen erduldet an der Seite eines herzlosen Menschen und ohne Dich nicht leben kann" — da stiegen so unnennbare Empfindungen in Wolf auf, daß er, keines Wortes mächtig, in die Kissen zurücksank.

Im besten Sinne zu rücksichtsvoll geartet, vermochte er in diesem Augenblicke ihr nicht zu widersprechen. Er sah sie verbluten, wenn er ihr jetzt zurief, was lange zu einem unabänderlichen Entschluß in ihm gereift war. Was aber wurde aus ihm?

Wenn sie den Verhältnissen nicht Rechnung tragen wollte, wenn sie gar diese heranzog, um ihn fester an sich zu knüpfen, gab's überhaupt keinen Ausweg mehr! Der Fluch der bösen That kam über ihn von allen Seiten.

Als die beiden Menschen sich endlich trennten, gingen sie mit den widersprechendsten Eindrücken und Entschlüssen auseinander. Martha, Wolfs Schweigen zu ihren Gunsten deutend, vergaß in ihren Hoffnungen, was geschehen, die Eindrücke des Tages traten in den Hintergrund, und alle Schwierigkeiten, die zu überwinden, verkleinerten sich unter dem Ansturm ihrer glücklichen Empfindungen.

Wolf aber hatte jedwede Nebengedanken aus seinem Innern gerissen ein für allemal. Nur was er Esther, ihrem Glücke schuldig war, was dem stummen Schwur entsprach, den er geleistet, was zu dem neuen Leben gehörte, das er beginnen wollte, hatte Berechtigung und Bedeutung für ihn.

* * *

In dem großen Rochauschen Wohnzimmer saß Regine und plauderte mit der Frau Oberamtmann. Aber die letztere zeigte heute nicht ihre ebenmäßige Ruhe, und sie selbst fand auch, daß ihre Schwiegertochter etwas Gezwungenes in Wesen und Ton hatte.

„Kommt Karl noch?“ fragte die alte Frau, und ein sonderbarer, ängstlicher Ausdruck aus ihrem Auge traf Regine.

„Ja, Mama. Aber später — er muß jetzt mehreremal den Tag nach Esther sehen, und auch heute Abend will er sie besuchen. Es geht ihr wieder sehr schlecht.“

Der letzte Satz verklang leise, aber doch mit einer Betonung, die mehr als einen Anruf an das bloße Mitleid der alten Frau enthielt.

„Und — und — mein —?“ setzte Frau Rochau mit bebenden Lippen an, ohne auszusprechen.

„Wolf meinst Du, Mama?“ ergänzte Regine. So rücksichtsvoll klangen diese Worte, daß die alte Frau nicht zu widerstehen vermochte. Sie nickte stumm mit dem Haupte, und abermals trat etwas in die hilflos suchenden Augen, das bewies, wie künstlich doch im Grunde dieses Herz sich der Liebe und dem Mitleid verschloß.

Regine schwankte, wie sie ihre Rede fassen sollte. Alles, was in ihr aufstieg, schien so ungeeignet. Endlich erhob sie den Kopf, ein eigener Glanz stahl sich in ihre Augen, und plötzlich ließ sie sich neben ihre Tante nieder.

„Höre mich, meine gute Mama!“ flüsterte sie und ergriff ihre Hände. „Unterbrich mich auch nicht. Ich habe ein Recht, es zu fordern. — Ich bin ja auch Dein Kind, Dein geliebtes Kind und ein erwachsener Mensch zudem, dem gesunde Auffassung hinreichend zur Seite steht, um abzuwägen zwischen Recht und Unrecht und zwischen falsch verstandener und wahrer Liebe.“

Die alte Frau ließ den Oberkörper zurückfallen. Ein veränderter Ausdruck trat in ihre Züge bei diesen letzten Worten. Aber Regine küßte zärtlich die welken Finger und schaute mit flehendem Blick empor. Vor diesem Blick zerschmolz das Herz der alten Frau. Ja! Zwei Thränlein schossen

hervor aus ihren Augenwinkeln, und ihre Hände glitten über den Scheitel des edlen Wesens, das neben ihr kniete.

Und nun begann Regine klug und eindringlich mit ihrer festen Stimme und in ihrer eigenen, unwiderstehlichen Weise:

„Ich weiß, Du hast mich lieb. Wenn ich heute leiden müßte, würdest Du selbst einen tiefen Schmerz empfinden. Ich bin Deine Tochter, wenn Du mich auch nicht geboren hast. Höre denn, daß ich leide, daß ich im Mitgefühl für Menschen, denen mein Herz gehört, nicht glücklich bin. Tag und Nacht sinne ich, wie ich zu helfen vermöchte. Kein Augenblick bringt mir Ruhe. Mein Glück erhielt einen empfindlichen Schlag, der selbst durch Karls Liebe, durch Deine Güte sich nicht zu mildern vermochte. Alles Unnatürliche widerstrebt meinem innersten Wesen, es weckt in mir Unbehagen, Abscheu und Trotz, während das Natürliche, rein Menschliche tausend Punkte hat, die mich anziehen. Ich sehe mich auch nicht allein in der Welt, nur im Zusammenhang mit meinen Mitmenschen, mit den besser Gearteten erkenne ich einen Lebenszweck, und nur so erscheint mir das Dasein lobenswert. Auf Dich und Deine Kinder bin ich vorzugsweise angewiesen. Was Euch bedrückt,

beschäftigt mich auch; scheint für Euch die Sonne, fühle und sehe auch ich Licht und Wärme.

Aber wie viel Schatten umgiebt Euch, und wie wenig thust Du, teure Mama, diesem auszuweichen. Wolf möchte bis an die Sterne klettern; er vergißt, daß, wie sie nur in der Nacht leuchten und ihr Wesen unserem Auge ohne das Dunkel verschlossen bleibt, auch das Glück nur durch dunkle Vorhöfe zu erreichen ist.

Aber er ist jung, hat keine Erfahrung und sein Blut ist rasch. Du aber, meine geliebte Mama, kennst Welt, Leben und Menschen, ermißt die kurze Spanne Zeit, die uns gegeben, und weißt, daß mit der letzten Erde, die auf unsern Sargdeckel fällt, alles dahin ist.

Denke, wie Du willst. Glaube an Fortdauer und Vergeltung, aber vergiß doch nicht, daß nur einmal auf dieser Erde Dein Herz schlägt, Deine Augen sehen, Deine Ohren hören, Dein Mund spricht. Ist es natürlich, daß alles das sich verschließt den Menschen, die Dich lieben, die sehnsüchtig auslugen nach Deinem zärtlichen Wort und Blick? Ist es natürlich, daß sie leiden, Schmerzen erdulden, und daß Du nicht an ihrer Seite bist? Ist Gott nicht die Summe der Barmherzigkeit, und thränt sein Auge nicht am mitleidigsten, wenn eins seiner Geschöpfe strauchelte? Und Du, eins seiner Geschöpfe? Ist

die Bibel nur voller leerer Buchstaben? Nein, überall predigt sie: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!

Würdest Du Dir anthun, was Du jenen angethan hast seit Jahren? Würde Dein Herz nicht zerspringen, wenn Du im körperlichen und geistigen Todeskampf lägst, und Wolf, Dein Sohn Wolf sich kalt von Dir abwendete?

Ich weiß es, alle guten Quellen springen in Deinem Innern auf bei meinen Worten! Aber höre noch mehr! Millionen und aber Millionen Menschen beten zu einem höchsten Wesen. Jeder hofft auf den Himmel, und jedes Hoffen ist berechtigt, denn der große Weltgeist — ist er in der That der Richter unserer Handlungen — wird nicht blind wägen; er kann die Formen nicht über das Wesen der Dinge stellen. Wer ihn im Geist und in der Wahrheit anbetet, der dient ihm nach seinen Geboten. So viele Völker, ja so viele Menschen — so viele verschiedene Vorstellungen von Gott! Meinst Du, er unterscheide, ob eins seiner Geschöpfe Christ oder Jude ist? Wir sind alle Menschen, und indem wir dies erkennen und danach handeln, ehren wir uns selbst und ehren wir am höchsten den Schöpfer, der uns das Leben gab.

Und sieh, Mama! Ein seltenes Wesen ist die Frau, welche sich Wolf zum Weibe nahm. Soll ich

Dir sagen, was sie that, wie klug und besonnen sie war, wie und was sie duldete, welche Opfer sie brachte ihrer Überzeugung und ihrem Stolz, um Wolfs Glück zu fördern?

Du meintest, sie werde sein Verderben sein? Nein, sie war doch sein Glück in einem Läuterungsgang wie ihn ein so ungewöhnlich und gefährlich veranlagter Mensch durchlaufen mußte. Wenn sie stirbt, stirbt sie für ihn, denn ihr Herz verblutete in Sorge um seinetwillen. Ein Kindchen trug sie unter dem Herzen. Es starb. Ist nicht der Tod ein furchtbarer Mahner?

Geliebte Mama! Höre mich! Sei von heute ab diejenige, welche Du wirklich bist. Laß mich Deinen Kindern die Botschaft bringen: Du vergiebst dem Sohne! An Deinem Herzen soll auch diese Tochter ruhen, die ihn so unaussprechlich liebt, die diese Liebe in Thaten umsetzte, die auch in Deinem Sinne handelte, indem sie ihn zu leiten suchte, und doch voll Klugheit erkannte, daß nur die Erfahrung weise macht, und die deshalb nie fürwitzig eingriff in die Entwickelung seiner Schicksale.

Denke Dir unser aller Glück in der Zukunft aus! Wir vereinigt, in Frieden und Frohsinn, Du der Mittelpunkt der Gedanken Deiner Kinder, die Dich lieben!

Ja, ja, Du willst! Ich seh's in Deinen Augen!" schloß Regine stürmisch, erhob sich und umhalste ihre Tante unter Thränen der Freude.

„Mein Kind, meine liebe Regine," schluchzte die alte Frau. Ihr Haupt bewegte sich überheftig, die Hände flogen und heiße Quellen brachen auf in dem künstlich verschlossenen Herzen und fluteten gewaltsam über.

* * *

Als Wolf am Abend dieses Tages an das Bett seiner Frau trat, saß sie *aufgerichtet* in den Kissen und schlief. Das Mädchen berichtete zögernd, daß sie den Wunsch geäußert hatte, zu schreiben, aber schon nach wenigen Minuten über Ermattung geklagt habe und eingeschlafen sei. Sie habe nun nicht gewagt, ihre Herrin zu wecken.

In der That lag Papier und ein angefangener Brief auf der Bettdecke. Wolf warf einen Blick auf das Schreiben und erbleichte.

„Meine liebe Schwester!" stand da mit zitternder Hand geschrieben, „niemand weiß, daß ich Dir schreibe. Ich möchte Dich noch einmal sehen. Wer weiß, ob ich genese! Komm! Ich bitte Dich. Ich leide so unsagbar — nicht körperlich allein — Du weißt,

was mich verzehrt. — Habe doch Erbarmen, meine liebe Schwester —“

Bange Schauder jagten beim Lesen dieser abgebrochenen Worte durch Wolfs Brust, um so mehr, als er eben wieder von derjenigen zurückkehrte, um derentwillen das Herz seiner Frau verblutete. Er legte das Schreiben vorsichtig zurück, aber so, daß es fremden Augen verborgen bleiben mußte, warf noch einen Blick auf Esther und verließ das Gemach.

In diesem Augenblick — es war gegen acht Uhr abends — ward geklingelt. Das Mädchen meldete die Ankunft Regines und Karls. Der letztere eilte mit einem teilnehmenden: „Nun, Wolf, wie geht's? Hat sich das Fieber gegen Abend wiederholt?“ sogleich in die hinteren Räume. Regine aber trat auf Wolf zu, sah ihm ins bleiche Gesicht, berührte ihn sanft und sagte:

„Na, ganz verzagt, armer Kerl? Du hast jetzt schweren Kummer und Sorge dazu. Aber glaube, der Himmel zeigt wieder blau, und alles wird sich lichten.“

Wolf schüttelte den Kopf, warf sich in einen Stuhl und starrte vor sich hin.

„Nein, Regine!“ sagte er dann. „Es giebt Dinge, die sich niemals in der Welt lichten, die immer durch ihre Rückwirkung Schatten lassen. So ist's bei mir. Was mir auch Gutes werden könnte, — und so

vieles harrt noch der Lösung, — eins — eins bleibt. Ach, bisweilen möchte ich wünschen, ich wäre todt und alles hätte ein Ende!"

In Wolfs Mienen trat ein so düsterer und verzweifelter Ausdruck, daß Regine erschrak. Selbst was sie verlangte, ihm von seiner Mutter mitzuteilen, ward für den Augenblick zurückgedrängt und nur die Sorge um ihn blieb.

„Ich weiß nicht, was Dich noch besonders bedrückt, Wolf! Wenn Du willst, sprich Dich aus! Kann ich Dir helfen?" sagte sie in ihrer festen vertrauenerweckenden Weise.

Wolf machte ein verschlossenes Gesicht. „Nein, Regine, weder Du noch irgend ein Mensch kann mir helfen. Das eben ist's."

„Hm! Es mag sein, aber ich glaub's nicht. Aber ist's wirklich so, trag's wie ein Mann. Ich gebe Dir diesen Rat. Trost willst Du ja nicht."

Wolf blickte überrascht zu seiner Schwägerin empor. Sie schien verletzt; ihr Ton klang rauh.

Sie verstanden sich einmal nicht.

Regine war kurz und bündig in der Rede. Ihre gerade Natur und ihr klarer Verstand verschmähten alles empfindsame Beiwerk, das die Dinge nur zu verwirren vermochte. Und Wolf fühlte das, ja, er neidete diesen Vorzug seiner Schwägerin, und daraus

erwuchsen Stimmungen, in denen er ungerecht gegen sie ward.

„Ich will keinen Trost?“ hub er an. „Wie kommst Du nun wieder dazu? — Weil ich nicht nach Deinen Voraussetzungen spreche? — — Darf ich Dir einmal etwas sagen?“ fuhr er, seinem Unmut nachgebend, fort.

„Nein, Wolf. Unterdrücke es lieber! Ich weiß, daß Du wieder empfindlich bist, und ich bin auch gerade heute weniger gestimmt, die Dinge leicht zu nehmen. Um aber die Sache selbst zu berühren: Was ich sagte, war doch völlig begründet. Ich riet, unabänderliche Dinge wie ein Mann zu tragen. Will man keine Gegenrede, keine Frage, — keine Hilfe, — erscheint's aussichtslos, einen Menschen zum Vertrauten zu machen — weshalb überhaupt reden, den Gegenstand berühren? Das ist nicht männlich.“

„Wohl! Aber vielleicht menschlich. Oft erleichtert schon ein sanftes Atemholen. Es giebt auch trockene Thränen! —“

Da Wolf so ruhig und sachlich blieb, ward auch Regine milder.

„Noch einmal“ — sagte sie freundlicher und richtete ihr Auge auf ihren Schwager. „Verzage nicht, Wolf. Glaube, das scheinbar Unentwirrbarste löst sich meist von selbst, oft rasch, unerwartet, ohne

unser Zuthun. Und um Dir zu beweisen, daß es noch Lichtblicke giebt — Du ließest mich bisher nicht dazu kommen, Dir die Botschaft zu verkünden — höre: Ich bringe Dir einen Gruß von Deiner Mutter, Verzeihung, Versöhnung, die alte Liebe für Dich und ein volles Herz für — Esther —."

„Regine!" rief der Mann bebend und sprang empor. Ein unbeschreibliches Gefühl durchzog seine Brust. Sein erster Gedanke war, zu Esther zu eilen. Solche Kunde konnte ihr Genesung bringen! Aber zuvor trat er auf seine Schwägerin zu und umfaßte ihre schlanke Gestalt. „Und wem haben wir das zu verdanken? O, ich kann fragen? Edles Wesen, das ich so oft verkannte, das ich auch jetzt" — Seine Stimme verklang.

„Siehst Du, Du alter Trotzkopf!" schalt Regine, selbst ihre Rührung nur schwer bekämpfend. Und ein reizendes Lächeln flog um den feingeschnittenen Mund, und so vieles Gutes, Menschliches blitzte in ihrem Auge auf.

Am folgenden Morgen empfing Wolf ein Schreiben von dem Vorsitzenden des Aufsichtsraths der Bank. Als der Mann die Entscheidung über sein Schicksal in Händen hielt, ließ er noch einmal alles an sich vorüberziehen, was geschehen war, und so stark war die Spannung, daß er zauderte, den Umschlag zu lösen.

Eben hatte er Esther Reginens Botschaft aus der Wilhelmstraße mitgeteilt und die Wirkung beobachtet, welche diese Nachricht auf seine Frau ausgeübt hatte.

„Mein Wolf, welch ein Geschenk!“ hatte sie gesagt und ihres Mannes Hand ergriffen. „Das schon allein wird mich gesund machen. Werde ich wieder gesund, Wolf? Glaubst Du? Ich möchte leben und glücklich mit Dir sein. Aber ich fühle mich noch so hilflos und schwach, und in meinem Kopfe wandern so viele wirre Gedanken auf und ab.“

Und nun schuf dieser Brief vielleicht wieder ebensoviel Herzeleid! Entschied er nicht über Wolfs Zukunft?

Endlich öffnete Wolf das Schreiben. Es lautete wie folgt:

„Herrn Assessor Wolf Rochau. Berlin.

Der Aufsichtsrat beehrt sich, Ihnen durch meine Hand mitzuteilen, daß er Ihre Demission als Direktor der Bank angenommen hat.

Nachdem der Aufsichtsrat eben erst Gelegenheit nahm, bezüglich des Postens eines ersten Direktors seinen Ansichten über Ihre Person und Ihre Leistungen durch seine Offerte Ausdruck zu geben, wird aus dem Beschluß erhellen, daß lediglich die Konsequenzen eines Prinzips in ihr Recht eintreten mußten, und daß es ihm sehr schwer geworden ist, diesen Beschluß zu fassen.

Die Berechtigung und die Notwendigkeit einer Aufrechterhaltung dieses Prinzips aber haben Sie selbst erkannt, indem Sie dem Aufsichtsrat anheim gaben, Ihren Engagementsvertrag zu lösen.

Zufolge dieses würde Ihnen noch ein volles Jahresgehalt zukommen. Wir haben unsere Kasse angewiesen und *bitten* Sie über dasselbe verfügen zu wollen u. s. w.

Wolf saß anfangs wie erstarrt und grübelte vor sich hin; es wollte ihm nicht gelingen, sich über die furchtbare Nachricht hinwegzudenken. Was seine Eitelkeit und seinen Stolz verletzte, nagte an seinen Gedanken und verzehrte ihn. Und dennoch! Bei richtiger Überlegung mußte er sich gestehen, daß der Aufsichtsrat nicht anders hatte handeln können! Er selbst würde eben so entschieden haben. Zudem war die Form, in welcher ihm seine Entlassung gegeben ward, die denkbar rücksichtsvollste. Er fühlte, er wußte auch, daß Esther durch diese Lösung keine Enttäuschung erleiden werde, vielmehr ihre geheimsten Hoffnungen sich erfüllten.

Nun begann ein neuer Lebensabschnitt! Großes, Bedeutungsvolles hatten diese beiden Tage gebracht! Jetzt blieb noch eins: Martha!

* * *

Als Frau Martellier nach dem Abschied von Wolf ihr Haus betrat, meldete die Magd, daß der Herr nach ihr gefragt und zurückgelassen habe, er werde den Abend zu Hause zubringen.

Diese Nachricht beschäftigte die junge Frau außerordentlich. War's Böses, Gutes? Aber was konnte Gutes von Martellier kommen? Ohne Zweifel hingen die Dinge wieder mit ihr und Wolf zusammen. Wohl! Sie war auf alles gefaßt, ja, sie ersehnte sogar den Kampf mit dem Manne, gegen den immer größerer Abscheu in ihr emporstieg.

Er kam auch bald, nachdem sie den Thee bereitet hatte; legte Zeitungen und Bücher auf den Tisch, warf sich in einen Stuhl, putzte die Gläser seiner Brille und fragte leichthin nach der Kleinen.

Sie sei bereits im Bette.

„Und wo warst Du?“

Einen Augenblick schwankte Martha. Dann aber sagte sie kurz:

„Ich hatte auf mein Ersuchen eine Unterredung mit Wolf Rochau.“

„Ah!“ stieß Martellier hervor. Aber nach kurzer Pause sich fassend, fuhr er hämisch fort: „Nun, wie hat der Herr Doktor seine Demission aufgefaßt?“

„Demission? Du scherzest wohl!“

Martellier zuckte mit hochmütiger Miene die

Achseln. „Wolf ist entlassen, und man hat mir die Stelle angeboten.“

Martha war todtenblaß. Wie ein Marmorbild saß sie da, nur in ihren dunklen Augen glühten heiße Feuer.

„Schändlich, niederträchtig!“ brach's aus ihr hervor. Sie erhob sich und sah ihren Mann mit einem von Abscheu und Ekel erfüllten Blick ins Auge. „Du hast wohl gar geholfen bei dieser großen That? Fühlst Du gar nicht, wie schamlos Deine Handlungsweise ist, wie gem . . .“

„Weib, reize mich nicht bis zum Äußersten!“ schrie Martellier, sie unterbrechend. Seine Lippen flogen, sein Atem ging heiß aus der Brust. „Das Wort schamlos, — das noch schlimmere, das Du zu sprechen wagen wolltest, gebe ich Dir zurück. Du handelst wie — — Doch genug. Höre, was ich Dir zu sagen habe.“

Martha bezwang sich, wandte sich von ihrem Mann ab und setzte sich in eine einsame Ecke des Wohngemachs. Ihre Finger gruben sich ein in die Tiefe ihrer Hände, in ihrem Kopf brannte es. Wenn sie in diesem Augenblick ein Pulver zur Hand gehabt hätte, sie würde es Martellier in seinen Abendtrunk gemischt haben. Haß, Rache wühlten allein in ihr.

„Du hast mir heute Mittag einen Vorschlag ge-

macht," begann Martellier kalt. „Ich lehnte ihn ab. Aber bei ruhigem Nachdenken muß ich zugeben, daß doch die Umstände ein ferneres Zusammenleben unmöglich machen."

Martha horchte auf.

Aber der Mann fuhr nicht fort. Minuten vergingen über Minuten, kein Ton kam über seine Lippen. Was hatte er im Sinn? War's schlaue Berechnung? Ließ er Hoffnungen aufsteigen, um durch Schweigen wieder Zweifel zu wecken, Zweifel, durch die er sicherer oder mehr gewinnen konnte? Wollte er sie nur ängstigen, da er doch wußte, welche Erlösung für sie in den Aussichten lag, die er bot? Alles war bei ihm denkbar.

Martha war sich über seine Absichten im Aufruhr ihrer Gefühle nicht gleich klar. Sie wollte hören, hören! Das Wort Scheidung zu vernehmen, drängte sie allein.

„Es giebt zweierlei Möglichkeiten," hub er endlich langsam und schleppend an. „Trennung oder Scheidung. Wenn ich mich entschließe, auf letztere einzugehen, so habe ich meine Bedingungen zu stellen. Willst Du sie hören?"

Martha wachte aus ihrem Taumel auf. Natürlich! Ausnutzen wollte er die Sachlage! Sie wußte

jetzt genau, was kommen werde. Klares Denken kehrte zurück.

„Ja!“ gab sie ihm zur Antwort. „Aber spare jedes Wort, das sich auf Geldverhältnisse bezieht. Die Summe, welche ich zu opfern bereit bin, bestimme ich! Einschüchtern lasse ich mich nicht.“

„Hm!“ machte Martellier, sichtlich enttäuscht. Sie war ihm zuvorgekommen, sie durchschaute ihn. Er war doch nicht geschickt gewesen. Aber er beschloß, doch noch einen Versuch zu machen. Möglicherweise war ihre Schroffheit nur künstlich. Fordern und Bieten machten den Handel.

„Du behältst Dein Kind. Zwei Drittel Deines Vermögens gehen auf mich über —“

„Ah!“ setzte Martha voll Empörung an. Es war nicht einmal das Geld, die Höhe der Summe, welche diese in ihr wach rief. Aber die freche Habsucht, die schamlose Ausnutzung der Verhältnisse überstieg doch alle Grenzen. Und dennoch bezwang sie sich. Welchen Wert konnte es haben, sich immer von neuem zu erregen, stets noch eine anständige Gesinnung bei diesem Manne vorauszusetzen? Der Mensch war nun einmal ein Lump. Also mit Ruhe und Klugheit handeln!

„Ich weigere mich aufs Entschiedenste, auch nur annähernd auf diesen Vorschlag einzugehen. Ich

wiederhole Vorhergesagtes: Ich bestimme, und die Höhe richtet sich —"

Martellier fiel ihr ungeduldig in die Rede: „Nun, dann ist die Sache erledigt. Ich lehne die Scheidung ab." Er erhob sich und ordnete gleichgültig an seinen Papieren.

„Ich biete Dir als Abfindung eine viertel Million Mark," hob Martha mit künstlicher Ruhe an und sprach absichtlich in Zahlen, statt von einem Teil des Vermögens. „Das Mehr, um welches Du mein Erbteil inzwischen vermehrt hast, soll Dir zudem bleiben. Bei diesem Anerbieten ist jedoch Voraussetzung, daß Du Dein Benehmen während unseres noch stattfindenden Zusammenseins änderst."

Martellier war äußerst enttäuscht. Er hatte absichtlich sehr hoch gefordert. Ein Drittel hatte er erwartet; sie bot ein Viertel. Der Überschuß, von dem Martha sprach, war sehr bedeutend, aber diesen hatte er ohnedies stillschweigend in seine Tasche fließen lassen wollen.

Zum Teufel! Die Mendelsohns waren doch gute Rechner. An alles dachten sie. Für Geld hatten sie ein sehr unbequemes Gedächtnis.

„Ich lasse Dir doch das Kind — Du scheinst zu vergessen!" sagte Martellier langsam und scharf betonend.

Sein Einwand blieb in der That nicht ohne Wirkung.

Martha zuckte zusammen. — Bei einer bloßen Trennung behielt er alle Anrechte auf die Kleine. Wenn er fest blieb, war alles verloren.

„Wie hoch beläuft sich die Summe, um die sich mein Vermögen vermehrt hat?" fragte sie. — Ah! Sie überlegte. Er war wieder im Vorteil!

„Aus dem Kopf vermag ich das nicht zu sagen. Dieser Punkt ist ja auch erledigt. — Was soll das? Entscheide Dich nunmehr mit einem Nein oder Ja!"

Martha öffnete bereits den Mund, um zu antworten, aber jetzt trat das Mädchen ins Zimmer und überreichte einen Brief.

Das Auge der jungen Frau flog hastig darüber hin. Er war von Esther.

Sie löste das Couvert und las.

„Ah, Ah!" — stöhnte sie und ward so sehr von den Eindrücken beherrscht, daß sie sogar vergaß, daß Martellier neben ihr saß.

Esthers Brief forderte noch eine Unterredung; sie erbat diese in den eindringlichsten Worten. — Martha kämpfte einen furchtbaren Kampf. Sie kam jetzt zu keinem Entschluß. Zunächst raffte sie sich empor.

Sie erhob das Auge zu Martellier und sagte mit einer Entschiedenheit, die ihn äußerst überraschte:

„Ich wünsche nicht mehr zu detaillieren. Ich ändere meinen Entschluß unter keiner Bedingung! Nehmen Sie an, Herr Doktor Martellier, was ich bot, und der äußere Friede zwischen uns ist hergestellt! Mein Mund soll keinem Menschen verraten, was zwischen uns vorgegangen. Niemand soll je erfahren, welche Beweggründe mich leiteten; ich beziehe mich auf früher Gesagtes und halte mein Wort!“

Noch zögerte Martellier. Er stand auf, ging ans Fenster und schaute hinaus. Die Habsucht kämpfte einen zu gewaltigen Kampf in ihm. Aber endlich neigte er das Haupt. Ihre plötzliche und entschiedene Haltung, die er dem ihm unbekannten Inhalt des Briefes zuschrieb, hatten ihn verblüfft. Ihre letzten Worte enthielten überdies wiederholt so wichtige Zusagen, daß auch diese von nicht geringem Werte waren. Er wußte, daß diese keine bloße Besänftigung sein sollten. So mochte es denn sein!

* * *

Martha saß bis tief in die Nacht und schrieb an Wolf. Nachdem sie geendigt hatte, flog ihr Blick über die Zeilen. Einmal schwankte sie; ja, ihre Hände faßten die Blätter, als ob sie sie wieder zerreißen wolle. Aber dann siegten ihre Entschlüsse.

Der Brief lautete:

„Esther hat mir geschrieben. Sie bittet, daß ich sie besuche; sie fleht mich an, Dich zu lassen; sie bekennt, daß meine Liebe zu Dir sie aufs Krankenlager geworfen, daß mein unbedingter Verzicht ihr Gesundheit und Leben zurückgeben werde.

Diesen Brief erhalte ich in dem Augenblicke, wo ich mich mit Martellier für immer auseinandergesetzt habe. Er willigt in unsere Scheidung. Ohne Zögern tauscht er sein eigen Fleisch und Blut — sein Kind gegen — Geld aus! Zu arm ist die Sprache, um den Grad moralischer Verkommenheit in diesem Menschen zu kennzeichnen. Ich aber bin endlich erlöst, bin frei!

Hörst Du, Wolf? Frei, frei!

Und demgemäß vernimm nun auch meinen Entschluß:

Ohne jeden Wert ist das Leben für mich ohne Dich! Zu viel habe ich gelitten, zu viel gewagt, um selbst bei dem rührendsten Flehen einer Esther meine Hoffnungen zu begraben.

Ihre Demütigung, ihre Bitten, ihr Eingeständnis, daß auch ich ein natürliches Recht an Dich habe — wie anders könnte ich diesen Schritt einer so stolzen Natur deuten? — vermögen mich mit Mitleid zu erfüllen, aber mein Herz nicht umzuwandeln.

Ich bin ein Weib; mich reizt der Widerstand. Die Schätzung des Gegenstandes meiner Neigung erhöht den Wert und verschärft das Verlangen. Auch gab die Natur den Frauen stärkere Fasern zum Lieben.

Ich lebe mit Dir, oder ich sterbe. Das ist meine Antwort!

Nur eins konnte mich ans Dasein fesseln: mein Kind. Aber so sehr ich es liebe und die Pflichten erkenne, die ich gegen das kleine Wesen habe, dieses Gefühl ist nicht vergleichbar mit meiner Liebe zu Dir. Auch erinnert mich das Kind an den Mann, den ich über die Maßen hasse und verabscheue.

Hätte er nur ein Geringes gehalten von dem, was er unter gleißnerischen Schwüren mir versprach, würde ich nicht so grenzenlos elend sein.

Man rät, bei schweren Seelenleiden in der Religion Trost zu suchen, — durch diese die Kämpfe zu überwinden, die man zu bestehen hat. Wohlan! Es sei für diejenigen, denen dadurch Ersatz oder Besänftigung wird. Ich finde weder das eine, noch das andere.

Sieh, Wolf, noch eins könnte mich abhalten von einem so entsetzlichen Entschluß, eines: wenn nämlich mein Tod auch die Vernichtung Deines Daseins wäre. Aber meinen Verlust wirst Du bald verschmerzen, nicht nur durch den Ersatz, über den Du

heute schon verfügst. Du bist einmal anders, und ich nehme Dich, wie Du bist. — Aber Dein Gewissen könnte Dich foltern! Du könntest Dir die Schuld beimessen an meinem Tode, weil ich Rechte an Dich habe und Du mir zu meinen Rechten nicht verhalffst. Aber ich will Dich von jeder Furcht befreien, nicht nur aus Liebe, sondern im wahrhaftigen Erkennen der Dinge.

Dein Kampf war ehrlich bis auf diese Stunde. Ich gab die Veranlassung; kein Vorwurf trifft Dich! Ich gehe auch nicht aus der Welt mit einem Fluch gegen Dich, nein, mein letztes Wort wird ein Segen sein; ein Gebet für Dein Glück.

Ich könnte heucheln: aus hochherziger, verzichtender Liebe gäbe ich Dich frei. Um Dich nicht ferner in Konflikt zu bringen mit Dir selbst, sei der Entschluß in mir gereift. Esthers Flehen hätte mich gerührt. Kurz, ich könnte ein edles Geschöpf aus mir machen vor meiner Todesstunde. Aber zur Heuchelei bin ich zu stolz!

Hatte ich bisher den Mut der Sünde, so habe ich jetzt die Ehrlichkeit der Wahrheit und ich rufe Dir zu:

Liebe mich! Werde mein fürs Leben. Mache mich zu Deiner Frau. Ich liege vor Dir auf den Knieen und bettele darum! — Sind aber Pflicht und

Neigung in Dir zu Esther höher, so verstehe meinen Entschluß!

Und nun noch ein Wort! Glaube nicht, daß irgend ein Mensch mich von diesem zurückzuhalten vermag. Vielleicht trittst Du später an meinen Grabhügel, als ich selbst heute zu glauben vermeine. Aber leben will ich nicht ohne Dich! Meiner Mutter rührendste Bitten, meines Kindes Flehen werden wirkungslos sein!

Für heute nehme ich von Dir Abschied. Jede Stunde, jede Sekunde bin ich bei Dir in Gedanken. Du bist mein bestes, mein alles auf der Welt. Ich liebe Dich grenzenlos. Sei gut gegen Deine arme Martha."

* * *

Frau Mendelsohn war schon seit einigen Tagen so leidend gewesen, daß sie selbst ihre Besuche bei Esther hatte einstellen müssen. Karl Rochau fiel die Blässe und das ausnehmend stille Wesen der alten Dame auf, und er war die Veranlassung, daß sie die Pflege bei ihrer Tochter andern überließ.

Aber wenn auch der Doktor ihr beruhigende Versicherungen bezüglich Esthers gegeben und auch die neueste Wendung in dem Verhältnis Wolfs zu der

alten Frau Rochau sie freudig überrascht hatte, so beschäftigten sich doch ihre Gedanken fortwährend mit ihren Kindern, und die übrigen noch nicht gelösten Sorgen trugen zu ihrer Erholung nicht bei.

Wolf war noch am Spätabend da gewesen, sowohl um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, als auch das Bank-Resultat mitzuteilen, aber sie hatte ihn nicht mehr gesprochen, da sie sich früh schlafen gelegt hatte.

Heute fühlte sie sich besser und gab Auftrag, daß angespannt werden solle. Sie wollte beiden Töchtern, auch Martha, einen Besuch machen. Von der letzteren hatte sie am Morgen einen Brief erhalten, der sie sehr beunruhigte, während die Nachrichten über Esther, von einem Frühboten eingeholt, befriedigendere waren und sie äußerst glücklich stimmten.

Als der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, hielt eine Droschke vor dem Hause und dieser entstieg hastigen Schrittes Wolf. Kaum eingetreten, händigte er seiner Schwiegermutter mit stummer Geberde das Schreiben von der Bank ein und ließ sich wortlos in einen Sessel fallen.

Nachdem die alte Dame gelesen hatte, forschte sie in Wolfs Angesicht, und als er noch immer keine Silbe sprach, näherte sie sich ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Es ist gut so, Wolf,“ hub sie an. „Mein Herz ist froh. Die guten Tage brechen hoffentlich wieder an. Esther ist aus der Gefahr; Deine Verhältnisse sind geklärt. Denken wir nun das Beste von der Zukunft! Sei nicht betrübt, Wolf. Meiner Ansicht nach konnten die Herren nicht anders entscheiden. Zudem steht in dem Briefe so viel Ehrenvolles für Dich, daß ich mich doppelt glücklich fühle. Bedenke, wie ganz anders sich alles hätte gestalten können!“

„Gewiß, gewiß!“ fiel Wolf, durch den herzlichen Ton gerührt, rasch ein. „Und das habe ich Dir zu danken, und deshalb war auch mein erster Gang zu Dir. Von hier aus will ich zu meiner Mutter. — Hast Du etwas von Martha gehört?“ fügte er mit gezwungener Gleichgültigkeit hinzu.

„Martha schreibt mir heute Morgen,“ erwiderte Frau Mendelsohn in sehr bedrücktem Tone, „daß sie aus zwingenden Gründen mich nicht habe besuchen können. Vorfälle mit Martellier, sonstiger Kummer seien Schuld. Sie wünscht mich aber zu sprechen. Ich will ihr zuvorkommen und zu ihr fahren. Du weißt Wolf, die Verhältnisse dort sind die allertraurigsten! Was ich einst gefürchtet habe, ist lange eingetroffen. Die beiden Menschen sind sehr unglücklich miteinander, und ich sehe gar keinen Ausweg!“

Wolf trafen seiner Schwiegermutter Worte wie

glühendes Eisen. Wenn die Frau erst die ganze Wahrheit erfahren würde, wenn er ihr verriet, welch großen Anteil er auch dort habe an Sorge und Kummer!

Ihm schauderte. Nie waren ihm die furchtbaren Folgen seiner Handlungsweise so vor die Seele getreten wie jetzt. Bisher hatte sich bei dem Glück, das ihm zur Seite stand, noch alles sanft geglättet. Er spürte wohl die Wirkungen seiner Irrtümer, aber die Buße, die ihm das Schicksal auferlegt hatte, war eine überaus milde gewesen. Jetzt aber schien es mit weitem Arme auszuholen, um ihn um so empfindlicher zu treffen!

Er kannte Martha. Sie hatte einen eisernen Charakter. Sein Nein war so furchtbar, wie sein Ja, und das Nein stand doch so fest in ihm, daß ein Wägen gar nicht aufkam.

Und jetzt mußte er zu seiner Mutter. Unnatürlich schien es ihm, daß er nicht schon am gestrigen Abende zu ihr geeilt war. Und dann trat doch alles, was die Wilhelmstraße betraf, als so bedeutungslos zurück, daß er gar nicht begriff, weshalb er so eilte, aus dem Munde seiner Mutter die versöhnenden Worte zu vernehmen. Es war ja doch nun alles gleichgültig!

Wenn bisher er seiner Beziehungen zu Martha

gedacht hatte, geschah's mit jenem alten Glauben an sein Glück, das ihn so oft verführt hatte, zu handeln, ohne das Ende der Dinge zu bedenken. Er würde von Fall zu Fall weitere Entschließungen treffen: Die Zeit werde mildern, eine zeitweilige Trennung durch eine Reise oder sonst ein Zufall, der ihm günstig sein werde!

Nach allen Erfahrungen trat nun das volle Gewicht von Lebenspflicht und Verantwortung an den Mann heran. Jetzt erst gingen aus seinem Sinnen und Denken, aus dem Hin und Her seiner Ueberlegungen nicht nur Entschlüsse hervor, sondern es entwickelten sich Grundsätze.

Aber vielleicht zu spät! Die Wage stand zu tief! Er hatte nicht, wie bisher, in der Hand, die Dinge zu schieben; er ward geschoben. Wie eine Sturzwelle, gegen die der Widerstand vergeblich war, ging's über seinen Kopf.

Endlich trennte sich Wolf von Frau Mendelsohn und nahm seinen Weg zu seiner Mutter.

Er war wie betäubt. Alles, was er that, war mechanisch, und eines klaren Gedankens war er nicht mehr mächtig.

Frau Rochau war nicht anwesend. Das Mädchen vermochte keine Auskunft zu geben, wohin ihre Herrin gegangen sei. Wolf begab sich deshalb wie-

der nach Hause, schrieb aber einige Worte auf eine Karte und bat seine Mutter, ihn am Nachmittag zu erwarten. Es war ihm in seinem Seelenzustande sogar recht, daß er vergeblich gegangen war. Vor der sein Inneres zermarternden Sorge trat alles übrige in den Hintergrund.

Als er in seine Wohnung trat und die Thür zum Salon öffnen wollte, hörte er zu seiner Überraschung mehrere ihm wohlbekannte Stimmen. Einen Augenblick hielt er zaudernd inne; dann trat er näher. Er erbleichte und errötete in rascher Aufeinanderfolge, als er seine Mutter, Frau Mendelsohn und Esther, die letztere blaß, mit den tiefen Spuren der Krankheit im Angesicht bei einander sitzen sah.

„Mama! Esther!“ rief Wolf und eilte auf Frau Rochau zu. Er war keines weiteren Wortes fähig und sank neben ihr nieder.

„Ja, Wolf,“ sagte die alte Frau und hob seinen Kopf zu sich empor. „Da Du nicht zu mir kamst, mußte ich wohl zu Dir —“

„Teure Mama!“ rief der Mann in tiefster Bewegung.

Auch Frau Mendelsohn reichte ihrem Schwiegersohne die Hand und aus ihren Mienen und Blicken war nur zu deutlich zu erkennen, was in ihr vorging.

„Wir sprechen eben von Dir und Deiner Zukunft, Wolf," nahm Frau Rochau das Wort und sah ihren Sohn mit ihren festen Augen an. „Möge Gott denn alles gnädig fügen! Du wirst zeigen, daß die Erfahrungen Dich weise gemacht haben."

Und zu Esther gewendet, fuhr sie fort: „Sobald Du wieder ausgehen darfst, komm sogleich zu mir, meine liebe Tochter. An diesem Tage möchte ich alle Familienmitglieder, alle Mendelsohns und Rochaus um mich versammeln. Willst Du es mir versprechen?"

Esther neigte das Haupt; eine sanfte Röte glitt zum ersten Mal über die kranken Wangen.

* * *

Nachdem die Damen sich verabschiedet hatten, eilte Wolf auf sein Zimmer und las noch einmal Marthas Brief. Und er las ihn nochmals und abermals und faßte sich ratlos an die Stirn. Keine Zweifel beherrschten ihn, welchen Weg er einzuschlagen habe, aber die Folgen traten doch mit solcher Beängstigung vor seine Seele, daß er aufzuckte, wenn er sich das Ende der Dinge vorstellte. Wie er auch immer überlegte: die Schuld an Marthas Tode würde ihn treffen.

War er nicht ein Mann? Hätte er nicht stärker sein müssen, als ein in seiner Liebe zweimal betrogenes, heißblütiges Weib? Hatte er nicht durch seine Schwäche und den Mangel an Widerstandsfähigkeit etwas gefördert, was gegenüber einem Wesen wie Esther fast zu einem Verbrechen geworden war?

Würde ihn nicht jeder Gerichtshof, jeder gerecht Denkende verdammen? Nicht die Liebe hatte ihn ergriffen wie über Nacht ein Frühlingswehen die Erde, nein, seine Eitelkeit verleitete ihn zum Tändeln, und ohne rechte Grundsätze und ohne Unterscheidung war er Marthas süßen Reden gefolgt, statt mit einer rechtzeitigen Abwehr sie und sich selbst vor einem Treubruch zu behüten.

Sie sprach ihn in ihrem Briefe von jedem Vorwurf frei, aber konnte dies ihn entlasten?

Ihre Auffassung hatte doch nur Wert, wenn sie sich in das Unvermeidliche fügte, und Wolf mußte sich sagen, daß sie nur deshalb seine Schwächen nicht verdammte, weil die Wirkungen dieser den Inhalt dessen bildeten, was sie als höchstes Lebensglück ansah. — Ihm schien ihr Tod die Vernichtung seines eigenen Daseins! Wenn er sich eben entschlossen hatte, ihr gegenüberzutreten und sie auf das Unabänderliche hinzuweisen, dann hielt's ihn doch wieder zurück, weil er nicht daran zweifelte, daß sie ihr ent-

setzliches Vorhaben ausführen werde. Wolf suchte vergeblich nach Atem in seiner Qual.

Ja, das Schicksal ließ nicht immer mit sich spielen! Wenn dieses ihm andere Wirrnisse glücklich gelöst hatte, hier schleuderte es den Fluch aus über die böse That!

Mitten unter solchem inneren Widerstreit trat Esther, welche sich nach Frau Rochaus Fortgang unter einem gleichgültigen Vorwande zurückgezogen hatte, in Wolfs Zimmer. Sie war sehr bleich, schwankte, als sie sich in einen Sessel niedergleiten ließ und drückte die Hand auf die Brust.

„Was ist Dir, meine liebe Esther?“ rief Wolf besorgt, „fühlst Du Dich weniger wohl? Ich hatte gerade gehofft, daß die günstige Wendung der Dinge auch eine günstige Wirkung auf Dich ausüben würde —“

„Wir wollen noch einmal reden, Wolf,“ unterbrach die Frau seine Rede und ohne seine Fragen zu beantworten. Etwas seltsam Feierliches und im Tone Fremdes klang durch ihre Worte. „Noch einmal, zum letzten Male! Du sprichst von einer günstigen Wendung der Dinge. — Wohl! Äußerlich hat sich alles geebnet, und unser Glück kann uns wieder werden, wenn Dich, wie Deine Mutter sagte, die traurigen Erfahrungen weise gemacht haben. Ich hoffe, ich glaube es! Aber eines ist noch unentwirrt,

und dies eine entscheidet doch über Tod oder Leben, Wolf! Wolf!" fuhr Esther mit erhobener Stimme fort:

„Kannst Du denn wirklich noch einen Augenblick zögern? Denkst Du nur allein an Dich? Bin ich noch immer nicht genug gemartert und verwundet? Zufolge all der Qualen mehr dem Tode als dem Leben nahe, — mußte sogar ein kleines, süßes Geschöpf — und es ist doch das höchste Gut, das Menschen werden kann Wolf" — hier brach die Stimme der Frau und Thränen fluteten unaufhaltsam aus ihren dunklen traurigen Augen — „vorzeitig sterben! War selbst das noch nicht hinreichend? Übte ich noch zu wenig Sanftmut, glaubte, hoffte, duldete ich immer noch nicht genügend, um an meinem Teil Dir Deine Schuld tragen zu helfen, um dadurch Dich zurückzuführen zu Deiner Pflicht?

Ich weiß alles, Wolf — und was ich nicht weiß, — das lehrt mich mein Nachdenken.

Ich schrieb Martha. Wenn Du eine Ahnung haben könntest, was in mir vorging, was ich in mir bezwingen mußte, um noch einmal zu betteln, da zu betteln, wo ich ein heiliges Recht habe, Du würdest schon aus Mitleid Dich endlich aufraffen. Meine Schwester hat mir nicht einmal geantwortet! Aus ihrem und Deinem Schweigen erkenne ich, daß sie

noch hofft und hoffen kann sie nur, weil Du noch schwankst! —

Ich aber trete jetzt vor Dich, nicht mehr als eine Bittende, nein, als Dein Weib und als ein Geschöpf, das auch menschlich geartet ist und den Pulsschlag seines Herzens nicht mehr zu unterdrücken vermag. Zuletzt reißt der stärkste Faden — selbst die Erde bricht auseinander, wenn die Feuer allzu gewaltig in ihrem Innern wühlen!

Ich konnte für Dich sterben, Wolf, um Deine Ehre zu retten, ich könnte mir das Leben nehmen um meines gekränkten Stolzes willen! Mag eine Martha um Liebe betteln, ich vermag es nicht! — Mich schaudert schon bei dem bloßen Gedanken, daß ich auch nur durch einen Blick einem Manne verraten sollte, was in meinem Innern vorgeht. — Deine Ehre ist gerettet. — Nun wähle endlich zwischen mir — und jener —! Wolf, Wolf!" fuhr die Frau, sein durch die Seelenqualen hervorgerufen Schweigen falsch deutend — mit fester und vorwurfsvoller Stimme fort:

„Kannst Du denn wirklich noch zaudern?" Und als er nicht gleich antwortete fiel sie zurück und ein Schmerzensschrei drang aus ihrer gequälten Brust.

„Lies und verstehe!" entgegnete Wolf, Marthas Brief hervorziehend, mit flehender Stimme.

Er trat ihr näher, berührte sie sie sanft und suchte durch zärtliche Worte sie wieder zu sich zurückzuführen.

Esther griff mit zitternder Hand nach dem Schreiben, las bis ans Ende und ließ für Augenblicke das Haupt wie ein Mensch sinken, dem jede Hoffnung vernichtet ist.

„Ich habe Dich lieb, unsagbar lieb, Esther. Es sind keine Worte,“ begann Wolf mit eindringlicher und zärtlicher Stimme. „Ich liebe Dich mit so viel Hingebung und mit so starken Gefühlen der Achtung, mit so viel Ehrerbietung, wie immer nur in mir aufzusteigen vermag. Mein Schwanken bedeutet keinen Mangel an aufrichtiger und ungeteilter Empfindung. Sie war stets dieselbe für Dich. Nur abgelenkt war ich wie ein Mensch, der im Rausch seiner Sinne nicht mächtig ist und den die Vernunft zeitweilig verläßt.“

„Wohl, Wolf! Ich begreife und habe vergessen!“ erwiderte Esther kalt. „Aber nun stehst Du vor der Entscheidung und zauderst doch noch und willst Dein Zaudern sogar entschuldigen!

Sieh! Das ist die entsetzliche Enttäuschung für mich! Das macht alles, was die letzten Tage an Hoffnungen zurück brachten, — was Deine Handlungsweise Gutes hervorrief, wieder zu nichte!

Sei kein halber, sei endlich ein ganzer Mann! Thue das, worauf es ankommt, zeige, daß Du wirklich aus den Erfahrungen gelernt hast!

Beweise, daß die Versicherungen Deiner Liebe keine Worte sind!

Du fürchtest Gewissensbisse, wenn meine Schwester ihr Vorhaben ausführt! Du willst nicht büßen für die süßen Augenblicke des Leichtsinns, der Unbesonnenheit — des Treubruchs! Ich aber rufe Dir zu: Erfülle Deine Pflicht und büße!'

Wage gegen Wage! Mein Leben stand auch auf dem Spiel. Ihr hattet es verschuldet. — Nun so mag das Leben Marthas ebenfalls für Augenblicke, — mag es ganz in Gefahr geraten. Ich wünsche ihren Tod wahrlich nicht. — Ich zittere, wie Du, bei dem bloßen Gedanken. Aber meine Verzeihung kann sie nur erringen, bemitleiden kann ich sie nur, mein Herz ihr wieder zuwenden, wenn sie entweder wirkliche Buße thut — nicht ein Wort der Reue finde ich in ihren Zeilen! — oder wenn sie ein Opfer ihrer Liebe wird!

Das Dasein ist grausam, gewiß! Der Schöpfer legte so vieles in unsere Brust, das nach Befriedigung drängt und wenn wir dem Triebe der Natur folgen, straft sie uns mitleidlos! Aber das ward uns gelehrt von dem Augenblick, wo wir das erste Wort

zu stammeln vermochten — mit dieser Erkenntnis traten wir ins Leben!

Ich — Esther! — spreche Dich frei von Schuld an Marthas Tode! Nun aber gehe und handle. Suche sie zu versöhnen, verweise sie auf das Vernünftige, auf ihre Pflicht, erinnere sie an ihr Kind, an ihre Mutter — an Dich selbst — Was immer Du thust, ich vertraue Dir! —

Aus welchen Gründen immer Du endlich zu mir zurückkehrst, es ist das Rechte. Es muß so sein, Wolf? Habe ich Dich überzeugt?" —

Noch stand Wolf einen Augenblick unschlüssig da. Aber es war kein Schwanken mehr!

Ein heißes Gefühl von Liebe und Bewunderung für Esther erfüllte ihn, und nur weil er in seinen überquellenden Empfindungen die Worte nicht zu finden wußte, weil er nicht zu sprechen vermochte, obgleich er am liebsten vor ihr niedergesunken wäre und ihre Hände geküßt hätte blieb er wie angewurzelt stehen. Endlich aber raffte er sich auf. Noch ein stummer Händedruck, ein tiefer, verständnisvoller Blick — und er hatte das Zimmer verlassen. —

* * *

Zwei Jahre waren vergangen, Jahre, welche die Erinnerungen an ein furchtbares Ereignis in der Mendelsohnschen Familie noch immer nicht verwischt hatten. In dem Hause der Lennéstraße saß Frau Mendelsohn und zeigte einem kleinen Mädchen, das bisher um sie herumgespielt hatte, ein Album mit Photographieen. Die Finger des Kindes deuteten auf jedes Bild und mit immer gleicher Geduld beantwortete die alte Dame deren Fragen.

Ihre Mienen waren ernst, aber voll Güte. Der Zug von tiefer Schwermut ward gehoben durch die Trauerkleider, welche sie trug.

„Und wer ist das?“ fragte das Kind umblätternd von neuem. Und: „Das ist ja Mama, meine Mama?“ ergänzte es selbst und sah halb forschend, halb frohlockend zu seiner Großmutter empor.

„Ja, kleine Martha! Es ist Deine Mama, die von oben oben auf Dich herabschaut und glücklich ist, wenn Du artig und folgsam bist!“

Martha bewegte mit ernsthafter Miene den Kopf, fuhr aber nach Kinderart sogleich mit ihrem Plaudern fort.

Jetzt ward die Thür geöffnet. Thomas zeigte sich in der Öffnung, und Rochaus: Karl, Regine, Wolf und Esther traten ins Zimmer.

Alle trugen Blumen und Packete in den Händen.

Frau Mendelsohn ging ihnen entgegen und begrüßte unter warmem Händedruck zunächst Regine, die in ihrer gewinnenden Art den Geschenken artige Worte hinzufügte.

„Eigentlich wollte Mama Rochau sich uns gleich zum Gratulieren anschließen, gnädige Frau," sagte sie. „Sie erhielt aber gerade Besuch und kommt nun ein wenig später nach!"

„Tante, Tante!" rief nach diesen Worten die kleine Martha, eilte auf Esther zu und zeigte auf das Album. „Hast Du schon gesehen? Hier ist meine Mama! Guck' einmal her —"

Freudestrahlend zeigte sie Esther ihrer Mutter Bild.

Esther neigte sich bewegt zu dem Kinde tief hinab, nahm es in ihre Arme und küßte es zärtlich.

Eine Pause trat ein. Niemand sprach, aller Augen richteten sich auf Frau Mendelsohn.

Die peinlichen Eindrücke wurden zum Glück durch das Eintreten anderer Gratulanten verwischt, und auch Frau Oberamtmann Rochau ward bald darauf gemeldet.

Nach der Begrüßung flüsterte Regine ihrem Manne zu:

„Sieh, Waldmann, das ist das neue Kleid, welches wir Mama geschenkt haben. Sieht sie nicht schön wie

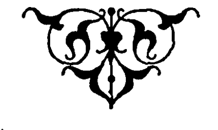
eine verwittwete Juno darin aus?“ Karl nickte und lächelte zu ihren Worten.

Esther aber zog Wolf noch unter der Nachwirkung des Vorganges beiseite und sagte leise:

„In den nächsten Tagen ist auch Marthas Geburtstag, mein Wolf — Nicht wahr? Wir werden auf den Kirchhof gehen und Blumen auf ihr Grab legen? —“

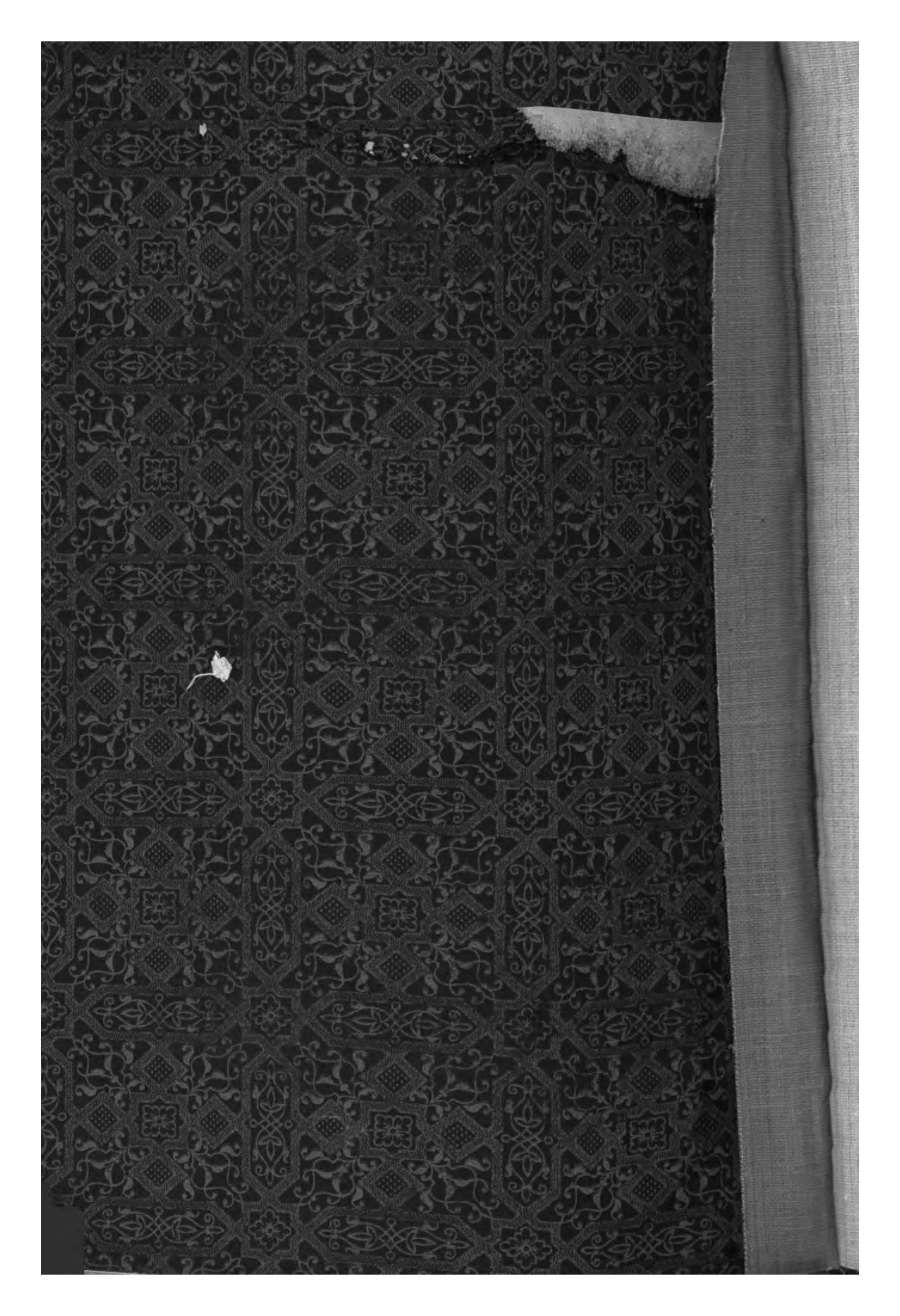
Wolf neigte das Haupt, erhob aber dann das Antlitz zu seiner Frau und sah sie mit einem innigen Blicke an.

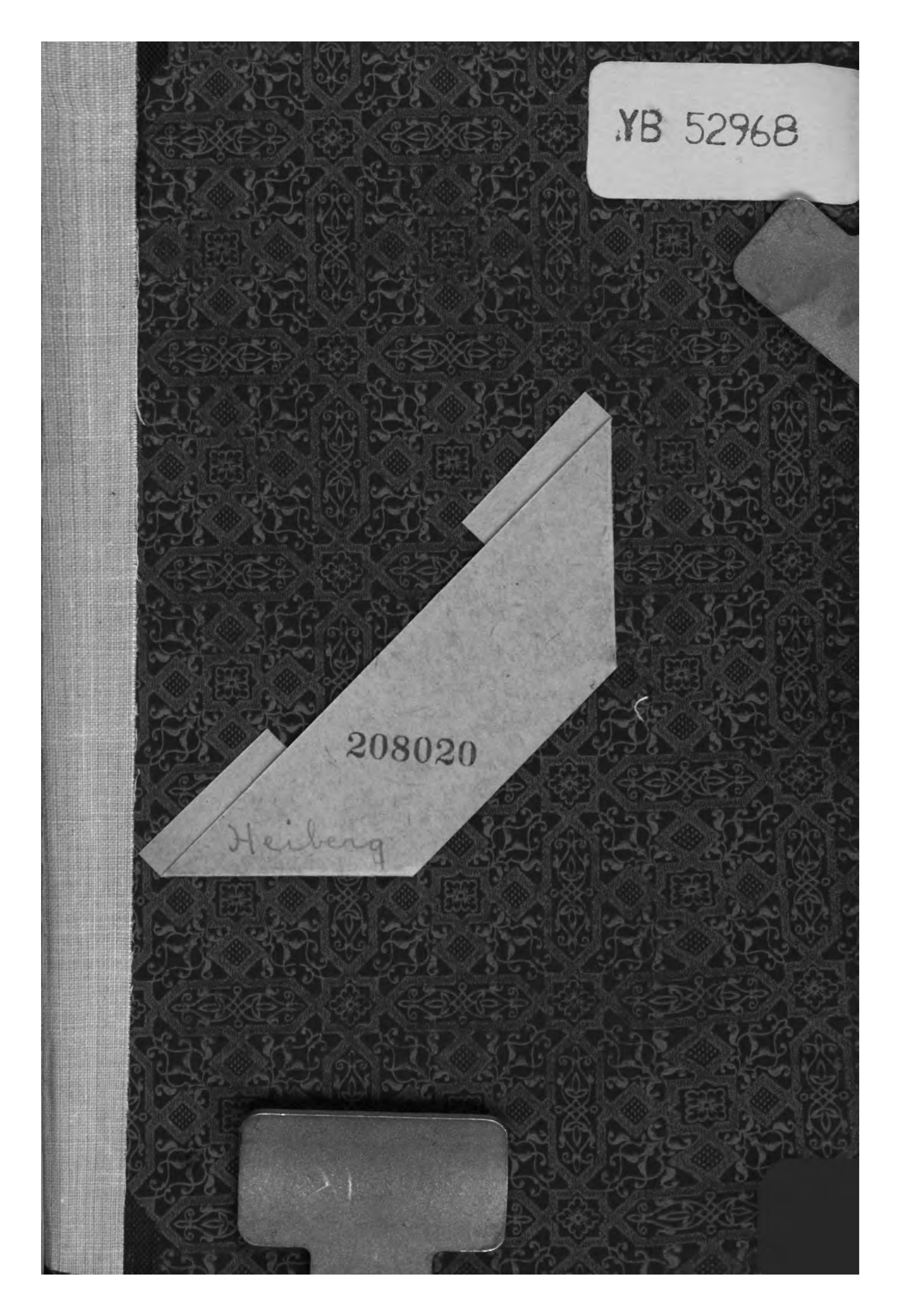
In seinen Augen schwamm jener Ausdruck von mildem Ernst und sanfter Trauer, der allezeit einem bewegten Innern entspringt und der sich nur auf dem Angesicht solcher Menschen wiederspiegelt, welche aus den Erfahrungen des Lebens lernten, daß allein die Übung der Tugend dauernd glücklich zu machen im stande ist!



Druck von Emil Herrmann sen., Leipzig.







YB 52968
208020
Heiberg

